This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

1 47. c. 56

Wanderjahre

in

Italien.

Von

Ferdinand Gregorovius.

Erſter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
—
1874.

Figuren.

Geſchichte, Leben und Scenerie

aus

Italien.

Von

Ferdinand Gregorovius.

Vierte Auflage.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1874.

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

An

Friedrich Althaus

in London.

Rom 1855.

Deus nobis haec otia fecit.
Virgil.

Inhalt.

	Seite
Die Insel Elba	1
Der Ghetto und die Juden in Rom	51
Idyllen vom Lateinischen Ufer	119
Das Cap der Circe	167
Römische Figuren	195
San Marco in Florenz	271
Toscanische Melodieen	303
Die Insel Capri	321

Die Insel Elba.

1852.

Ein mal in der Woche macht zur Sommerszeit das toscanische Staatsdampfschiff „Giglio“ die Fahrt nach Elba, Regierungsdepeschen und Passagiere hinüberzubringen. Sie dauert, von Livorno aus, gegen fünf Stunden, weil sie über Piombino geht, wo das Schiff eine Weile anlegt.

Immer längs der stillen Küste, an den Maremmen hinsegelnd, erfreut man sich der grünen Niederung, die sich zum Meere senkt und nach dem Lande zu durch das Gebirg geschlossen wird, welches die Gegend von Volterra durchzieht. Türme an solchen Stellen, wo ein Landungsplatz sich befindet, wenige kleine Hafenorte, einige Fabrikgebäude und zerstreut liegende Campagnahäuser unterbrechen den einförmigen Strich der Maremmen, welche von Arbutusbuschwäldern und Myrten grünen, und in ihrem Dickicht die reichste Jagd von Wildschweinen hegen.

Zur Zeit der Etrusker standen auf dieser Küste reiche und durch ihre Cultur mächtige Städte von Volaterrä ab bis nach Cäre und bis Veji in die Campagna

von Rom hinunter. Man kommt an dem alten Cecina vorbei, einem noch heute mit demselben Namen bestehenden Ort, hart an der Küste. Weiter südlich lag das berühmte Vetulonia, dann Populonium, eine der mächtigsten Städte der Etrusker, welche ihre Herrschaft auf alle umliegenden Inseln erstreckt hatte. Sie wurde im Bürgerkrieg zwischen Marius und Sulla zerstört, sodaß schon zur Zeit des Strabo von ihrer Größe nichts mehr übrig war als ein alter Turm, einige Tempel und Mauerreste. Ihre Trümmer sieht man auf dem Vorgebirg der kleinen Halbinsel, die das Ufer hier ausstreckt, überwildert von Gestrüpp und Haidekraut; eine kleine befestigte Ortschaft liegt auf ihrer Stelle. Um die Halbinsel von Populonium segelnd, kommt man in den Hafen von Piombino.

Diese kleine Stadt von kaum 1200 Einwohnern war einst die Herrschaft des Hauses Appiani und im Jahr 1805 des Corsen Felix Bacciochi, Herzogs von Lucca und Piombino, und Gemals der Elisa Bonaparte. Nach dem Aussterben der Appiani im Jahr 1631 kam das Fürstentum an Spanien, und 1681 an Hugo Buoncompagni-Ludovisi, dessen Nachkommen es seit 1815 wieder besitzen unter toscanischer Oberhoheit. Die kleinen Gassen der Stadt mit ihren gelben Häusern, das fürstliche Schloß auf der Höhe, schwarze Mauern und ein verwitterter Turm auf einer zerrissenen Klippe am Hafen schauen einsam in das Meer hinab. Die Aussicht von der Stadt ist eines Herrscherstzes wert; ein ganzer Archipel liegt vor den Blicken, schöne Eilande in der blauen Meeresfläche, Giglio, Cervoli Palmarola, Elba und Corsica. Gerade gegenüber, nur eine halbe Stunde

entfernt, erhebt Elba seine mächtigen Bergmassen, die turmgekrönten Inseln Cervoli und Palmarola vor sich.

Je näher man Elba kommt, desto rauher erscheinen seine Felsen; von Ortschaften ist kaum eine Spur zu sehen, außer einem kleinen Hafenort, den man linker Hand liegen läßt. Die Ufer schroff und von einer finstern Majestät. Hoch oben, auf der höchsten Spitze eines Bergs, steht kühn ein grauer und uralter Turm, vom Volk Torre di Giove genannt, ein ehrwürdiges Wahrzeichen für den Schiffer, der auf diese Napoleonsinsel zusteuert.

Nun fliegt das Schiff um ein Vorgebirg, und nicht gering ist die plötzliche Ueberraschung. Denn mit einem mal zeigt sich der große schöne Golf von Porto Ferrajo, ein herrliches Halbrund, amphitheatralisch von hohen Bergen eingefaßt, deren Abhänge bis zum Meer bedeckt sind mit Gartenhainen und Villen, mit Landgütern und Kapellen, unter Cypressen, hohen Aloeblumen, und grünschattigen Maulbeerbäumen. Zur Rechten wird der Golf von einer Halbinsel umzogen, deren Isthmus sehr schmal ist, und auf dieser liegt Stadt und Hafen Porto Ferrajo, das alte Argous und das spätere Cosmopolis, ein schönes Denkmal des glücklichen Cosmus I. aus dem Hause Medici, und das Gefängniß Napoleon's.

Ich betrat die Stadt mit dem Gefühl, in eine historische Idylle einzutreten. Die großen und ernsten Linien des schönen Golfs haben etwas Feierliches, die Stadt auf der Halbinsel, so graziös toscanisch, hat Alles von ländlicher Einsamkeit und weltabgeschiedenem Behagen.

Die Straßen sind zusammengedrängt, doch über-

ſchaulich; die kleinen Plätze und Orangengärten, die ſich frei und luftig den Berg hinaufziehen, laden zum Bleiben ein. Die ganze Stadt ſchimmert in einer hell gelben Grundfarbe, welche zu dem friſchen Grün der Bäume und dem tiefen Blau des Meeres heiter ſtimmt. Ein paſſender Aufenthalt für enttronte Könige, ihre Memoiren zu ſchreiben!

Auch die Türme und Baſteien dreier Forts, Stella, Falcone und Caſtell' Ingleſe, ſehen nicht düſter aus. Zu ihren Füßen liegt der kreisrunde Hafen, mit guten Quais eingefaßt, ein Werk des Cosmus von Medici. Durch die Tromba, das prächtige Tor in der Mitte, tritt man in die Stadt, nachdem man mit Befriedigung die vielverheißende Inſchrift geleſen hat:

Templa Moenia Domos
Arces Portum Cosmus Med. Florentinorum Dux II
A Fundamentis Erexit A. D. MDXLVIII.

Alles hat demnach jener glückliche Cosmus hier erbaut, Tempel, Häuſer, Mauern, Burgen und Hafen — und Napoleon zu bauen nichts übrig gelaſſen, als die Luftſchlöſſer eines neuen Kaiſerreichs.

Das Schiff landet an der Treppe, von welcher er ſich einſt mit ſeinen Garden nach Frankreich einſchiffte; eine Scene, die ſich die Einbildungskraft ſofort wiederherſtellt; und wie oft, und wo nicht in aller Welt, haben wir jenes Gemälde betrachtet: Napoleon's Einſchiffung auf Elba? Aber das Auge blickt immer zu der zierlichen Stadt empor und ſucht ihre einzige Merkwürdigkeit, die Wohnung des verbannten Kaiſers.

„Seht ihr's nicht droben liegen, das gelbe freundliche Haus unter dem Stella-Fort? Es schaut gerade her zum Hafen; seht dorthin, wo die Schildwache an dem Schilderhaus davorsteht."

„Jenes mit den kleinen Fenstern? Welches Tuilerienschloß für einen Pygmäenkönig! Es gleicht einem Gartenpavillon."

„Das ist der Palast des Kaisers und heute das Haus des Gouverneurs."

Eine Barke bringt uns an den Quai, auf dem Bewohner der Stadt sich neugierig versammelt haben. Da gibt es keine Zudringlichkeit wie in Livorno, wo man vor Barcarolen und Facchini seines Lebens nicht sicher ist; Alles ist still, bescheiden und zufrieden. Aus dem Tor tritt man durch eine Gasse, welche Fisch- und Gemüsemarkt ist, auf die Piazza d'arme, einen langen und schmalen Platz, an dessen Ende die Hauptkirche der Stadt liegt. Die lautloseste Sonntagsstille herrscht hier, eine wahrhaft idyllische Stimmung und Lebensbehaglichkeit. Die reinlichen Häuser sind mit Blumen geschmückt, und von der Bedürfnißlosigkeit der Bewohner zeugen die kleinen Verkaufsläden, das Kaffeehaus und der anspruchslose Gasthof L'ape d'oro, in welchem ich mit meinem Reisegefährten einkehrte. Ein einfaches Speisezimmer, ein paar schlichte, ganz schweigsame Tischgäste, ein mittelmäßiger Inselwein, ein dürftig Mittagsbrot und ein billiger, freundlicher Wirt.

Wir finden keine Ruhe, ehe wir nicht zur Wohnung Napoleon's hinaufgestiegen sind. Sie liegt zwischen dem Fort Stella und dem Falcone hoch auf dem Ufer, so

daß sie mit der Vorderseite auf den Golf, mit der Hinterseite auf's Meer nach Piombino blickt, und eine sehr schöne Aussicht gewährt. Aber dieser Blick in das sonnige weite Meer und auf die lockenden Küsten Italiens ist für einen verbannten Kaiser zu aufregend.

Das Haus besteht aus einem platten Mittelgebäude von zwei Stockwerken mit vier Fenstern in der Fronte und zwei kleinern Seitenflügeln, welche beträchtlich niedriger sind. Durch diese geht man in das Innere, denn das Mittelgebäude hat keine Thür. Eine Mauer umschließt den kleinen Garten, in welchem Napoleon seine Morgen- und Abendspaziergänge zu machen pflegte. Citronenbäume, Blumen, ein paar Marmorbilder im Grün, das ist der ganze Reichtum des kaiserlichen Gartens von Elba. Napoleon selbst hat ihn angelegt und mit Akazien geschmückt. Mir erschien es sehr charakteristisch, daß ich in ihm Kanonen aufgestellt fand. Da der Garten zum Bereich des Stella-Forts gehört, dient er zugleich als Schanze, und ohne Zweifel standen dort die Kanonen schon zur Zeit Napoleon's unter den Blumen aufgepflanzt; waren sie doch die Lieblingspflanzen des Kaisers, ihm schöner duftend als Rosen und Orangenblüten, und so mag man ihn hier in seinem kleinen Kanonengarten umherwandelnd denken, stillstehend an einer Haubitze, brütend, Entschlüsse abwägend, auf das Meer spähend, wo die Küste Italiens dem Blick greifbar ist, und hinüberforschend nach dem Continent, dem Schauplatz seines Ruhms, welcher ihm seine Thaten zuruft, seine Thatlosigkeit anklagt, und seine Seele beständig anstachelt: Cäsar, du schläfst!

Aber gestehen wir es, das Bild Napoleon's auf Elba

erhebt uns nicht allzu sehr. Die Heldenkraft eines einzelnen Menschen, welcher gegen die Welt kämpft und trotzig das Schicksal herausfordert, ist immer bewundernswert; aber sie läßt kalt, wenn sie nicht mehr den sittlichen Ideen und Zwecken der Geschichte, sondern nur dem eignen und kleinen Egoismus dient. Die Geschichte hatte Napoleon beseitigt; wie er sich von Elba erhob, erschien er als ein Mann, der in der Welt nichts mehr zu thun hatte und von ihren Interessen abgelöst war; sein Kampf war titanisch, wie der des Einzelnen gegen die Weltordnung sein mußte; sie zerbrach ihn, wie ein Rohr, das ein rollendes Rad zerknickt. Dies ist der tragische Sinn von Elba und von den Hundert Tagen.

Napoleon auf Sanct Helena ist wieder eine ganz andere Gestalt. Da erregt er die tragische Wehmut, gleich dem Helden eines großen Trauerspiels, den wir sterben sehen mit einer von Leidenschaften gereinigten und versöhnten Seele.

Wie sonderbar! Es gibt in diesem tyrrhenischen Meer noch ein zweites Felseneiland, welches als Verbannungsort eines Kaisers fort und fort in der Geschichte einen unsterblichen Namen tragen wird. Dies ist Capri, die Einsiedelei des furchtbaren Tiberius. Elba und Capri, Napoleon und Tiberius sind zwei widerspruchsvolle Kehrseiten der Despotie; dort ein Kaiser, gewaltsam auf die kleine Insel verbannt, der aus der unerträglichen Enge wieder in die Weltgeschichte sich zurücksehnt, nimmer satt von Herrschaft oder Heldenthaten; hier ein Kaiser, der unbestritten die Welt besitzt und sie gleichsam mit einem Wink seiner Augenbrauen lenkt, und der sich mit einem

halb ironischen, halb furchtsamen Lächeln freiwillig auf die kleinste Felsenscholle seines Reichs verbannt, als ein Eremit zu leben.

Wahrlich, es war eine kindliche Naivetät der Mächte von 1814, Napoleon nach Elba zu verbannen. Man möchte versucht sein, diesen unschuldigsten Gedanken der größten Politiker Europas aus einer romantischen Anwandelung zu erklären. Wenigstens überkam mich der einzige Sinn, der in Napoleon's Verbannung nach Elba liegt, plötzlich, als ich auf den Eisengruben von Rio stand, und ich sagte mir, daß die hohe Diplomatie von 1814 sehr poetisch gedacht habe, den Schlachtengott Napoleon auf diese Eiseninsel zu verbannen. Aus ihren unerschöpflichen Erzlagern haben sich die Völker seit mehr als 20 Jahrhunderten Waffen geschmiedet, und Rom, welchem einst Porsenna, König jener Etrusker, die zuerst die Erze Elbas verschmiedeten, die Bedingung gestellt hatte, das Eisen fortan nur zum Ackergerät zu verwenden, hat mit dem Eisen dieses Eilands die Welt bezwungen.

Durfte man glauben, daß der Beherrscher von halb Europa, der sich gewöhnt hatte, mit Königskronen zu spielen, urplötzlich in einen pensionirten Offizier sich würde verwandeln können, welcher auf einer idyllischen Insel Kohl pflanzt, Vögel abrichtet, ein paar Grenadiere als erinnerungsvolles Spielzeug gebraucht und Sonntags mit seinen Nachbarn auf die Jagd geht? Dachte man an Diocletian, an Tiberius, an Karl V.? Müde Herrscher legen das Diadem ab, weil es drückend ist, und nachdem sie selbst gesättigt wurden; aber auch die wucht-

vollste Krone hat noch nie dem Haupt eines Mannes zu schwer geschienen, der sie als Emporkömmling dem Glück abgerungen hatte. Solche Menschen können zu herrschen nicht aufhören, ehe sie nicht demselben Schicksal im Kampf erlagen. Wunderlicher Einfall also, den corsischen Löwen auf dieses Eiland, ins offene Meer zwischen Frankreich und Italien hinzusetzen, gerade in den Brennpunkt seiner Herrscherleidenschaften.

Es liegt indeß ein tiefer fatalistischer Sinn in diesem Ort von Napoleon's Verbannung. Das Fatum, welches große Menschen stürzt, ist in der Regel von einer tragischen Ironie. Es pflegt seine Opfer in ihren eigenen Anfang zurückzustürzen und dann zu erschlagen, wenn sie die Götter des Glücks zum zweiten mal versuchen. Wenn Napoleon einen jener gewaltigen Berge von Marciana erstieg, so konnte er von ihrem Gipfel Corsica sehen, nahe vor sich mit seinen Städten, Wäldern und Bergen, mit tausend Stellen, die ihm seine Jugend ins Gedächtniß riefen. Der Anblick mußte ihm schmerzlich sein. So fand er sich gegen das Land zurückgeworfen, aus welchem er als junger Mensch ausgegangen war, nur erst ein namenloser Sohn der Fortuna, mit ungewisser Sehnsucht nach großen Thaten. Dies war unerträglich. Er mußte den fatalistischen Ring zerbrechen; aber die Ironie des Schicksals ward er doch nicht los, denn es ersparte ihm nicht, daß er von Elba nach Frankreich wiederum in der Gestalt des Abenteurers auszog, in welcher er einst von Corsica in die Welt gegangen war.

Als die Marschälle Macdonald und Ney Napoleon in Fontainbleau anzeigten, daß er als Souverain Elba

oder einen andern Ort, etwa Corsica, zu wählen habe, rief er heftig aus: „Nein! nein! Ich will nichts gemein haben mit Corsica!“ Es gehört wenig Psychologie dazu, hier in seiner Seele zu lesen. „Die Insel Elba! Wer kennt die Insel Elba? Man suche mir einen Offizier, welcher Elba kennt! Man zeige mir Karten, welche mir die Lage Elbas nennen!“ Elba — doch — Elba! Und ein Gedanke ging durch seine Seele. Die Günstlinge seiner Schwester Elise von Toscana waren es, welche Elba vorgeschlagen hatten, da es Toscana so nahe lag; und so ging er, als Resultat so vieler welterschütternder Kämpfe endlich die lächerliche Herrschaft einer kleinen Insel anzutreten.

Am 20. April 1814 nahm er von seiner Garde Abschied. Man mag es verzeihen, an Altes und Bekanntes zu erinnern. Ruft man sich doch gern das Bild eines außergewöhnlichen Menschen zurück, zumal in seinem Sturz. Denn an solchem Schauspiel erhebt sich die Seele zur weisern Betrachtung des Lebens und seiner ewigen Ordnung. Wenn kleine Menschen von der Höhe der Großen, worauf sie nicht ureigne Kraft, sondern nur die Schwachheit der Zeit stellte, stürzen, dann gibt es ein Ende mit Schrecken, doch kein tragisches. Vielleicht ist Napoleon's Fall die größte Tragödie der Weltgeschichte.

Was sagte dieser Mann, als er von seinen Garden, das ist von seinem Kriegshandwerk, Abschied nahm? Seine Worte sind gemischt aus Unwahrheit und Wahrheit, aus Politik und Sentimentalität. Die ganze Abschiedsscene ist höchst charakteristisch, weil sie ganz thea-

tralisch ist. Um die Figur Napoleon's hängt überhaupt viel mehr Theaterpomp und Bühnengoldbrocat, als um die des Alexander und die des Pompejus. „Seid treu dem neuen Könige, welchen Frankreich sich gewählt hat", so sagte er zu den weinenden Garden; „verlaßt nicht unser teures, zu lange Zeit unglückliches Vaterland. Weint nicht um mein Loos; ich werde immer glücklich sein, wenn ich weiß, daß ihr es seid. Ich hätte sterben können — nichts war leichter für mich; aber ich will ohne Aufhören dem Pfad der Ehre folgen. Noch habe ich zu schreiben, was wir gethan haben. Ich kann euch nicht Alle umarmen. Doch ich will euern General umarmen. Kommt, General . . . (er schließt den General Petit in die Arme). Man bringe mir den Adler . . . (er küßt den Adler). Teurer Adler! Möchten diese Küsse alle Braven im Herzen fühlen . . . Lebt wol! meine Kinder . . . meine Wünsche werden euch immer begleiten . . . Bewahrt mein Andenken."

Am 27. April langte er, in elender Verkleidung, den Mordanschlägen der Provence entronnen, in Fréjus an, zurücklaufend seines Glückes eigene Straße. Die er einst von Aegypten her als Triumphator durchflogen, hatte er jetzt durcheilt als Postillon, als Lakai gekleidet.

Ein französisches und ein englisches Schiff lagen dort im Hafen bereit. Er wählte das englische. Am 5. Mai landete er in Porto Ferrajo; sieben Jahre später sollte er an demselben Tag auf einer fernen Insel im Ocean, deren Namen er kaum noch gehört hatte, sterben.

Es war 6 Uhr des Abends: ein südlich schöner Tag. Das Volk von Elba, seine Untertanen, standen auf dem

Quai. Arme Menſchen in ſchafwollenen Jacken, die phrygiſche Mütze in der Hand, erwarteten ſie verdutzt, ſcheu und neugierig den großen Mann, welcher die Welt bezwungen und Länder und Kronen verſchenkt hatte, wie andere Könige Ringe und Ordenskreuze verſchenken, als ihren eigenen Herrſcher, als Fürſten von Elba. Eine Muſikbande ſpielte auf, wie zu einem Schäferſpiel. Napoleon blieb mißmutig die Nacht auf dem Schiff. Wie muß er ſich nicht beengt gefühlt haben in dieſem umzirkelten Golf, welchen die Felſenberge gefangen halten!

Als er das Ufer betrat, empfing ihn der bisherige franzöſiſche Commandant Dalesme. Ihm hatte er ſeine Ankunft gemeldet und geſchrieben: „General, ich habe meine Rechte den Intereſſen des Vaterlandes geopfert und mir die Beſitzung und die Souveränetät der Inſel Elba vorbehalten; macht den Einwohnern bekannt, daß ich ihre Inſel zu meinem Aufenthalt wählte, ſagt ihnen, daß ſie immer der Gegenſtand meines lebhafteſten Intereſſes ſein werden.“

Elba fortan der Gegenſtand ſeines lebhafteſten Intereſſes! Eine Auſterſchale für die ganze Welt!

Der Bürgermeiſter und die Aelteſten von Porto Ferrajo ſtellten ſich dar mit den Schlüſſeln der Stadt. Der Kaiſer empfing ſie. Es war dieſelbe Scene, die er ſo oft erlebt hatte, vor Berlin, vor Wien, vor Dresden, vor Mailand, vor Madrid, vor Moskau — nur die Schauſpieler waren andere geworden . . . ein armer ſtammelnder Bürgermeiſter von Porto Ferrajo, und ein paar Aelteſte des Städtchens.

Napoleon zog in das Haus des Gouverneurs, und dies eben ist jener kaiserliche Palast mit dem kleinen Kanonengarten und den kleinen Blumenstücken. Er fing ohne Säumen den Ausbau an. Ich sah in ihm einen schönen Speisesaal und etwa 10 bis 12 kleinere und größere Gemächer, welche gegenwärtig der Governator der Stadt und Festung bewohnt. Im Schlafzimmer Napoleon's hängen Kupferstiche, welche Scenen aus Aegypten darstellen, und im Arbeitszimmer steht noch sein Schreibepult. Das war nun des Kaisers Tuilerienschloß, das Miniaturbild seiner Herrschaft, und im Verhältniß dazu stand auch sein Hof. Großmarschall des Palasts war Graf Bertrand; der Graf Cambronne, der Artilleriegeneral Drouot und Andere bildeten den Hof, der im ganzen Haushalt 35 woltitulirte Chargen zählte.

Wahrlich, der Aufenthalt in Elba glich der Villeggiatur eines römischen Kaisers, der sich dem Ceremoniel des großen Hoflebens in der Hauptstadt entzieht und mit wenigen Vertrauten und Dienern Luft und Ruhe schöpfen geht nach Antium oder nach Bajä. Aber nein, diese Luft von Elba war für das Gefühl Napoleon's vielleicht drückender, als jene auf der Scholle von Sanct Helena, die er mit völliger Resignation betrat.

Man hatte ihm 700 Mann Garde zu Fuß und einige 80 Mann zu Pferde als Spielzeug überlassen. Nun denke man sich dieses Häuflein von Veteranen beisammen, wie Schiffbrüchige auf eine Insel verschlagen und dort am Strand gelagert. Wer zuhörte, was diese rauhen Männer, Franzosen, Corsen, Italiener, Polen, miteinander redeten, konnte die wunderbarsten Dinge hören und Bilder der

halben Erde an sich vorübergehen sehen, die Pyramiden, die fürchterlichen Eisfelder von Rußland, die Alpen, Leipzig, Marengo, die Sonne von Austerlitz, Eylau und was nicht Alles — Namen wie Ney — o, auch Ney, das schmerzt — Marmont — Bernadotte, das grimmt das alte Kriegerherz — — der falsche prächtige Murat! Was ward aus Murat? O, der ist drüben in Italien noch ein König! Wenn ein Schiff zwei, drei Tage läuft, so kann man ihm die Hand reichen. „Pazienza", sagt der Italiener — „Vive l'Empereur!" ruft der Franzose — „Noch ist nichts verloren", sagt der Pole. Manches mal wird exercirt, der Kaiser hat das Handwerk nicht verlernt. Brav wird mit den Kanonen gefeuert. Aber die Kanonen brummen doch nur in den Wind. Das ist eine schlechte Musik.

Man muß eine Unternehmung ausführen. Der Kaiser von Elba wollte sein neues Reich gleich in der ersten Zeit kennen lernen, und in Begleitung des englischen Botschafters Niel Campbell durchritt er die Insel. Man will wissen, daß er aus Furcht vor Meuchelmord ihn und Bewaffnete mit sich nahm. Er fürchtete besonders den Commandanten von Corsica, Brulart, welcher ehemals Hauptmann der Chouans und Freund George Cadoudal's gewesen war, und jetzt wie zu Napoleon's Hohn Corsica befehligte. In ein paar Tagen hatte der Kaiser sich überzeugt, daß sein Reich nicht groß sei; aber er faßte den Plan, zu bauen, Wege, Wasserleitungen, Verbesserungen anzubahnen. Er wollte Elba verschönern, wie Tiberius einst Capri verschönert hatte. Der unruhige

Geist schmachtete nach Beschäftigung, und die Zeit mußte vertrieben werden.

Napoleon auf dem kleinen Elba bauend und Wege in das Gestein bahnend ist ein tief gedankenvoller Mann, welcher Figuren und Linien in den Sand zeichnet; er ist der alte Fritz, nach der verlorenen Schlacht auf der Brunnenröhre sitzend und mit dem Stock so vor sich hin grabend.

Sein Blick fiel auf die Klippe Palmarola. Vierzig Garden schickte er aus, diese Insel zu nehmen, was ihnen Niemand wehrte, da Niemand darauf wohnte. Die alten Garden setzten einen Turm darauf, und so war das Reich vergrößert.

Auch jene kleine und öde Insel Pianosa, wohin einst August seinen Enkel Agrippa Posthumus verbannte, welchen Tiberius bald darauf durch abgesandte Mörder erwürgen ließ, besetzte Napoleon und bewehrte sie mit einer Schanze, vielleicht angelockt durch jene alten Kaisernamen, oder durch das Loos Agrippa's, mit dem er sein eigenes vergleichen mochte.

Er baute Magazine, Quais, ein paar Pferdeställe, eine Wasserleitung, ein Lazaret, ja selbst das kleine Theater in Porto Ferrajo, wo er seine kaiserliche Loge hatte, so gut wie in Paris. Für sich selbst legte er in der Campagna eine Villa an. Rechts vom Golf führte eine von ihm gebaute Straße zu diesem Versailles von Elba. Dahin ging oder ritt der Kaiser gern und unterhielt sich oft mit den Landleuten, die des Weges kamen, ihre fruchtbeladenen Esel vor sich hertreibend. Das Tal,

in welchem die Villa San Martino steht, und wo einst Scipio Nasica einen Palast gehabt haben soll, ist sehr reizend. Es liegt den grandiosen Bergen im Schoos, die sich nach der corsischen Seite zu erheben. Ein Bach schlängelt sich durch die grüne Tiefe; zu beiden Seiten üppige Fülle von Baumwuchs, viele Häuser im Grün zerstreut, und wohin das Auge blickt, ein reicher Segen von blauen schwellenden Trauben, als stände man auf der Campagna Felice von Neapel. Wer ein zufriedenes Herz hat, mag dort glücklich wohnen. Es gibt das ganze Jahr hindurch Rosen; die Lüfte sind mild und würzig, und wo sich das Tal gegen Porto Ferrajo öffnet, stralen Golf und Meer dem Blick entgegen.

Die Villa gehört heute dem Fürsten Demidoff. Dieser russische Krösus baut sie zu einem Napoleonsmuseum um. Es soll prächtig werden, mit Hallen von Marmor und Feensälen, worin man sämmtliche Thaten des Kaisers an den Wänden al fresco sehen wird. Napoleon selbst, der die Orangenbäume um die Terrasse des Landhauses pflanzte, begnügte sich, den Speisesaal in ägyptischem Stil ausmalen zu lassen; überhaupt war ihm die Erinnerung an Aegypten, wie es scheint, die liebste seines Lebens, denn sie war das romantische Heldengedicht seiner Jugend. Heute hat Demidoff alle erdenklichen Reliquien, die sich auf Napoleon's Geschichte beziehen, gesammelt, und er wird sie in den Zimmern von San Martino aufstellen. Eine lebendige Reliquie Napoleon's, in deren Besitz der Principe gewesen ist, wird er aber in dieser Villa nicht aufstellen, weil er sie, wie man sagt, nicht wol gehalten hat, ich meine seine frühere Gemalin,

Mathilde Bonaparte, Tochter des Exkönigs Jérôme, Reliquie von Westfalen.

Wenn die Reliquien alle aufgestellt sein werden, so wird, sagten mir die Arbeiter an der Villa, der Fürst auf seine Kosten jeden Freitag ein Dampfschiff von Livorno nach Porto Ferrajo abgehen lassen, und dann kann die ganze Welt mitfahren, die schönen Sachen zu sehen. Jetzt aber darf Niemand hinein, und steht das auf der Warnungstafel aufgeschrieben. Und so konnte ich das Innere der kleinen bescheidenen Villa nicht betreten.

Wie ich nach Porto Ferrajo heimkehrte, tröstete mich dafür der schöne Mondschein, welcher viele Dinge zu erzählen weiß. Ruinen, gleichwie Erinnerungen jeder Art, lassen sich am besten beim Mondschein betrachten und bedenken; der Zauber eines zweifelnden Lichts stimmt so wol mit Allem, was vergänglich ist.

Kann man Napoleon lieben? Wird nach tausend Jahren eine Menschenseele auf irgend einem Schauplatz seines Lebens durch die Erinnerung an ihn zu Tränen der Wehmut gerührt werden? Ich weiß es nicht; ich glaube es nicht.

Es gibt einen großen Namen in der Geschichte, welcher zur Hälfte wie Napoleon klingt, er heißt Timoleon. Ich gestehe es, die Erinnerung an diesen Menschen preßte mir eine Träne der Liebe aus, als ich auf dem Theater von Syrakus an ihn zurückdachte. Wie würde sich Napoleon vor diesem Griechen gefürchtet haben, der ihn nach Korinth geschickt hätte, voll strenger Verachtung, wie den Tyrannen Dionys. Andere Zeiten, andere Größen. Napoleon schwärmte in der Jugend für

diesen Helden des Plutarch; als er selbst Kaiser geworden war, schalt er den Tacitus grämlich, und hielt er dem Tiberius eine Lobrede.

Man hat ihn so oft mit dem gefesselten Prometheus verglichen, daß dieses Bild schon eine abgebrauchte Phrase ist; aber es paßt doch ganz vortrefflich auf diesen verbannten Heros, der die Ketten von Elba zu zerreißen im Stande war, bis ihn Kraft und Gewalt mit unauflöslichen diamantenen Fesseln an die Klippe von Sanct Helena schmiedeten. Nach welchen Riesenkämpfen! Blücher und Wellington mußten dies Genie bezwingen, als Kraft und Gewalt gegen einen Halbgott losgelassen. Der Husarengeneral Blücher, in der Hand des Schicksals als Mittel gebraucht, Napoleon zu stürzen, oder sagen wir in niederer Redeweise zu „schlagen", denn was konnte ein so wackerer Mann wie Blücher anders, als tüchtig zuschlagen . . . das ist ein bitterer Hohn. Aber die Natur braucht die größten Kräfte, will sie etwas bilden und entwickeln, die geringsten, will sie vollenden und vernichten.

Napoleon mußten die Wochen, die ihm in Elba hinschlichen, wie Jahrwochen erscheinen. Er klagte oft bitterlich zu Campbell, und zumeist weil ihm Weib und Kind entrissen seien, ihm eine Gunst versagt sei, welche doch dem elendesten unter den Verbannten aus Menschlichkeit gewährt werde.

Seine Mutter kam im Sommer. Wie fand Lätitia Ramolino ihren Sohn wieder! Von der Höhe des Glücks war auch das eitle Mutterherz herabgestürzt, aber es brach nicht — das edlere Herz Josephinens war ge-

brochen, 30 Tage nach Napoleon's erstem Fall, in Malmaison. Auch Pauline Borghese, seine Schwester, kam, einst die neue Helena der Welt, eine schöne Hetäre, zu deren Füßen gekrönte Herrscher lagen, jetzt auf der Campagna von Elba verschollen.

Viele Personen kamen und gingen geheimnißvoll. Die sieben Häfen der Insel waren noch nie so belebt gewesen. Während der neun Monate liefen 1200 Schiffe ein, und 800 Italiener und 600 Engländer waren angekommen, den Mann von Elba zu sehen, darunter viele Offiziere in italienischen, englischen, französischen Uniformen, bald von Marseille, von Corsica, bald von Genua und Livorno, oder von Neapel, von Civita Vecchia und Piombino her. Mit allen unterhielt sich Napoleon geistreich und witzig, und ließ sich von Jedem über die Zustände seines Landes oder den Continent Bericht erstatten.

Eines Tags kam eine fremde Dame mit einem kleinen Knaben nach Porto Ferrajo. Der Kaiser empfing sie mysteriös. In der Campagna ward sie einlogirt, und nach wenig Tagen war sie mit dem Knaben nach Italien hinweg, geheimnißvoll wie sie gekommen war. Man sprach Allerlei, nur Wenige wußten, wer die Erscheinung gewesen, aber sie hatte sich den Blicken nicht entziehen können. Man wird sich leicht vorstellen, daß Napoleon auf Elba in der Lage eines interessanten Mannes sich befand, der sich in einer kleinen Provinzialstadt aufhält, und von allen Augen verfolgt und von allen Zungen beredet wird. Jene fremde Dame war eine polnische Gräfin, der Knabe Napoleon's Kind, die Frucht einer zarten Schäferstunde in dem rauhen Polen. Ich

weiß nicht, wie es dem Kinde weiter erging, aber ich glaube, im Monat December 1852 erschien dieser Knabe als officieller Botschafter Frankreichs vor der Königin Victoria von England und zeigte ihr an, wie die Weltgeschichte trotz Elba und Sanct Helena wieder bonapartisch geworden sei, denn acht Millionen Franzosen hätten Ludwig Bonaparte, Sohn und Reliquie des Exkönigs von Holland, aus Rührung zum Kaiser Frankreichs ausgerufen.

Es ist ein Traum. Die Weltgeschichte träumt, wie der Einzelne, bisweilen von alten Liebschaften und von alten Schicksalen. Im Jahre 1852 träumte ihr von Napoleon.

Der Kaiser indeß wurde auf Elba von Tanten und Basen, wie man sagt, beschändet. In ganz Italien sprach man davon, daß ein gewisses Fräulein Vantini sein Herz erobert habe, daß er sie in romantischen Stunden empfange, auf der Villa wie in seinem Palast, ja daß sie bereits einen zweiten jungen Napoleon unter dem Herzen trage und sich dessen schließlich selbst berühme. Dieses Fräulein war die Tochter eines Gutsbesitzers auf Elba, eines Mannes, der ehemals Bürgermeister in Porto Ferrajo gewesen war; er war wiederum Schwager eines Herrn Cornelio Filippi von Livorno; dieses gewissen Cornelio Schwester aber war eine wahre Messaline, erklärte Bulschaft des Engländers Grant, eines Kaufmanns in Livorno, und dieser Grant war wiederum ein wütender Feind Napoleon's und Helfershelfer des Spions Giunti u. s. w. Da haben wir eine Schandgeschichte aus Elba.

Das Geld fing übrigens zu mangeln an. Napoleon's Einkommen belief sich auf kaum 400,000 Francs. Denn was ihm im Vertrag zu Fontainebleau verbrieft worden war, eine jährliche Rente von 2,500,000 Francs, zahlte Frankreich, dem Vertrag zuwider, nicht. Der Kaiser beschwerte sich, und Lord Castlereagh remonstrirte für ihn; aber die französische Regierung zögerte, und sie zahlte nichts. Sie ahnte wahrscheinlich, daß der Verbannte ihre Gelder zu irgend einem Staatsstreich verwenden könnte, mindestens fürchtete man einen Einfall in Italien; denn daß er eine Landung in Frankreich versuchen würde, fiel Niemanden ein.

Hier auf Elba, in der unmittelbaren Nähe Frankreichs und Italiens, mußten sich dem Geist des gestürzten Kaisers wie von selbst beide Länder als Schauplätze einer möglichen Restauration darbieten. Wie mag er in diesem Garten, in diesem Cabinet und in jener Villa auf- und abgegangen sein, die Hände auf dem Rücken, und in der Wagschale abgewogen haben hier Frankreich und dort Italien, hier die Erneuerung einer alten Laufbahn oder eines Reichs, das er besaß, dort eine ganz neue Laufbahn, eine ganz neue, erst zu stiftende Monarchie.

Verweilen wir einen Augenblick; denn hier ist eine geheimnißvolle Stelle in der Geschichte Napoleon's, die etwas ungemein Anlockendes für die Vorstellung hat, wie jede Möglichkeit von großem Charakter. Eine Minute lang, so kann man sagen, schwebte der Geist einer unberechenbaren Zukunft über Italien, während Napoleon auf Elba saß.

Denn was wären die Folgen gewesen, wenn dieser

Mann seine Richtung auf Frankreich plötzlich aufgab, und er, ein Italiener, in Italien auftrat, in einer neuen Gestalt, als Ordner und Vereiniger dieser schönen Länder, als ein römisch-italienischer Kaiser in der Weltstadt Rom, auf dem Capitol?

Es ist unzweifelhaft, daß ein solcher Plan gefaßt wurde; aber wie weit Napoleon selbst mit den Agenten einer italienischen Union, welche in Turin ihren Mittelpunkt hatten, in Verbindung stand, ist trotz aller Enthüllungen schwer zu ermitteln. Jener Entwurf eines constitutionellen Kaiserreichs in Rom, an dessen Spitze Napoleon zu berufen sei, wie er in den Köpfen der italienischen Unitarier entstand, klingt heute nicht chimärischer, als im Jahr 1814. Es sollte Napoleon römischer Kaiser sein, die Könige von Sardinien und Neapel mit Geld entschädigt werden, die Hauptstädte Mailand, Venedig, Florenz, Neapel, um ihren localen Patriotismus zu befriedigen, zu Vicekönigthümern gemacht werden, die Nationalversammlung ihren Sitz wechseln. Der Papst ward zu einem Phantom erklärt, dessen man sich zu entledigen habe. Dies war das italienische Project; zu seiner Ausführung konnte ein Krieg dienen. Denn Murat, damals noch König von Neapel, sollte in Krieg mit Frankreich verwickelt werden, und Napoleon im Augenblick des Zusammenstoßes erscheinen, wo er dann unfehlbar sich beider Armeen würde bemächtigt, Italien vereinigt und die Bourbons von Frankreich zu seiner Anerkennung gezwungen haben.

Doch genug dieser Träume. Napoleon hielt, wenn er ihnen das Ohr lieh, Italien in Spannung; und in

der That, seine Landung auf der Halbinsel hätte Alles in Taumel versetzt. Ohne Zweifel würde er sich nach Italien geworfen haben, wenn ihm Frankreich keine Aussicht bot. Aber was ihm seine Agenten von dort berichteten, zeigte ihm klar, daß es nur seiner Landung bedurfte, um die bourbonische Restauration wie einen Nebel zerrinnen zu machen.

Unterdeß lebte man im Palast von Elba harmlos; Pauline, die Seele der Gesellschaft, gab bisweilen ein Fest. Aber um Geld zu sparen, ward der Haushalt beschränkt und mancher Bauplan eingestellt, selbst ein Artillerietrain verkauft. Der Kaiser war in Papieren, in Journalen und Berichten vergraben. In seinem kleinen Cabinet sah es aus wie ehedem in den Tuilerien; war der Mann doch derselbe Napoleon, welcher riesige Entwürfe, Schlachtplane, welterschütternde Gedanken in der Seele umherwälzte.

So saß er in dem kleinen Zimmer von Porto Ferrajo's Gouvernementshaus, von welchem nur das bescheidene Banner von Elba flatterte, weiß und amarant und mit den kaiserlichen Bienen, indeß zu gleicher Zeit die hohe Diplomatie in Wien beim Congresse saß, alle Mächte Europas hinter den grünen Tischen, tausend Federn rührend und tausend Zungen, die ganze Welt ein Protokoll und ein diplomatischer Discours, und alles Dies um den einen kleinen Mann in Elba. Dieser still, verschollen, einsam, wie ein Zauberer in der Felsenhöhle, welcher unsichtbare Geister beschwört, aussendet, empfängt; jene voll Geräusch der Siegesfeste und der Debatten — ein wunderliches Gegenüber! Der kleine

eiſerne Mann von Elba ſteht plötzlich von ſeinem Tiſch auf — der Congreß iſt nicht mehr; die Fürſten und die Diplomaten fahren auseinander, und die Welt wird wieder ein tobendes Kriegslager.

Napoleon war von Allem unterrichtet, was in Frankreich und in Wien geſchah — am Anfang des Jahrs 1815 drohte Uneinigkeit die Alliirten mit einander in Krieg zu bringen. Oeſterreich, Frankreich und England verbanden ſich zu einem geheimen Vertrag gegen Rußland und Preußen. Auch verlangte Frankreich die Wiedereinſetzung der Bourbonen in Neapel. Murat's Tron wankte; er bot ſich alſo als natürlicher Verbündeter Napoleon dar, Italien zu jener Union aufzurufen, an deren Spitze dieſer hatte treten ſollen.

Das ſchreckliche Wort Sanct Helena war ſchon zu Napoleon's Ohr gedrungen. Der Entſchluß wurde feſt in ſeiner Seele. Er ward immer einſamer; er vermied es, Campbell zu ſprechen. Er ließ ihn ſelten vor und nur dann, wenn der Engländer von Livorno zurückkehrte, wohin er bisweilen hinüberging. Es kreuzte auch ein franzöſiſches Kriegsſchiff um die Inſel, Napoleon zu beobachten, von dem ein Gerücht zu reden begann, er bereite eine Landung in Italien vor; die engliſche Corvette aber, zu Campbell's Dispoſition geſtellt, ſegelte beſtändig zwiſchen Elba, Genua, Civita Vecchia und Livorno.

Napoleon ſelbſt war als Souverän der Inſel im Beſitz von Kriegsfahrzeugen, von vier Schiffen; ſie durchſegelten häufig, manövrirend, das Meer unter dem neuen Banner von Elba, das ſelbſt die Barbaresken reſpec-

tirten; denn oft brachten sie den Capitänen elbanischer Schiffe Geschenke, sagend, daß sie die Schuld von Moskau quittirten. Der Kaiser ließ diese Schiffe häufiger in See gehen, seine Absicht zu verbergen; und er versteckte sie so tief, daß nur Bertrand und Drouot um das Geheimniß wußten, und auch diese nur 24 Stunden vor der Abfahrt. Den Frauen ward es nicht mitgeteilt; auf dem nahen Corsica wußte es allein Colonna, der Freund Paoli's und der Vertraute Napoleon's.

Der Entschluß, an Bord zu steigen, endlich aus dieser öden Einsamkeit der Welt und neuen Riesenkämpfen entgegenzugehen, mußte ein fürchterlicher Ruck in Napoleon's Seele sein, gleich jenem Cäsar's, als er den Rubicon überschritt. Es war einer von den verzweifelten Würfen, welche der Erfolg, je nachdem sie fallen, entweder heldenkühn und groß, oder wahnsinnig und abenteuerlich benennt. Solche Augenblicke, wo ein entschlossener Mensch todesmutig gerade auf das Schicksal losgeht, nehmen all unsere Teilnahme in Beschlag, und wenn das Unternehmen gelingt, scheint die Tollkühnheit selbst die Größe des Helden verdoppelt zu haben. Gleich jenem Fernando Cortez, da er die Schiffe hinter sich verbrennen ließ, erscheint nun Napoleon, und in Wahrheit ging er an die Eroberung Frankreichs und in den Kampf mit den Kriegsheeren der europäischen Mächte mit kaum mehr Truppen, als der abenteuernde große Spanier hatte, als es galt, wilde Indianer zu bezwingen. Freilich standen schon zwei seiner größten Heere und Avantgarden in Frankreich: der Zauber seines Namens und der Haß gegen die Restauration.

Es war an einem Sonnabend, den 26. Februar — Pauline gab einen Ball — die Garden und die übrigen Truppen, 800 Mann, ſtehen marſchfertig auf der Piazza d'arme — ſieben Fahrzeuge liegen reiſefertig im Hafen — der Kaiſer iſt voll Unruhe — der kleine Mann geht auf und ab, tritt ans Fenſter, blickt in den Abendhimmel auf den Golf, welcher bewegt iſt und voll rauſchenden Wellenſchlags. Die Garden ſollen ſich einſchiffen! Alea jacta est!

Es war Abends 8 Uhr, als Napoleon vom Quai in die Barke ſtieg.

Hier nun, da der gewaltige Mann in See geht, die Götter zum zweiten mal zu verſuchen, iſt es mir, als riefe eine Stimme hinter ihm drein: „Des Fatums boshaftes und ewiges Geſetz iſt es in allen Dingen, daß ſie, wenn ſie den Gipfelpunkt erreicht haben, ſchneller, als ſie aufſtiegen, wieder zur Tiefe ſtürzen.“ Die Stimme iſt Seneca's Stimme, jenes alten Unglücksvogels, der ein beſonderes Recht hat, dieſen Spruch Napoleon nachzurufen, weil er die Großen der Erde ſchrecklich enden ſah, den Imperator Tiberius, den Kaiſer Caligula, den Kaiſer Claudius, den Cäſar Germanicus, und weil er acht lange Jahre als Verbannter auf Corſica ſaß und Weisheit lernte, und die Natur wie das Ende der Napoleoniſchen Dinge aus gründlichſter Erfahrung kannte.

Aber Napoleon ſegelt von dannen, ungeſehen von der engliſchen Corvette, welche in Livorno war. Das Meer ging hoch. Man hoffte vor Tagesanbruch über Capraja hinaus zu ſein, doch fiel der Wind, und am Tag war

man noch im Angesicht der Insel. Erst um 4 Uhr Abends gelangte man auf die Höhe von Livorno, und bald zeigten sich zwei Fregatten, dann ein französisches Kriegsschiff, der Zephyr, welches heransegelte. Die Mannschaft wollte es entern. Aber Napoleon gebot ihr, sich unter Deck zu legen. Der Zephyr fragte das Schiff an, wie es in Elba aussehe, und Napoleon selbst rief durch das Sprachrohr: „der Kaiser befindet sich sehr wol.“ Glücklich entrann er der Gefahr.

Er hatte schon vor seiner Einschiffung zwei Proclamationen an die französische Armee und das französische Volk abgefaßt; aber weil man sie nicht entziffern konnte, warf er sie ins Meer und dictirte zwei andere. Alles, was schreiben konnte, schrieb sie ab — man saß am Bord umher, man schrieb auf Trommeln, Grenadiermützen, Bänken — eine seltsame Scene auf dem Inconstant. Denn dies war der Name von Napoleon's Schiff, und von seinem Glück.

Die Proclamationen folgen hier beide:

Im Golf Juan, am 1. März 1815.

Napoleon, durch die Gnade Gottes und die Constitutionen des Kaiserreichs Kaiser der Franzosen.

1. An die Armee.

Soldaten! Wir sind nicht geschlagen. Menschen, die aus unsern Reihen hervorgingen, haben unsere Lorbern, ihr Land, ihren Fürsten, ihren Wolthäter verraten. Dürfen Diejenigen, welche wir während 25 Jahren ganz

Europa durcheilen sahen, um uns Feinde zu erwecken, welche ihr Leben zugebracht haben, gegen uns in den Reihen der fremden Heere zu kämpfen, indem sie unser schönes Frankreich verfluchten, dürfen sie den Ruhm haben, unsere Adler in Ketten zu schlagen und zu meistern, sie, die ihren Anblick nie auszuhalten vermochten? Sollten wir dulden, daß sie die Frucht unserer glorreichen Mühen ernten? daß sie sich unserer Ehre, unserer Habe bemächtigen? daß sie unsern Ruhm verleumden? Wenn ihr Reich dauerte, Alles wäre verloren, selbst das Andenken unserer denkwürdigen Schlachten. Mit welchem Eifer entstellten sie dieselben, suchten sie Das zu vergiften, was die Welt bewundert! Und blieben noch Verteidiger unsers Ruhms übrig, so sind sie unter den Feinden selbst, welche wir auf den Schlachtfeldern geschlagen haben. Soldaten! in meinem Exil hörte ich eure Stimme; ich bin da, über alle Hindernisse und alle Gefahren hinweggegangen.

Euer General, durch die Wahl des Volks zum Tron berufen und auf euern Schilden erhoben, ist euch wiedergegeben. Kommt, vereinigt euch mit ihm. Reißt diese Farben herunter, welche die Nation geächtet hat, und um welche sich seit 25 Jahren alle Feinde Frankreichs gesammelt haben. Pflanzt diese dreifarbige Cocarde auf; ihr trugt sie an unsern großen Tagen. Wir dürfen vergessen, daß wir die Herren der Völker waren, aber wir dürfen nicht leiden, daß irgend eines sich in unsere Angelegenheiten mische. Wer wollte sich anmaßen, Herr bei uns zu sein? Wer hätte die Gewalt dazu? Ergreift diese Adler wieder, die ihr trugt bei Ulm, bei

Auſterlitz, bei Jena, bei Eylau, bei Wagram, bei Friedland, bei Tudela, bei Eckmühl, bei Eßling, bei Smolensk, bei der Moskwa, bei Lützen, bei Wurſchen, bei Montmirail. Glaubt ihr, daß dieſes Häuflein Franzoſen, das heute ſo ſtolz thut, ihren Anblick ertragen könne? Sie werden zurückgehen, woher ſie kamen, und dort werden ſie, wenn ſie es wollen, herrſchen, wie ſie ſeit 19 Jahren geherrſcht zu haben vorgeben.

Euer Vermögen, euer Rang, euer Ruhm, das Vermögen, der Rang und der Ruhm eurer Kinder haben keine größern Feinde als dieſe Prinzen, welche die Fremden uns eingeſetzt haben. Sie ſind die Feinde eures Ruhms, weil die Erzählnng von ſo vielen heroiſchen Thaten, die das franzöſiſche Volk verherrlicht haben, als es gegen ſie kämpfte, um ihrem Joch ſich zu entziehen, ihr Verdammungsurteil iſt.

Die Veteranen der Armeen der Sambre und der Maas, des Rheins, Italiens, Aegyptens, des Oſtens, der großen Armee ſind erniedrigt; ihre ehrenvollen Narben ſind beſchimpft; ihre Erfolge würden Verbrechen ſein, Rebellen würden die Tapfern ſein, wenn, wie die Feinde des Volks vorgeben, mitten unter feindlichen Armeen die legitimen Herrſcher waren. Die Ehre, die Belohnung, die Liebe kommen Denen zu gut, welche ihnen gegen das Vaterland und gegen uns gedient haben.

Soldaten! kommt, reiht euch unter die Fahnen eures Chefs; ſeine Exiſtenz iſt die eurige; ſeine Rechte ſind die des Volks und die eurigen; ſein Intereſſe, ſeine Ehre, ſein Ruhm ſind euer Intereſſe, eure Ehre und euer Ruhm. Der Sieg wird im Sturmſchritt voraneilen; der

Adler mit den Nationalfarben wird von Turm zu Turm bis zu den Türmen von Notre-Dame fliegen. Dann werdet ihr mit Ehren eure Wunden zeigen können; dann werdet ihr euch rühmen können Dessen, was ihr gethan; ihr werdet die Befreier des Vaterlandes sein.

In eurem Alter werden euch eure Mitbürger umringen und betrachten und mit Achtung horchen, wenn ihr von euren hohen Thaten erzählt; ihr werdet mit Stolz sagen können: Und auch ich, ich gehörte zu dieser großen Armee, welche zwei mal einzog in die Mauern von Wien, in die von Rom, Berlin, Madrid und Moskau; welche Paris von dem Flecken befreit hat, den der Verrat und die Gegenwart des Feindes ihm aufgedrückt haben. Ehre diesen tapfern Soldaten, dem Ruhm des Vaterlandes! und ewige Schande den verbrecherischen Franzosen, in welchem Stand immer das Glück sie geboren werden ließ, welche 25 Jahre neben dem Fremden kämpften, um den Busen des Vaterlandes zu zerreißen.

Gezeichnet Napoleon.

2. An das französische Volk.

Franzosen! Der Abfall des Herzogs von Castiglione lieferte Lyon ohne Verteidigung an unsere Feinde; die Armee, deren Befehl ich ihm vertraut hatte, war durch die Zahl ihrer Bataillone, durch die Tapferkeit und die Vaterlandsliebe der Truppen, welche sie bildeten, im Stande, das ihr entgegengestellte österreichische Armeecorps zu schlagen und hinter die linke Flanke der feindlichen Armee zu kommen, welche Paris bedrohte.

Die Siege von Champ-Aubert, von Montmirail, von Château-Thierry, von Vauchamps, von Monteran, von Craonne, von Rheims, von Arcis-sur-Aube und von Saint-Dizier; der Aufstand der tapfern Landleute von Lothringen, von der Champagne, vom Elsaß, von der Franche-Comté und von Burgund, und die Stellung, welche ich hinter der feindlichen Armee eingenommen hatte, indem ich sie von ihren Magazinen, von ihren Reserveparks, ihren Convois und all ihrer Equipage abschnitt, hatte sie in eine verzweifelte Lage gebracht. Die Franzosen waren nie auf dem Punkt mächtiger zu sein, und die Elite der feindlichen Armee war ohne Hülfe verloren; sie hätte ihr Grab gefunden in diesen wüsten Gegenden, welche sie so unbarmherzig geplündert hatte, als der Verrat des Herzogs von Ragusa die Hauptstadt auslieferte und die Armee desorganisirte. Die unerwartete Handlungsweise dieser beiden Generale, die mit einem mal ihr Vaterland, ihren Fürsten und ihren Wolthäter verrieten, veränderte das Loos des Kriegs; die Lage des Feindes war der Art, daß er am Ende des Gefechts, welches vor Paris statthatte, ohne Munition war wegen der Trennung von seinen Reserveparks.

In diesen plötzlichen und großen Umständen ward mein Herz zerfleischt, aber meine Seele blieb unerschüttert; ich zog nur das Wol des Vaterlands zu Rate; ich verbannte mich auf meine Felsen mitten im Meer; mein Leben war und sollte euch noch nützlich sein. Ich gestattete nicht, daß die große Zahl von Bürgern, die mich begleiten wollte, mein Loos teilte; ich glaubte, daß ihre

Gegenwart Frankreich nützlich sei; ich führte mit mir nur ein kleines Häuflein von Tapfern, nötig zu meinem Schutz.

Durch eure Wahl zum Tron erhoben, ist Alles, was ohne euch geschah, illegitim. Seit 25 Jahren hat Frankreich neue Interessen, neue Institutionen, einen neuen Ruhm, welche nur durch ein nationales Regiment und durch eine in diesen neuen Umständen geborene Dynastie garantirt sein können. Ein Prinz, welcher über euch herrschte, welcher durch die Gewalt derselben Waffen, die unser Land verheert haben, auf meinen Tron gesetzt wäre, würde sich auf die Principien des Feudalrechts vergebens zu stützen suchen; er würde nur die Rechte einer kleinen Zahl von dem Volk feindlichen Individuen sichern können, welches seit 25 Jahren sie in allen unsern Nationalversammlungen verdammt hat. Eure innere Ruhe und euer äußeres Ansehn würden für immer verloren sein.

Franzosen! In meinem Exil habe ich eure Klagen und eure Wünsche gehört; ihr reclamirtet dieses Gouvernement eurer Wahl, welches allein legitim ist; ihr beschuldigtet meinen langen Schlaf; ihr warft mir vor, meiner Ruhe das Wol des Vaterlandes zu opfern.

Ich habe die Meere mitten in Gefahren jeder Art durchschnitten. Ich bin da, unter euch meine Rechte wieder zu ergreifen, welche die eurigen sind. Alles, was Einzelne gethan, geschrieben oder gesagt haben seit der Einnahme von Paris, ich werde es immer ignoriren; es wird keinen Einfluß auf die Erinnerung an die wichtigen Dienste üben, die sie geleistet haben; denn es ge-

hört zu den Ereigniſſen ſolcher Natur, daß ſie unter der menſchlichen Organiſation ſind.

Franzoſen! Es gibt keine Nation, ſo klein ſie ſei, welche nicht das Recht gehabt hätte, ſich der Schmach zu entziehen, einem Fürſten zu gehorchen, der durch einen momentan ſiegreichen Feind eingeſetzt iſt, und welche ſich ihr nicht entzogen hätte. Als Karl VII. nach Paris zurückkehrte und den ephemeren Tron Heinrich's VI. umſtürzte, erkannte er, daß er den Tron beſitze durch die Gewalt ſeiner Tapfern und nicht durch den Prinz-Regenten von England.

So gebe und werde ich auch euch allein und den Tapfern der Armee immer die ſchuldige Ehre geben.

Gezeichnet Napoleon.

Dies ſind die Proclamationen vom Meer von Elba. Der Geiſt des Soldatentums jener Zeit, wo das Volk zur „Armee" wurde, der Herrſcher zum General, weht uns daraus zum letzten mal in ſeinem Barbarismus entgegen. Wer kann heute dieſe Phraſen von Soldatenruhm und Schlachten, von den Tapfern der Armee und ewig der Armee ohne Mißbehagen leſen?

Am 1. März um 3 Uhr kam die Flotille von ſieben Fahrzeugen in den Golf Juan, um 5 Uhr betrat Napoleon den Boden Frankreichs. — Die Schar barg ſich in einem Olivenhain, bivouakirend.

Wie ſo ganz glich hier Napoleon den romantiſchen Helden ſeiner corſiſchen Heimat. Denn erſcheint er nun auch in der Geſtalt des Abenteurers im Allgemeinen, ſo war dieſe doch weſentlich corſiſch. Die namhafteſten Krieger

seines Vaterlands hatten in derselben Weise versucht, aus dem Exil sich dessen zu bemächtigen.

Im Jahr 1408 landete Vincentello d'Istria mit ein paar Spaniern und Corsen auf jener Insel, sie den Genuesen zu entreißen. Nach glorreichem Kampf ward er gefangen und enthauptet.

Giampolo machte im Jahr 1490 einen Einfall auf Corsica mit vier Corsen und sechs Spaniern, seinem alleinigen Heer. Nach glorreichem Kampf starb er in der Verbannung.

Drei mal fiel der tapfere Renuccio della Rocca aus seinem Exil in Corsica ein, das erste mal mit 18 Mann, das zweite mal mit 20 Mann, das dritte mal mit acht Freunden. Jedesmal zog er, das Banner vorauf und Proclamationen auswerfend, kühn ins Land, auf den Zulauf seiner Anhänger rechnend. Nach glorreichen Kämpfen ward er im Jahr 1511 in den Bergen erschlagen.

Im Jahr 1564 machte Sampiero, der Tapferste der Corsen, eine Landung in seinem Vaterland mit 37 Corsen und Franzosen. Nach glorreichen Kämpfen mit den Heeren Genuas ward er im Jahr 1567 in den Bergen erschlagen.

Mit 500 Franzosen, Garden, mit 200 Corsen, Jägern, und mit 100 Polen, Lanzenreitern, welche, da sie keine Pferde hatten, die Sättel selbst trugen, zog der Corse Napoleon Bonaparte gegen Frankreich und gegen die königlichen Heere aus. Nach glorreichen Kämpfen ward er auf die Insel Sanct Helena verbannt.

Mit einem Häuflein Corsen landete im October 1815

Joachim Murat von Corsica aus in Neapel, ein Königreich zu erobern. Nach seiner tollkühnen Landung ward er erschossen.

Mit ein paar Menschen landete der Corse Ludwig Bonaparte zu unser aller Lebzeiten in Strasburg, ein Reich von 35 Millionen Einwohnern zu erobern. Da der Versuch mißglückt war, überfiel er Frankreich mit ein paar Menschen von neuem in Boulogne. Die Geschichte hat die Pflicht, diese ohne Zweifel abenteuerlichen Einfälle als geschichtliche Voraussetzungen eines Mannes anzuerkennen, der nicht lange darauf wirklich Kaiser der Franzosen wurde. Doch darf man Niemand vor seinem Ende glücklich preisen.

Schnell, so sagt der alte Seneca, stürzen die stürzenden Dinge. Schnell war Napoleon's Flug vom Hafen Juan über Waterloo nach Sanct Helena. Am 2. März war er in Cérénon, am 3. in Barême, am 4. in Digne, am 5. in Gap, am 7. März in Lyon, am 14. in Châlons — am 20. März um 9 Uhr Abends zog er in Paris ein. Am 1. Juni war er auf dem Maifeld ein politisch schon geschlagener Mann. Am 18. Juni stürzte er bei Waterloo. Am 21. Juni kam er flüchtig nach Paris zurück — am 22. Juni dictirte er: „Ma vie politique est terminée, et je proclame mon fils, sous le titre de Napoléon II, empereur des Français."

Am 15. Juli stand er auf dem Bellerophon; am 7. August auf dem Northumberland. Am 16. October landete er auf Sanct Helena.

Dann — es ist das letzte Bild aus der Geschichte dieses wunderbaren Menschen — dann liegt er auf dem

fernen afrikaniſchen Eiland, auf ſeinem Todtenlager, bleich und ſtill, bedeckt mit dem blauen Mantel von Marengo, zu Füßen ihm das Marmorbild ſeines Sohnes, des Königs von Rom, auf den Knien vor ſeinem Lager ſchluchzend Bertrand, Antommarchi, ſeine treuen Freunde und ſeine Diener. Die Sonne ſinkt gerade ins Meer. Der Prieſter, welcher dem Kaiſer die letzte Oelung gereicht, hebt die Arme empor und ruft: „Sic transit gloria mundi!“

Napoleon überblickte in Sanct Helena ſeine Thaten und ſein Weſen und ſetzte ſeiner Laufbahn gleichſam eine monumentale Inſchrift in dieſen gewichtigen Worten:

„Ich habe den Abgrund der Anarchie geſchloſſen und das Chaos geordnet; ich habe die Revolution geſtillt, die Völker veredelt, die Könige gezügelt. Jeglichen Wetteifer habe ich wachgerufen, jedes Verdienſt belohnt und die Schranken des Ruhms entfernt. All Das war wol Etwas. Nun denn, an welchem Punkt könnte man mich ſo angreifen, daß ein Geſchichtſchreiber mich nicht verteidigen könnte? Etwa bei meinen Abſichten? Da kann er mich wol von der Anklage losſprechen. Mein Despotismus? Aber er wird darthun, daß die Dictatur durchaus notwendig war. Wird man ſagen, daß ich ein Hinderniß der Freiheit war? Er wird darthun, daß die Willkür, die Anarchie, die große Verwirrung noch vor dem Tore ſtanden. Wird man mich beſchuldigen, zu ſehr den Krieg geliebt zu haben? Er wird zeigen, daß ich beſtändig angegriffen war. Daß ich die Univerſalmonarchie anſtrebte? Er wird zeigen, daß es nur das zufällige Zuſammentreffen der Umſtände, daß es nur unſere Feinde

ſelbſt waren, welche mich Schritt für Schritt dahin drängten. Endlich, wird man meinen Ehrgeiz beſchuldigen? Ach! Ohne Zweifel, davon wird man viel in mir finden, aber von dem größten und höchſten, der vielleicht jemals einen Menſchen beherrſcht hat, ich meine den, endlich einzurichten, einzuweihen das Kaiſerreich der Vernunft und die volle Ausübung, den vollen Genuß aller menſchlichen Fähigkeiten. Und hier wird der Geſchichtſchreiber ſich vielleicht zum Bedauern genötigt ſehen, daß ein ſolcher Ehrgeiz nicht befriedigt, nicht erfüllt worden ſei."

So dachte Napoleon auf Sanct Helena von ſeiner eigenen Miſſion. Und wol war er ein Meſſias wie jeder andere große Menſch vor ihm, welchem die Geſchichte auferlegt, eine Zeitlang als Atlas die Welt zu tragen und zum Wol der Cultur die Herculesarbeiten zu verrichten. Und wenn wir auch die menſchliche Natur beklagen, weil ſie eher durch die ſoldatiſche Despotie eines Napoleon als durch die bürgerlichen Geſetze eines Solon und Timoleon umgewandelt wird; wenn wir endlich jenen großen Menſchen ſelbſt anklagen, daß er ſeine Miſſion vergaß und in Egoismus und Herrſchſucht unterging, ſo ſtehen wir doch voll ſtaunender Ehrfurcht vor ſeiner Geſtalt und rühmen die großen Impulſe, die von ihm in das Leben der Völker und in die allgemeine Weltcultur geleitet ſind.

Ich habe nun dem Kaiſer gegeben, was des Kaiſers iſt, und will auch den Elbanern geben, was ihr iſt.

20,000 sind sie an der Zahl, ein friedliches Volk mit ausgeprägt toscanischer Sitte und Sprache und ohne Eigentümlichkeit nationaler Art. Die Insel ist zu klein (sie umfaßt etwas mehr als 7 Quadratmeilen) und liegt zu nahe am Festlande, als daß sich ein selbsteigener Volksgeist in ihr hätte entwickeln können. Man findet keine corsischen Gebräuche auf diesem Corsica so benachbarten Eiland, und von der Blutrache, so versicherte man mir, habe es wol in alter Zeit Fälle gegeben, heute aber sei sie unerhört. Nur in höchster Not flüchtet sich der corsische Bandit nach Elba, wo er sich nicht halten kann. Einen Zug haben beide Inselvölker gemein, die Gastlichkeit.

Folgende Orte zählt Elba: Porto Ferrajo (der Eisenhafen), die Festung Longone und deren Marina Porto Longone, Marciana mit Marina, Poggio, Campo, Capoliveri, Pila, Sampiero, Rio und Marina, Sant Hilaro.

Die Orte sehen braun und finster aus, wie die corsischen, weil sie aus dem natürlichen Gestein gebaut sind. Auch sie stehen auf den Höhen, der Barbaresken wegen, und sind mit Türmen bewehrt. Wo das Meer nah ist, haben sich an den Buchten Hafenörter angesiedelt, welche man eben Marina nennt. Fruchtbar und schön ist das Talland, welches sich von den Bergen von Marciana rechts vom großen Golf bis zum Hafen Longone niedersenkt und, indem es die Insel in beträchtlicher Länge durchzieht, einen herrlichen Gegensatz zu der wilden Großartigkeit der Berge bildet. Denn diese erreichen über Marciana ihre höchste Höhe in dem Cavanna, der so hoch ist wie der Vesuv. Nach der Küste von Italien

senkt sich die Insel. Steht man daher auf dem Ufer von Corsica, so erscheint Elba nur als ein einzelner Felsenberg von prächtiger doppelter Pyramidenform, weil sich die Felsen von Marciana gegen Corsica kehren; von der italischen Küste aber übersieht man die niedrigere gegen Piombino ausgestreckte Hälfte, auf welcher sich die größten Schätze der Insel zusammenfinden, das Eisen und die Früchte.

Die Berge von Marciana haben einen großen Reichtum an Granit und Marmor, an Alabaster, Krystall und andern Steinen. Der Ort Marciana hat die besten Kastanien. Oliven gibt es wenig und schlechte, wie der Holzmangel der Insel überhaupt groß ist. Limonen wachsen überall, besonders gesucht sind die von Campo. Auch der Wein ist in Fülle vorhanden, den besten hat Capoliveri, wo man einen Aleatico zieht, welcher jenem von Toscana gleichkommt. Im großen Tal wächst viel Mais. So fehlt dem Volk nichts zum Leben in seinem reizenden und milden Lande, denn außer dem Fruchtsegen der Gärten und der Felder gab ihm die Erde auch die unerschöpflichen Eisenlager von Rio, und das Meer sein Salz und seine Fische. Bei Porto Ferrajo holten schon Etrusker und Römer Sardellen und Thunfische, welche dort in erstaunlicher Menge gefangen werden. Die Fische und das Eisen machten Elba überhaupt schon im Altertum allen seefahrenden Völkern begehrlich, und wie Corsica wurde die Insel heimgesucht von Phöniziern, Karthagern, Tyrrhenern und Römern. Sie hieß im Altertum Aethalia, dann Ilva, Ilva im Mittelalter, woraus das heutige Elba entstanden ist.

Ein guter Fahrweg führt von Porto Ferrajo durch das Tal über Capoliveri gegen Longone, quer durch die Insel weg an die andere Seite des Meers. Man umgeht den Golf bis nach San Giovanni, einem kleinen Ort mit einer Fischerkapelle, von wo die Barken nach Porto Ferrajo überfahren. Wir setzten uns in eine solche Barke, und mit aufgespanntem Segel fuhren wir pfeilgeschwind durch den bewegten Golf hinüber nach San Giovanni. Von dort steigt man eine Höhe an, welche voll ist von römischem Mauerwerk, und dann ins Tal nieder an die andere Seite des Golfs.

Hier steht am Meer ein Landhaus, die Besitzung eines Beamten Demidoff's, und kaum erinnere ich mich, ein heimlicheres Plätzchen irgendwo gesehen zu haben. Das zierliche Haus ist von einem Blumen- und Orangengarten umhegt, von Rebenhügeln umstellt und steht auf den schönen Golf und das gegenüberliegende Porto Ferrajo, welches von hier aus ein ungemein freundliches Bild gewährt. Geht man ins Tal hinunter, so ist es wie ein Wandeln im Garten, in einer so reichen und lachenden Landschaft, daß man gern in ihr länger weilen möchte. Ueberall üppige Felder, grüne Berge, blühende Gebüsche, und hie und da das hereinstralende Meer.

Ein Streifregen zwang uns, mitten im Tal von Capoliveri in ein Bauernhaus zu flüchten. Wir fanden dort eine zahlreiche Gesellschaft von Campagnolen, Männer wie Weiber, beschäftigt, Feigen zum Trocknen zu rüsten. Sie setzten uns Brot, Trauben und jungen Wein vor; da uns der Most nicht behagte, holte ein Alter ein großes Steingefäß herbei und schenkte uns daraus einen

ſchwarzen Wein. Es war vortrefflicher Aleatico, an Ort und Stelle gezogen.

Wir ſetzten bald bei dem heiterſten Sonnenſchein (es war September) unſere Wanderung nach Porto Longone fort und erreichten dieſen kleinen Hafen zur Mittagszeit. Die zweite Stadt Elbas liegt an einer kleinen Bucht unter dem ſchroffen Felſen, auf welchem die Feſtung ſich großartig erhebt. Ein paar Straßen ſtehen hart auf dem Strande, über den die Wellen nahe bis zu den Häuſern ſchlagen. Da herrſcht große Stille und Verlaſſenheit; einige Schiffe ſchaukeln auf dem Waſſer, Matroſen oder Fiſcher beſſern umgeſtürzte Barken aus und ſingen ein eintöniges Lied. Ueberall Blumenſcherben vor den Fenſtern und auf den Balconen, und die kleinen Häuſer verlieren ſich weiterhin ganz und gar in den üppigſten Gärten, wie die Häuſer auf dem Eiland Procida. Die Natur erſcheint um Porto Longone ſüdlicher als um Porto Ferrajo. Dort wächſt die Aloe in einer Pracht und Fülle, die mich in Erſtaunen ſetzte; denn eine ganze Allee von Aloeſtauden zu beiden Seiten der Fahrſtraße führt über eine Höhe zum Hafen von Longone. Ihre hohen Blumenſchafte, welche großen Candelabern gleichen, ſtanden in voller Blüte. Noch nie zuvor, ſelbſt nicht in den ſüdlichſten Gegenden Corſicas, hatte ich ſo viele Aloe beiſammen geſehen, und ein gleicher Anblick ſollte mir erſt in Sicilien werden, wo eine Reihe dieſer Gewächſe, in abſichtsloſer Ordnung der wilden Natur, auf den Tempel von Segeſta führte. Auch Palmen wachſen hier.

Zur Feſtung Longone klimmt man auf einem ſteilen Pfade. Sie iſt auf dem Plateau eines mächtigen Felſens

gebaut und sieht mit ihren Mauern und verwitterten Türmen sehr altertümlich aus. Die Spanier bauten sie unter Philipp IV. und V. Es ist eine wunderliche Thatsache, daß dieses kleine Elba zu ein und derselben Zeit unter drei Herren geteilt war; denn während die Insel dem Fürsten von Piombino gehörte, trat derselbe Porto Ferrajo im Jahr 1537 an Cosmus ab, der König beider Sicilien dagegen besaß Porto Longone. Nun fiel im Jahr 1736 Elba sammt Piombino an Neapel, kam aber 1801 an das Königreich Etrurien, bis die Insel im Jahr 1805 mit Frankreich vereinigt wurde.

Weil die Spanier so lange Zeit in Porto Longone lagen, hat sich die Erinnerung an sie dort erhalten, und noch heute gebraucht man das „Don" bei der Anrede.

Die Festung soll stark sein, was ich wol glauben will, da ihre Lage sie unzugänglich macht. Sie schließt die eigentliche Stadt ein, ein wüstes Bild von Zerstörung und Verlassenheit. Ein großer Teil der Werke selbst wurde im Jahr 1815 auf Befehl Napoleon's gesprengt, nachdem er die Insel verlassen hatte. Manchen Sturm hat diese Festung erleiden müssen, als die Franzosen zur Zeit Ludwig's XIV. auch hier die Spanier bekriegten. Ein Offizier der toscanischen Besatzung, in dessen Familie wir einen schönen gastlichen Tag verlebten, zeigte uns was sehenswert war. Er war Rector der Strafcompanie, aus der er die hoffnungsvollsten Sträflinge zu einer Militärschule vereinigt hat. In der Festung fanden wir ein Häuflein toscanischer Veteranen, von welchen einige aus der Napoleonischen Zeit her Deutschland kannten, und die Schönheit seiner Gegenden wie die Reinlichkeit seiner

Städte rühmten. Was uns unser Wirt von der innern Einrichtung seiner Companie, von ihrer Bewirtschaftung, ihren Verhaltungsregeln, ihrem Code pénal zeigte, war ein wahres Muster von Soldatendressur; da hatte Alles sein Gesetz, und jedes Ding, bis auf die Eisen zum Krummschließen und den fatalen Prügelstock, seinen angewiesenen Ort.

Auch in Longone hatte Napoleon einen sogenannten Palast, ein unansehnliches Haus, in welchem er abstieg, so oft er aus seiner Hauptstadt hinüber geritten kam. Die Umgebung dieser Festung sagte ihm besonders zu. Unterhalb des Bergs pflegte er im Freien zu speisen, wie Valery in seiner Beschreibung von Elba erzählt, auf einem in den Fels gehauenen Sitz (Canapé genannt), wo er in einem Halbkreise Maulbeerbäume gepflanzt hatte. Dort beobachtete er mit seinem Fernrohr die Schiffe, welche vorüberseegelten, und die Küsten von Italien.

Dem Golf von Longone gegenüber liegt das Fort Fucardo mit einem Hafenlicht für die einfahrenden Schiffe. Malerische Ufer rings umher, und nach der Landseite zu die schroffsten Berge, die an manche Felspartie in Capri erinnern, ohne freilich jene südliche Wärme des Farbentons zu haben. In diesen romantischen Wildnissen, hart am Wege zu den Eisengruben von Rio, liegt die Einsiedelei Monserrato, eine Stiftung der Spanier.

Wir wanderten mit unserm Wirt die Felsen hinunter, um nach Rio zu gelangen. Der Weg führt durch öde Gegenden, über Haiden und Quellen fort. Eine dieser Quellen trägt den Namen Barbarossa, aber nicht von dem deutschen Kaiser, sondern vom Meercorsaren, der im

Jahr 1544 Porto Longone überfiel und plünderte. Sein Name lebt noch auf mancher Insel des Mittelmeers, vielleicht auf jeder einzigen, denn es gibt wol keine in jenen Gegenden, welche der kühnste aller Piraten nicht heimgesucht hätte.

Ueber manche Haide und manchen Felsenhügel gingen wir also fort, immer erfreut durch wechselvolle Ansichten von Fels, Tal und Meer, bis wir nach Rio hinabstiegen. Hier braust von den Höhen ein Bach hinunter, um sich in den Hafen zu ergießen. Von ihm hat der Ort den Namen Rio. Man sagt von diesem lebendigsten Bach Elbas, daß er nicht auf der Insel entspringe, sondern von Corsica herkomme, wo er in unterirdischen Kanälen unter dem Meer fortströme, bis er in Rio zu Tage kommt. Kastanienblätter und Zweige, die das Wasser mit sich führt, zeigten deutlich seine corsische Herkunft. Wie dem auch sei, diese neue Arethusa scheint sich mit poetischem Sinn auf das Schicksal Napoleon's deuten zu lassen.

Noch eine andere Beziehung knüpft die Eisenminen von Rio an Corsica; hierher flüchtete einst Petrus Cyrnäus, der eleganteste Geschichtschreiber der Corsen, aus dem 15. Jahrhundert, dessen vielbewegtes Flüchtlingsleben einem Roman gleicht; seinem Stiefvater entflohen, kam er als Kind nach Rio und fristete sein Leben in jenen Eisenminen, indem er Eisenerde auf Eseln nach dem Hafen bringen half.

Schon verriet der rote Boden, auf dem wir gingen, daß wir uns auf der eisernen Erde befanden — überall nichts als dieser eiserne Staub, die Hügel ringsum

braun oder rötlich, mit unzähligen Aloeſtauden überdeckt, welche mit ihren ſtraffen, ſtahlbläulichen Blättern, die in lange Dornſpitzen auslaufen, ebenſo viel Bündel von Dolchen oder Schwertern zu ſein ſcheinen. Alles, was uns begegnete, trug dieſe Eiſenfarbe, die Arbeiter von Rio, rot gefärbt an Kleid, Geſicht und Händen, ſelbſt die Hunde, die uns entgegenliefen. Auch der Hafen, zu dem wir hinabſtiegen, iſt rot von Eiſenſtaub, und am Ufer liegen Haufen von Eiſenerde, welche dort in die Schiffe verladen wird.

Wir ſuchten den Director der Werke auf. Er iſt ein Deutſcher, und daß er es war, machte mir eine doppelte Freude. Der Deutſche allein iſt der wahre Bergmann unter den Völkern; er allein verſteht es, in den Schacht des Lebens zu ſteigen und in den dunkeln Herzkammern der Natur ihren tiefſten Sinn zu ſpüren. Da gräbt er nach, bis er das lautere Erz gefunden hat, und ſelbſtvergeſſend verſäumt er den ſchönen Frühling draußen. Manchmal ſchläft er in der Tiefe wie Epimenides, oder wie der Kaiſer Barbaroſſa im Kyffhäuſer, jener alte deutſche Bergmann mit der goldenen Krone und dem langen, durch den Tiſch gewachſenen Bart, oder wie der Tannhäuſer im Venusberg.

Nun trat uns Herr Ulrich entgegen, ein eiſenhaltiger deutſcher Mann von echtem Schrot und Korn; auch ſein Händedruck war eiſern, ſeine Rede kurz und poſitiv und ſeine Stimme wahrhaft gewaltig. Er nahm uns als ſeine Landsleute herzlich auf, führte uns in die Werke und erklärte uns ihre Beſchaffenheit. Erſt ſeit kurzem ſtehen die Eiſengruben von Elba, welche eine toscaniſche

Companie für ihre Rechnung bewirtschaftet, unter seiner Leitung. Er übernahm sie in verwahrlostem Zustande, hat sie aber in wenigen Monaten so weit gefördert, daß schon jetzt der jährliche Gewinn mit Sicherheit auf 35,000 Tonnen berechnet wird, während die Gruben sonst nur 22,000 Tonnen lieferten. Täglich werden 120,000 Pfund Eisen herausgezogen, aber im Sommer stockt die Bewirtschaftung, weil der Ackerbau die Arbeiter größtenteils Männer aus Rio, in Anspruch nimmt. Im Winter werden die Werke eifriger betrieben.

Seit grauen Zeiten ist der Eisenberg von Rio ausgebeutet worden, ohne seine Unerschöpflichkeit zu verlieren; ein Berg von etwa 500 Fuß Höhe, welcher ganz Eisenmaterial ist. In seiner Nähe gibt es noch andere nicht minder reiche Flötze, die von Terra Nera, von Rio Albano, und den Calamita, einen wahrhaften Magnetberg. Schon die Etrusker beuteten diese Werke aus: sie schafften das Material nach Populonium, in dessen Gebiet die Insel gehörte, und dort wurde das Eisen herausgeschmolzen. Der Holzmangel in Elba erlaubt hier keine Schmelzwerke, und auch heute wird das Eisen drüben in Fabriken in der Nähe des alten Populonium geschmolzen, oder das Material wird nach Neapel, Genua, Marseille, und nach Bastia verladen.

Herr Ulrich belehrte uns über die verschwenderische Wirtschaft, welche die Alten und ihre Nachfolger mit dem Eisenlager getrieben haben. Ganze Hügel von Eisenerde hat man unbenutzt aufgehäuft und die Erzflötze mit ihnen verdeckt. Diese vergeudete Erde ist aber so stoffhaltig, daß sie immer noch ein vortreffliches Material

gibt. Herr Ulrich griff eine Handvoll Erde von dem Boden auf, über dem wir ſtanden, zeigte ſie uns und ſagte: „Sehen Sie, Erde, die ich hier von der Oberfläche aufgreife, gibt immer noch ein beſſeres Eiſen, als die Franzoſen in der Auvergne aus dem ſchwerſten Erz gewinnen.“ So liegt alſo hier das Mineral eigentlich auf der Oberfläche, und Millien weit in der Runde ſteht und geht man auf Eiſen. Die Minen von Rio ſind reicher als die berühmten Werke Demidoff's in Sibirien, und vielleicht möchte ihres Gleichen überhaupt nicht gefunden werden.

Noch hält ſich der Bau an der Oberfläche, und unterirdiſche Werke gibt es keine als ein paar Galerien; doch ſieht man die prächtigſten Erzlager frei zu Tage ausgegraben. Wer ſich unter den Werken von Rio Bergſchachte und Stollen mit allem romantiſchen Zubehör von Bergknappen und Grubenlichtern denkt, hat ſich Falſches gedacht, wie ich es mir vorſtellte, ehe ich dieſen merkwürdigen Eiſenberg ſah.

Ich warf einen Blick in ſeine Umgebung; weit und breit erſcheint ſie melancholiſch, und die Werke ſelbſt, dieſe rötlichſchwarzen Hügel, der eiſenfarbige Grund, der glitzernde Eiſenſtaub erzeugen das Gefühl des Oeden, wie die Lava- oder Aſchenfelder eines Vulkans. Ein verwitterter Turm blickt düſter vom hohen Gipfel eines Felſens geradeüber auf die Eiſenwerke herab. Das iſt der Turm des Jupiter. Vor dieſen ſchauerlichen Minen, von woher die Furie des Kriegs fort und fort Schwerter, Speere und Kugeln in die Welt getragen hat, und von denen das eiſerne Zeitalter ausgegangen zu ſein ſcheint, wie es die Dichter beſungen haben, ſollte man Napoleon

ein Denkmal errichten, und auf das Piedeſtal jenen Befehl des Etruskerkönigs Porſenna ſchreiben, daß fortan das Eiſen nur zu Geräten des Landbaus und der Induſtrie zu verwenden ſei.

Dieſe ſchöne Sage erinnert mich an ein geſchichtliches Factum aus dem helleniſchen Altertum, an eine andere Friedensbedingung. Als Gelon von Syrakus den Karthagern nach der Schlacht von Himera den Frieden dictirte, war eine ſeiner Bedingungen dieſe, daß ſie fortan aufhören ſollten, dem Moloch zu opfern. Auch dieſes Gebot ſollte man auf das Piedeſtal jenes projectirten Eiſenkoloſſes von Elba ſchreiben, daß die Völker aufhören ſollen, dem Moloch Menſchenopfer zu ſchlachten.

Aber ich weiß nicht, ob je ein ſolches Ikariſches Zeitalter eintreten, und ob die Oliven Elihu Burritt's Wurzel ſchlagen werden. Denn kaum ſcheinen mir die Völker moraliſch größer geworden zu ſein, als ſie es zur Zeit des Porſenna und des Gelon von Syrakus waren. Dem politiſchen wie dem religiöſen Moloch zu Ehren ſchlachten ſich die Nationen heute wie geſtern, und die Blüte ihrer Jugend läßt ſich vom Schwert ſo ruhig niedermähen, als könnte ſich das Menſchenleben wie die Hydra hundertfältig erneuen.

Doch ſcheiden wir von der Eiſeninſel, und wahrlich, wir thun es mit einer Anklage an die Menſchheit, wenigſtens mit einem ironiſchen Lächeln über die enthuſiaſtiſchen Lobredner unſerer Gegenwart, wenigſtens mit dem Ruf Porſenna's: Keine Schwerter und Speere mehr, Induſtrie, Ackerbau, und keine Menſchenopfer irgend einem Moloch!

Der Ghetto und die Juden in Rom.

1853.

Zusammengedrängt in einem dumpfen und traurigen Winkel Roms, welchen der Tiberfluß von Trastevere scheidet, wohnt hier seit alten Zeiten, gleichsam von der Menschheit ausgestoßen, das römische Judenvolk. Mit ihm sollen sich diese Blätter beschäftigen, welche der Verfasser teils aus ältern und neuern Schriften, teils aus mündlichen Mitteilungen der Hebräer zusammensetzte. Er durchwanderte oftmals den Ghetto Roms, und seine Bevölkerung erschien ihm, unter den Ruinen der Stadt als die einzige lebendige Ruine des Altertums, einer aufmerksamen Betrachtung wert.

Der Bogen des Titus am Forum enthält noch Abbilder des Triumfs jenes Zerstörers von Jerusalem. Man sieht dort auf dem Friese die Figur des heiligen Stromes Jordan, der in Greisesgestalt auf einer Bahre einhergetragen wird; im Durchgangsbogen, durch welchen nie ein Jude gehen wird, sieht man die im Siegeszuge aufgeführten Tempelgeräte, den siebenarmigen Leuchter, den goldenen Tisch, die Bundeslade, und die silbernen Trompeten für das Jubeljahr. Beinahe 1800 Jahre

sind verflossen, seitdem dieser Bogen errichtet wurde, und nichts blieb von jenem weltbeherrschenden Rom übrig als Trümmer und Staub, und nicht mehr dem Leben angehörende Symbole des alten Cultus. Wer aber vom Titusbogen nach dem Tiberfluß geht und den Ghetto durchwandert, erblickt hie und da an bewohnten Häusern den siebenarmigen Leuchter in die Wand gemeißelt. Es ist dasselbe Abbild, wie er es eben am Triumfbogen sah, doch steht es hier als ein noch lebendiges Symbol der jüdischen Religion, denn noch heute wohnen hier Nachkommen jener einst von Titus nach Rom geführten Juden. Wenn man die Synagoge der Hebräer betritt, sieht man auf ihren Wänden dieselben Sculpturen, die Bundeslade, den goldenen Tisch des Tempels, die Jubeljahrstrompeten. Ein noch dauerndes und unvertilgtes Judenvolk betet unter diesen Bildern seiner einst von Titus nach Rom gebrachten Tempelgefäße zu dem alten Jehovah von Jerusalem. Der Judengott war mächtiger als der capitolische Zeus.

Da ist die Halle der Octavia. Ihre zertrümmerten großen Bogen und Pfeiler ragen hart neben dem Ghetto auf. Hier war es, wo Vespasian und Titus den Siegeszug über Israel mit festlichem Schaugepränge einleiteten. Hier stand zuschauend ein Jude, Begleiter und Schmeichler des Titus, Flavius Josephus, der bekannte Geschichtschreiber. Er schämte sich nicht, dem Triumf über sein eigenes Volk beizuwohnen, und ihn dann umständlich zu beschreiben. Dem Judenhöfling verdanken wir die Schilderung dieses Schauspiels.

„Nachdem", so erzählt er, „das ganze Heer in Reih

und Glied unter seinen Führern bei Nacht herangezogen und vor den Toren, nicht des obern Palasts, sondern des Isistempels aufgestellt war (dort brachten die Imperatoren die Nacht zu), traten mit Tagesanbruch Vespasian und Titus mit Lorberkränzen und im Purpurgewand hervor und schritten nach der Halle der Octavia. Dort warteten ihrer Ankunft der Senat und die höchsten Beamten, sowie die Ritter vom höchsten Range. Vor den Hallen war eine Bühne angebracht, worauf elfenbeinerne Stüle standen; diese bestiegen die beiden Kaiser und setzten sich; sogleich erhob das Heer ein Jubelgeschrei und pries ihre Thaten. Auch die Soldaten waren unbewaffnet, in seidenen Gewändern und mit Lorber bekränzt. Nachdem Vespasian ihren Zuruf empfangen, unterbrach er ihren Jubel und gab das Zeichen zum Schweigen. Sogleich entstand tiefe Stille. Vespasian erhob sich, verhüllte sein Haupt mit dem Gewande und sprach ein Dankgebet. Das Gleiche that Titus. Nach dem Gebet richtete Vespasian an die ganze Versammlung einige Worte und entließ dann die Soldaten zu dem nach herkömmlicher Sitte von den Imperatoren bereiteten Mal. Er selbst ging nach dem Tor zurück, das den Namen der Porta Triumphalis führt, weil es immer bei diesen Gelegenheiten durchzogen wird. Dort genossen sie etwas Speise, zogen Triumfkleider an, opferten in den an das Tor angebauten Tempeln, und nun begann der Umzug, und zwar mitten durch das Theater, damit das Volk Alles desto leichter sehen könnte."

Seiner Schwester Octavia zu Ehren hatte Augustus die schöne Halle von zwei Säulenreihen gebaut. Ein

Teil des Vorbaus ist noch erhalten; er stößt an den Fischmarkt, der den Ghetto begränzt; in die Trümmer ist die Kirche Sant Angelo in Pescaria hineingebaut, eine alte Basilika, die sich gleichfalls auf die Juden bezieht, weil sie im Mittelalter gezwungen wurden, hier Predigten anzuhören. Es ist in Wahrheit eine beispiellose Ironie der Geschichte zu nennen, daß an dieser Halle der Octavia, wo Vespasian und Titus ihren Triumf über das besiegte Judenvolk und das zerstörte Jerusalem einweihten, die Nachkommen Israels ihren Sitz in Rom nahmen. Um diesen einst prachtvollen, jetzt in Ruinen liegenden, im Schmutz starrenden Porticus der Schwester des großen Augustus treibt noch heute das Judenvolk seine Geschäfte; auf den Marmorplatten jener Hallen und Tempel bieten noch heute die Nachkommen der Kriegssclaven Jerusalems Fische zum Verkaufe aus, und niemand von ihnen erinnert sich mehr an die Bedeutung, welche dies Local einst in der Geschichte Israels gehabt hat.

Der römische Ghetto ist wegen der historischen Beziehung des Judenvolks zu Rom unter allen israelitischen Gemeinden Europas die denkwürdigste. Andere, zumal die in Spanien und Portugal, und die von dort hervorgegangene Synagoge Amsterdams sind durch ihre talmudischen Schulen theologisch merkwürdiger, aber keine hat das Alter und die geschichtliche Bedeutung der Synagoge von Rom. Denn diese stellt hier in der Hauptstadt der christlichen Welt die uralte Wurzel des Christentums selber dar.

Bedenkt man, daß es Rom ist, wo dieses Judenvolk

sich nun 1800 Jahre lang behauptet hat, so erregt seine Widerstandskraft Erstaunen. Es muß fast rätselhaft erscheinen, daß eine so mishandelte Menschensekte, wenn auch durch frischen Zuwachs erneuert, so doch meist aus demselben verrotteten Familiengeschlecht, in demselben engen Straßenwinkel, in derselben verpesteten Luft sich von Glied zu Glied Jahrhunderte hindurch fortzeugend, als ein lebendiger Organismus sich hat erhalten können. Denn seit Pompejus wohnten die Juden in Rom.

Von den ersten Kaisern mehrmals verjagt, kehrten sie immer wieder zurück; seit Titus behielten sie bis auf den heutigen Tag ihre Wohnplätze in der Stadt und nisteten hier auf der für sie gefährlichsten Stelle der Welt, unter den Augen ihrer Feinde, der Römer, welche Jerusalem zerstört hatten, und darauf der Päpste, der Stellvertreter Christi, den die Juden gekreuzigt hatten. Von Pompejus' Zeit an duldeten sie Schimpf und Verachtung, und endlich als unreine Parias zu einem Ghetto organisirt, klammerten sie sich hier krampfhaft aneinander und überdauerten allen Wechsel der Jahrhunderte und das furchtbare Einerlei ihres Zustandes. Sie lebten hoffnungslos und doch nicht ohne Hoffnung, wie dies der Charakter Israels ist, welchem die Propheten den Messias verheißen haben. Unfähig ihren Feinden etwas abzutrotzen, verschanzten sie sich hinter die mächtigste und traurigste Gegenwehr des Elends, die Gewohnheit, und hinter die Zähigkeit ihres Familiengeistes. Ihre Kraft im Dulden ist um so merkwürdiger, weil sie nicht, wie die christlichen Märtirer, auf einen Lohn im Jenseits hoffen.

Die Natur selbst scheint die traurigste aller Menschen-

Teil de
Fischma
ist dir
eine alt
zieht,
Predig
lose Ir
der O
das
weihten
nahm
liegen
des
sein
Tem
selas
man
welch
habt

zieh
Gr
dir

den Religionsgebräuchen ihres Gesetzes, während Prinzen und Prinzessinnen ihres Landes, allen andern Königen und Fürsten gleichgeachtet, ab und zu vor dem Senat und dem kaiserlichen Hof erschienen. Denn damals gab es noch jüdische Fürsten. Man sah den glücklichen Herodes mehrmals in Rom, und mit allen Zeichen königlicher Würde mit den Cäsaren verkehren, an ihrer Tafel speisen und im Theater in der Fürstenloge sitzen; man sah Archelaus und die Prinzessin Salome, Antipas und Antipater in der Stadt, und nicht wenige Judenprinzen wurden am römischen Hof erzogen. Der Enkel des Herodes, Agrippa, ein abenteuernder Glücksjäger, war mit Drusus, des Tiberius Sohn, erzogen worden und der Busenfreund des Caligula. Der junge jüdische Wüstling befreite sich kaum aus dem Schuldturm, als ihn Tiberius in den Kerker warf, wo er sechs Monate schmachtete, bis ihn der Tod dieses Kaisers erlöste, und Caligula ihn zum König der Juden machte.

Eine glänzende Rolle spielte in Rom die schöne Prinzessin Veronica oder Berenice, Agrippa's Tochter, Schwester und Geliebte ihres Bruders, des jüngern Agrippa, des letzten Judenkönigs. Sie lebte nach der Zerstörung Jerusalems in den Gemächern des Titus; doch gelang es ihr trotz aller Intriguen nicht, sich zur Kaiserin von Rom zu machen.

Herodes Agrippa war übrigens der letzte Jude, der in Rom ausgezeichnet wurde, und seither sah hier das jüdische Volk keinen Glaubensgenossen mehr geehrt, außer den Baron Rothschild, welchen man zur Zeit Gregor's XVI.

ſekten mit den heftigſten Lebenstrieben verſorgt zu haben. Vielleicht möchte jede andere Nation unter ähnlichen Verhältniſſen in Rom ausgeſtorben ſein, unfähig, eine gränzenloſe Verachtung zu ertragen; aber die Juden waren deſſen fähig, und ſie behaupteten ſich unzerſtörbar im Mittelpunkt der katholiſchen Chriſtenheit. Ausgeſchieden von dem bürgerlichen Verbande der andern Menſchen, blieben ſie mit ihnen unvermiſcht; noch ihre ſpäteſten Enkel ſtehen unter den Chriſten der Stadt ſo fremd da, wie ihre früheſten Väter, und ſie ſind den Römern um nichts näher gerückt, als ſie es zur Zeit des Pompejus waren. Damals und unter den Kaiſern galten ſie, obwol ſchon verachtet, doch als eine orientaliſche Sekte neben andern Sekten Syriens, Aegyptens und Perſiens; ſie ſtanden deshalb nicht ſo vereinzelt da, wie heute, wo ſie aus der großen Menge von Religionsſekten des alten Rom die einzige ſind, die ſich, und zwar unverändert, erhalten hat.

Die Geſchichte der Juden Roms iſt, ſoweit ſie die erſten Zeiten betrifft, ſchwierig zu ermitteln, denn nur ſparſam ſind die Nachrichten römiſcher Schriftſteller.

Mit dem Einzuge des Pompejus in Jeruſalem, wo er aus Neugierde und von den flehentlichen Bitten der Juden nicht zurückgehalten, das Allerheiligſte betrat, beginnt eine fortdauernde Verbindung zwiſchen Jeruſalem und Rom. Pompejus ſcheint die erſten jüdiſchen Sklaven hierher gebracht zu haben; wenigſtens iſt es unbeſtritten, daß ſeit ſeiner Zeit jüdiſche Freigelaſſene und andere wahrſcheinlich aus Handelszwecken herbeigekommene Hebräer in der Stadt wohnten. Sie lebten hier zwanglos nach

den Religionsgebräuchen ihres Gesetzes, während Prinzen und Prinzessinnen ihres Landes, allen andern Königen und Fürsten gleichgeachtet, ab und zu vor dem Senat und dem kaiserlichen Hof erschienen. Denn damals gab es noch jüdische Fürsten. Man sah den glücklichen Herodes mehrmals in Rom, und mit allen Zeichen königlicher Würde mit den Cäsaren verkehren, an ihrer Tafel speisen und im Theater in der Fürstenloge sitzen; man sah Archelaus und die Prinzessin Salome, Antipas und Antipater in der Stadt, und nicht wenige Judenprinzen wurden am römischen Hof erzogen. Der Enkel des Herodes, Agrippa, ein abenteuernder Glücksjäger, war mit Drusus, des Tiberius Sohn, erzogen worden und der Busenfreund des Caligula. Der junge jüdische Wüstling befreite sich kaum aus dem Schuldturm, als ihn Tiberius in den Kerker warf, wo er sechs Monate schmachtete, bis ihn der Tod dieses Kaisers erlöste, und Caligula ihn zum König der Juden machte.

Eine glänzende Rolle spielte in Rom die schöne Prinzessin Veronica oder Berenice, Agrippa's Tochter, Schwester und Geliebte ihres Bruders, des jüngern Agrippa, des letzten Judenkönigs. Sie lebte nach der Zerstörung Jerusalems in den Gemächern des Titus; doch gelang es ihr trotz aller Intriguen nicht, sich zur Kaiserin von Rom zu machen.

Herodes Agrippa war übrigens der letzte Jude, der in Rom ausgezeichnet wurde, und seither sah hier das jüdische Volk keinen Glaubensgenossen mehr geehrt, außer den Baron Rothschild, welchen man zur Zeit Gregor's XVI.

mit hoher Auszeichnung im Vatican behandelte — aus begreiflichen Ursachen.

Während nun jüdische Prinzen abwechselnd in Rom waren, hatten sich Juden bereits in der Stadt angesiedelt. Cäsar war ihnen günstig; dies beweist die Thatsache, daß sie nach seiner Ermordung um ihn Todtenklagen sangen. Auch Augustus gewährte ihnen volle Freiheit, in Rom sich zu bewegen und ihre Geschäfte zu treiben; daher beklagten sie dankbar auch seinen Tod und weinten um ihn, wie es heißt, eine Woche lang. Damals waren sie nicht an einen bestimmten Ort in Rom verwiesen, obwol Philo erzählt, daß Augustus ihnen das Quartier Transtiberis gab. Sie wohnten auch an andern Stellen, am häufigsten aber doch in Trastevere, wo demnach ihre älteste Synagoge stand. Der römischen Tradition nach kehrte auch der Apostel Petrus in Trastevere ein, in der Nähe der jetzigen Kirche Santa Cecilia, weil dort viele Juden wohnten; er soll aber auch auf dem Aventin gewohnt haben, im Hause der Heiligen Aquila und Prisca, jüdischer Ehegatten, die zum Christentum übergetreten waren.

Wie milde Augustus mit den Juden verfuhr, geht aus einer Stelle Philo's hervor in seiner höchst merkwürdigen Schrift: „Die Gesandtschaft an Cajus." Der gelehrte Alexandriner sagt darin, daß der Kaiser die Juden stets freundlich behandelt habe, daß sie den großen Stadtteil Transtiberis bewohnten und meistens Freigelassene waren, und daß man sie nicht zwang, die Gebräuche ihrer Väter zu ändern. — An solche jüdische Freigelassene erinnert noch heute ein Grabstein auf der Via Appia,

welcher die Namen zweier Juden, Zabda und Akiba, trägt. — Ihm war es bekannt, so fährt Philo fort, daß sie Synagogen besaßen, wo sie jede Woche zusammenkamen, um in den Lehren der Weisheit ihrer Väter unterrichtet zu werden. Er duldete es auch, daß sie das Geld von den Erstlingen nach Jerusalem schickten, damit dort für sie geopfert würde. Und dennoch vertrieb er sie nicht aus Rom, noch raubte er ihnen das römische Bürgerrecht, da er dem jüdischen Volk freundlich gesinnt war; auch änderte er nichts an ihren Synagogen noch an ihren Zusammenkünften. Ja er selbst schmückte den Tempel zu Jerusalem mit kostbaren Weihgeschenken und ließ dort ganze Opfer schlachten; er achtete den Sabbat so sehr, daß er befahl, den Hebräern nicht an diesem, sondern an dem folgenden Tage die Getreideausteilungen zukommen zu lassen, weil nämlich die Juden an jenem heiligen Tage Geld und Gaben weder empfangen noch geben dürften.

Philo war im Jahre 40 n. Chr. von den alexandrinischen Juden an der Spitze einer Gesandtschaft an den Kaiser Cajus (Caligula) abgesandt worden, um über die grausame Mishandlung Beschwerde zu führen, welche die Alexandriner an den Israeliten begingen, die in jener Welthandelsstadt ansässig waren. Er erzählt, wie Caligula diese Gesandten in seinem Landhause empfing, wo er wie ein Wahnsinniger aus einem Zimmer ins andere lief, bald Befehle zu Neubauten gab, bald alte Bilder aufstellen ließ, während die Juden ihm von Zimmer zu Zimmer folgten, unter beständigem Gelächter aller Anwesenden. Der Kaiser selbst fragte sie spottend, warum

Zuſammengedrängt in einem dumpfen und traurigen Winkel Roms, welchen der Tiberfluß von Trastevere ſcheidet, wohnt hier ſeit alten Zeiten, gleichſam von der Menſchheit ausgeſtoßen, das römiſche Judenvolk. Mit ihm ſollen ſich dieſe Blätter beſchäftigen, welche der Verfaſſer teils aus ältern und neuern Schriften, teils aus mündlichen Mitteilungen der Hebräer zuſammenſetzte. Er durchwanderte oftmals den Ghetto Roms, und ſeine Bevölkerung erſchien ihm, unter den Ruinen der Stadt als die einzige lebendige Ruine des Altertums, einer aufmerkſamen Betrachtung wert.

Der Bogen des Titus am Forum enthält noch Abbilder des Triumfs jenes Zerſtörers von Jeruſalem. Man ſieht dort auf dem Frieſe die Figur des heiligen Stromes Jordan, der in Greiſesgeſtalt auf einer Bahre einhergetragen wird; im Durchgangsbogen, durch welchen nie ein Jude gehen wird, ſieht man die im Siegeszuge aufgeführten Tempelgeräte, den ſiebenarmigen Leuchter, den goldenen Tiſch, die Bundeslade, und die ſilbernen Trompeten für das Jubeljahr. Beinahe 1800 Jahre

ſind verfloſſen, ſeitdem dieſer Bogen errichtet wurde, und nichts blieb von jenem weltbeherrſchenden Rom übrig als Trümmer und Staub, und nicht mehr dem Leben angehörende Symbole des alten Cultus. Wer aber vom Titusbogen nach dem Tiberfluß geht und den Ghetto durchwandert, erblickt hie und da an bewohnten Häuſern den ſiebenarmigen Leuchter in die Wand gemeißelt. Es iſt daſſelbe Abbild, wie er es eben am Triumfbogen ſah, doch ſteht es hier als ein noch lebendiges Symbol der jüdiſchen Religion, denn noch heute wohnen hier Nachkommen jener einſt von Titus nach Rom geführten Juden. Wenn man die Synagoge der Hebräer betritt, ſieht man auf ihren Wänden dieſelben Sculpturen, die Bundeslade, den goldenen Tiſch des Tempels, die Jubeljahrstrompeten. Ein noch dauerndes und unvertilgtes Judenvolk betet unter dieſen Bildern ſeiner einſt von Titus nach Rom gebrachten Tempelgefäße zu dem alten Jehovah von Jeruſalem. Der Judengott war mächtiger als der capitoliſche Zeus.

Da iſt die Halle der Octavia. Ihre zertrümmerten großen Bogen und Pfeiler ragen hart neben dem Ghetto auf. Hier war es, wo Vespaſian und Titus den Siegeszug über Iſrael mit feſtlichem Schaugepränge einleiteten. Hier ſtand zuſchauend ein Jude, Begleiter und Schmeichler des Titus, Flavius Joſephus, der bekannte Geſchichtſchreiber. Er ſchämte ſich nicht, dem Triumf über ſein eigenes Volk beizuwohnen, und ihn dann umſtändlich zu beſchreiben. Dem Judenhöfling verdanken wir die Schilderung dieſes Schauſpiels.

„Nachdem", ſo erzählt er, „das ganze Heer in Reih

und Glied unter seinen Führern bei Nacht herangezogen und vor den Toren, nicht des obern Palasts, sondern des Isistempels aufgestellt war (dort brachten die Imperatoren die Nacht zu), traten mit Tagesanbruch Vespasian und Titus mit Lorberkränzen und im Purpurgewand hervor und schritten nach der Halle der Octavia. Dort warteten ihrer Ankunft der Senat und die höchsten Beamten, sowie die Ritter vom höchsten Range. Vor den Hallen war eine Bühne angebracht, worauf elfenbeinerne Stüle standen; diese bestiegen die beiden Kaiser und setzten sich; sogleich erhob das Heer ein Jubelgeschrei und pries ihre Thaten. Auch die Soldaten waren unbewaffnet, in seidenen Gewändern und mit Lorber bekränzt. Nachdem Vespasian ihren Zuruf empfangen, unterbrach er ihren Jubel und gab das Zeichen zum Schweigen. Sogleich entstand tiefe Stille. Vespasian erhob sich, verhüllte sein Haupt mit dem Gewande und sprach ein Dankgebet. Das Gleiche that Titus. Nach dem Gebet richtete Vespasian an die ganze Versammlung einige Worte und entließ dann die Soldaten zu dem nach herkömmlicher Sitte von den Imperatoren bereiteten Mal. Er selbst ging nach dem Tor zurück, das den Namen der Porta Triumphalis führt, weil es immer bei diesen Gelegenheiten durchzogen wird. Dort genossen sie etwas Speise, zogen Triumfkleider an, opferten in den an das Tor angebauten Tempeln, und nun begann der Umzug, und zwar mitten durch das Theater, damit das Volk Alles desto leichter sehen könnte."

Seiner Schwester Octavia zu Ehren hatte Augustus die schöne Halle von zwei Säulenreihen gebaut. Ein

Teil des Vorbaus ist noch erhalten; er stößt an den Fischmarkt, der den Ghetto begränzt; in die Trümmer ist die Kirche Sant Angelo in Pescaria hineingebaut, eine alte Basilika, die sich gleichfalls auf die Juden bezieht, weil sie im Mittelalter gezwungen wurden, hier Predigten anzuhören. Es ist in Wahrheit eine beispiellose Ironie der Geschichte zu nennen, daß an dieser Halle der Octavia, wo Vespasian und Titus ihren Triumf über das besiegte Judenvolk und das zerstörte Jerusalem einweihten, die Nachkommen Israels ihren Sitz in Rom nahmen. Um diesen einst prachtvollen, jetzt in Ruinen liegenden, im Schmutz starrenden Porticus der Schwester des großen Augustus treibt noch heute das Judenvolk seine Geschäfte; auf den Marmorplatten jener Hallen und Tempel bieten noch heute die Nachkommen der Kriegssclaven Jerusalems Fische zum Verkaufe aus, und niemand von ihnen erinnert sich mehr an die Bedeutung, welche dies Local einst in der Geschichte Israels gehabt hat.

Der römische Ghetto ist wegen der historischen Beziehung des Judenvolks zu Rom unter allen israelitischen Gemeinden Europas die denkwürdigste. Andere, zumal die in Spanien und Portugal, und die von dort hervorgegangene Synagoge Amsterdams sind durch ihre talmudischen Schulen theologisch merkwürdiger, aber keine hat das Alter und die geschichtliche Bedeutung der Synagoge von Rom. Denn diese stellt hier in der Hauptstadt der christlichen Welt die uralte Wurzel des Christentums selber dar.

Bedenkt man, daß es Rom ist, wo dieses Judenvolk

sich nun 1800 Jahre lang behauptet hat, so erregt seine Widerstandskraft Erstaunen. Es muß fast rätselhaft erscheinen, daß eine so mishandelte Menschensekte, wenn auch durch frischen Zuwachs erneuert, so doch meist aus demselben verrotteten Familiengeschlecht, in demselben engen Straßenwinkel, in derselben verpesteten Luft sich von Glied zu Glied Jahrhunderte hindurch fortzeugend, als ein lebendiger Organismus sich hat erhalten können. Denn seit Pompejus wohnten die Juden in Rom.

Von den ersten Kaisern mehrmals verjagt, kehrten sie immer wieder zurück; seit Titus behielten sie bis auf den heutigen Tag ihre Wohnplätze in der Stadt und nisteten hier auf der für sie gefährlichsten Stelle der Welt, unter den Augen ihrer Feinde, der Römer, welche Jerusalem zerstört hatten, und darauf der Päpste, der Stellvertreter Christi, den die Juden gekreuzigt hatten. Von Pompejus' Zeit an duldeten sie Schimpf und Verachtung, und endlich als unreine Parias zu einem Ghetto organisirt, klammerten sie sich hier krampfhaft aneinander und überdauerten allen Wechsel der Jahrhunderte und das furchtbare Einerlei ihres Zustandes. Sie lebten hoffnungslos und doch nicht ohne Hoffnung, wie dies der Charakter Israels ist, welchem die Propheten den Messias verheißen haben. Unfähig ihren Feinden etwas abzutrotzen, verschanzten sie sich hinter die mächtigste und traurigste Gegenwehr des Elends, die Gewohnheit, und hinter die Zähigkeit ihres Familiengeistes. Ihre Kraft im Dulden ist um so merkwürdiger, weil sie nicht, wie die christlichen Märtirer, auf einen Lohn im Jenseits hoffen.

Die Natur selbst scheint die traurigste aller Menschen-

sekten mit den heftigsten Lebenstrieben versorgt zu haben. Vielleicht möchte jede andere Nation unter ähnlichen Verhältnissen in Rom ausgestorben sein, unfähig, eine gränzenlose Verachtung zu ertragen; aber die Juden waren dessen fähig, und sie behaupteten sich unzerstörbar im Mittelpunkt der katholischen Christenheit. Ausgeschieden von dem bürgerlichen Verbande der andern Menschen, blieben sie mit ihnen unvermischt; noch ihre spätesten Enkel stehen unter den Christen der Stadt so fremd da, wie ihre frühesten Väter, und sie sind den Römern um nichts näher gerückt, als sie es zur Zeit des Pompejus waren. Damals und unter den Kaisern galten sie, obwol schon verachtet, doch als eine orientalische Sekte neben andern Sekten Syriens, Aegyptens und Persiens; sie standen deshalb nicht so vereinzelt da, wie heute, wo sie aus der großen Menge von Religionssekten des alten Rom die einzige sind, die sich, und zwar unverändert, erhalten hat.

Die Geschichte der Juden Roms ist, soweit sie die ersten Zeiten betrifft, schwierig zu ermitteln, denn nur sparsam sind die Nachrichten römischer Schriftsteller.

Mit dem Einzuge des Pompejus in Jerusalem, wo er aus Neugierde und von den flehentlichen Bitten der Juden nicht zurückgehalten, das Allerheiligste betrat, beginnt eine fortdauernde Verbindung zwischen Jerusalem und Rom. Pompejus scheint die ersten jüdischen Sklaven hierher gebracht zu haben; wenigstens ist es unbestritten, daß seit seiner Zeit jüdische Freigelassene und andere wahrscheinlich aus Handelszwecken herbeigekommene Hebräer in der Stadt wohnten. Sie lebten hier zwanglos nach

den Religionsgebräuchen ihres Gesetzes, während Prinzen und Prinzessinnen ihres Landes, allen andern Königen und Fürsten gleichgeachtet, ab und zu vor dem Senat und dem kaiserlichen Hof erschienen. Denn damals gab es noch jüdische Fürsten. Man sah den glücklichen Herodes mehrmals in Rom, und mit allen Zeichen königlicher Würde mit den Cäsaren verkehren, an ihrer Tafel speisen und im Theater in der Fürstenloge sitzen; man sah Archelaus und die Prinzessin Salome, Antipas und Antipater in der Stadt, und nicht wenige Judenprinzen wurden am römischen Hof erzogen. Der Enkel des Herodes, Agrippa, ein abenteuernder Glücksjäger, war mit Drusus, des Tiberius Sohn, erzogen worden und der Busenfreund des Caligula. Der junge jüdische Wüstling befreite sich kaum aus dem Schuldturm, als ihn Tiberius in den Kerker warf, wo er sechs Monate schmachtete, bis ihn der Tod dieses Kaisers erlöste, und Caligula ihn zum König der Juden machte.

Eine glänzende Rolle spielte in Rom die schöne Prinzessin Veronica oder Berenice, Agrippa's Tochter, Schwester und Geliebte ihres Bruders, des jüngern Agrippa, des letzten Judenkönigs. Sie lebte nach der Zerstörung Jerusalems in den Gemächern des Titus; doch gelang es ihr trotz aller Intriguen nicht, sich zur Kaiserin von Rom zu machen.

Herodes Agrippa war übrigens der letzte Jude, der in Rom ausgezeichnet wurde, und seither sah hier das jüdische Volk keinen Glaubensgenossen mehr geehrt, außer den Baron Rothschild, welchen man zur Zeit Gregor's XVI.

mit hoher Auszeichnung im Vatican behandelte — aus begreiflichen Ursachen.

Während nun jüdische Prinzen abwechselnd in Rom waren, hatten sich Juden bereits in der Stadt angesiedelt. Cäsar war ihnen günstig; dies beweist die Thatsache, daß sie nach seiner Ermordung um ihn Todtenklagen sangen. Auch Augustus gewährte ihnen volle Freiheit, in Rom sich zu bewegen und ihre Geschäfte zu treiben; daher beklagten sie dankbar auch seinen Tod und weinten um ihn, wie es heißt, eine Woche lang. Damals waren sie nicht an einen bestimmten Ort in Rom verwiesen, obwol Philo erzählt, daß Augustus ihnen das Quartier Transtiberis gab. Sie wohnten auch an andern Stellen, am häufigsten aber doch in Trastevere, wo demnach ihre älteste Synagoge stand. Der römischen Tradition nach kehrte auch der Apostel Petrus in Trastevere ein, in der Nähe der jetzigen Kirche Santa Cecilia, weil dort viele Juden wohnten; er soll aber auch auf dem Aventin gewohnt haben, im Hause der Heiligen Aquila und Prisca, jüdischer Ehegatten, die zum Christentum übergetreten waren.

Wie milde Augustus mit den Juden verfuhr, geht aus einer Stelle Philo's hervor in seiner höchst merkwürdigen Schrift: „Die Gesandtschaft an Cajus." Der gelehrte Alexandriner sagt darin, daß der Kaiser die Juden stets freundlich behandelt habe, daß sie den großen Stadtteil Transtiberis bewohnten und meistens Freigelassene waren, und daß man sie nicht zwang, die Gebräuche ihrer Väter zu ändern. — An solche jüdische Freigelassene erinnert noch heute ein Grabstein auf der Via Appia,

welcher die Namen zweier Juden, Zabda und Akiba, trägt. — Ihm war es bekannt, so fährt Philo fort, daß sie Synagogen besaßen, wo sie jede Woche zusammenkamen, um in den Lehren der Weisheit ihrer Väter unterrichtet zu werden. Er duldete es auch, daß sie das Geld von den Erstlingen nach Jerusalem schickten, damit dort für sie geopfert würde. Und dennoch vertrieb er sie nicht aus Rom, noch raubte er ihnen das römische Bürgerrecht, da er dem jüdischen Volk freundlich gesinnt war; auch änderte er nichts an ihren Synagogen noch an ihren Zusammenkünften. Ja er selbst schmückte den Tempel zu Jerusalem mit kostbaren Weihgeschenken und ließ dort ganze Opfer schlachten; er achtete den Sabbat so sehr, daß er befahl, den Hebräern nicht an diesem, sondern an dem folgenden Tage die Getreideausteilungen zukommen zu lassen, weil nämlich die Juden an jenem heiligen Tage Geld und Gaben weder empfangen noch geben dürften.

Philo war im Jahre 40 n. Chr. von den alexandrinischen Juden an der Spitze einer Gesandtschaft an den Kaiser Cajus (Caligula) abgesandt worden, um über die grausame Mishandlung Beschwerde zu führen, welche die Alexandriner an den Israeliten begingen, die in jener Welthandelsstadt ansässig waren. Er erzählt, wie Caligula diese Gesandten in seinem Landhause empfing, wo er wie ein Wahnsinniger aus einem Zimmer ins andere lief, bald Befehle zu Neubauten gab, bald alte Bilder aufstellen ließ, während die Juden ihm von Zimmer zu Zimmer folgten, unter beständigem Gelächter aller Anwesenden. Der Kaiser selbst fragte sie spottend, warum

die kein Schweinefleisch äßen. Der Lärm Derer um, [illegible] Philo, die uns auspfiffen und mit schallendem Gelächter verhöhnten, war so groß, als stünden wir auf einem Theater. — So haben wir schon in jener Zeit dieselben Scenen vor uns, wie sie später im Mittelalter und bis in die neueste Zeit in Rom gesehen wurden, wenn die Juden am Monte Giordano oder am Titusbogen aufgereiht standen, den neuerwählten Papst zu bewillkommnen, verhöhnt von dem Gepfeife der Straßenjungen und dem schallenden Gelächter des Volks.

Caligula war aus einem besondern Grunde gegen die Juden erbittert. Er hatte nämlich die Idee gefaßt, sich als Gott in einer kolossalen Statue im Allerheiligsten des Tempels zu Jerusalem aufstellen zu lassen, da er hörte, daß die jüdische Nation die einzige des Erdkreises sei, welche ihm göttliche Ehre verweigere. Er gab Petronius, dem Statthalter von Phönizien, Befehl, seine Statue dort aufzustellen. Da zog, wie Josephus und Philo erzählen, ganz Judäa nach Phönizien, Greise, Männer, Weiber und Kinder; gleich einer Wolke bedeckten sie das Land, und so groß war ihr Wehgeheul und Weinen, daß selbst, als es stille wurde, noch das Echo davon die Luft durchtönte. Sie warfen sich vor Petronius auf die Kniee und beschworen ihn, sie alle ermorden zu lassen, denn nimmer würden sie es ertragen, daß man das Heiligtum ihres Gottes schände.

Diese Scene ist eine der großartigsten Volkstragödien, die je erlebt worden sind, und dieser moralische Widerstand gegen Caligula einer der erhabensten Züge in der Geschichte der jüdischen Nation, welcher sie mehr ver-

herrlicht als die größten Thaten David's und Salomo's. Petronius war erschüttert, er schrieb abmahnend an Caligula; und nun kam auch des Kaisers Jugendfreund, jener König Agrippa, nach Rom, welcher für sein Volk bittend eintrat. Philo erzählt, sein Entsetzen über jene tempelschänderische Zumutung des Kaisers sei so groß gewesen, daß er ohnmächtig fortgetragen wurde und in eine lebensgefährliche Krankheit verfiel; er läßt ihn endlich einen meisterhaften Brief an Caligula schreiben, in Folge dessen dieser verrückte Despot, dem die ganze Welt Tempel, Altäre und Statuen weihte, von seinem Gelüsten abstand, sein Bild auch im Heiligtum zu Jerusalem aufzurichten.

Sein schneller Tod schützte die Juden Rom's vor seiner Rache. Aber leider sagt uns Philo nichts von dem Zustande der damaligen Judenschaft in Transtiberis. Sie bildeten hier, wie es scheint, eine Synagoge der Libertiner oder Freigelassenen, denn unter diesem Namen nennt sie auch die Apostelgeschichte (1, 9).

Seitdem die christlichen Mysterien in Rom eindrangen, wurden Juden und Christen als gemeinschaftliche Sekte begriffen, was um so leichter geschehen konnte, als die damaligen Christen größtenteils Judenchristen waren. Sie erlitten daher dieselben Verfolgungen. Im Jahre 51 jagte sie Claudius allesammt aus der Stadt, nachdem sie schon Tiberius auf den Rat Sejan's einmal nach Sardinien vertrieben hatte, um ihrem schmählichen Wucher Einhalt zu thun; dies beweist, daß sie schon damals in Anleihegeschäften ihren Lebensberuf begriffen. Immer kehrten sie wieder und wußten sie sich zu behaupten; ihre

Anzahl wuchs, sodaß man sie unter den ersten Kaisern auf 8000 angibt, was die heutige Judenzahl um mehr als das Doppelte übersteigen würde.

Nun folgte die schmähliche Zerstörung Jerusalem's durch Titus und die Zerstreuung des Judenvolks. Eine Menge jüdischer Kriegssklaven wurde nach Rom geschleppt, von denen ein Teil hingerichtet wurde, der größere aber in der Stadt blieb. Ich setze hier die Schilderung des Triumfs von Titus fort, damit der Leser, welchem Flavius Josephus unbekannt ist, dieses merkwürdige Schauspiel gegenwärtig habe. Ich benutze die Uebersetzung Gfrörer's.

„Es ist unmöglich", so fährt Josephus fort, „die Mannichfaltigkeit dieses Schauspiels und die Pracht in jeder Hinsicht, sei es in Bezug auf die Kunst der Werke oder auf Reichtum und Seltenheiten, zu beschreiben. Alles, was je Menschen einzeln besaßen und was nur selten und kostbar ist, schien an jenem Tage vereinigt, um die Größe des römischen Reichs zu zeigen. Schmuck von Gold, Silber und Elfenbein sah man hier in allen Gestalten, nicht blos etwa als einzelne Prunkstücke des Festzugs, sondern wie in einem Strom daherfließend. Gewänder, teils mit dem feinsten Purpur getränkt, teils mit babylonischer Kunst aufs sorgfältigste ausgestickt, schimmernde Edelsteine, in goldene Kronen gefügt oder in andern Fassungen, wurden in solcher Anzahl vorbeigetragen, daß man es für Irrtum ansah, solche Dinge noch für selten zu halten. Es folgten Götterbilder, an Größe außerordentlich und an Kunst unnachahmlich — alles aus den kostbarsten Stoffen. Auch Thiere verschiedener Art und in den seltensten Verzierungen wurden

vorbeigeführt. Sämmtliche Träger dieser Kostbarkeiten erschienen in purpurner und vergoldeter Kleidung. Besonders herrlich waren die Soldaten geschmückt, die an der Ehre des Triumfs teilnehmen durften. Selbst die Schar der Gefangenen zog die Aufmerksamkeit auf sich. Ihre bunte Kleidung entzog den Augen der Zuschauer den widerlichen Ausdruck dieser ausgemergelten Gestalten. Das größte Erstaunen erregten die prachtvollen Baldachine. Man mußte unwillkürlich für die Kräfte der Träger fürchten. Einige hatten drei und vier Wölbungen übereinander, und die Kunst der Ausführung war ebenso erstaunlich als angenehm. Viele waren noch mit goldgestickten Teppichen überhangen, an allen funkelten kunstreiche Arbeiten aus Gold und Elfenbein. In allen möglichen Formen und Wendungen stellte sich der Krieg dar. Da sah man eine verheerte Gegend, ganze Reihen gefallener Feinde, Fliehende, Gefangene, unermeßliche hohe Mauern unter dem Stoß der Maschinen stürzen, feste Burgen zertrümmert, die Mauern volkreicher Städte erstiegen, ein in das Innere hereinstürmendes Heer, Blutbad, Hülfeflehende, Wehrlose, brennende Tempel, Häuser, die über ihren Bewohnern zusammenstürzen, endlich nach einer weiten wilden Verheerung hereinströmende Flüsse, nicht um Felder zu wässern oder Menschen und Heerden zu tränken, sondern um den allgemeinen Brand zu löschen. Dies Alles, erzählten die Juden, hätten sie im Krieg erduldet. Die prächtige Ausführung stellte selbst dem Unkundigen Alles wie gegenwärtig dar. Bei jedem der Baldachine standen die feindlichen Befehlshaber, in der Haltung, wie sie gefangen wurden. Nun folgte eine

Menge Schiffe. Andere Kriegsbeute ward haufenweise getragen, doch Alles mußte erbleichen vor den Tempelgefäßen von Jerusalem: ein goldener Tisch von mehren Talenten an Gewicht, ein Kronleuchter, ebenfalls aus Gold, aber in der Form von den zum Alltagsgebrauch dienenden verschieden; der Schaft in der Mitte war in dem Fuß befestigt und dünne Aeste erstreckten sich auswärts, nach Art eines Dreizacks; oben an jedem befand sich eine eherne Lampe. Deren waren es sieben, ein Symbol der Heiligkeit des siebenten Tages bei den Juden. Hinter diesem wurde das Gesetz Gottes als Schluß der Beute hergetragen. Hierauf kamen Männer, welche Bildsäulen der Victoria trugen, sämmtlich aus Gold und Elfenbein. Zunächst an ihnen ritt Vespasian; ihm folgte Titus; Domitian ritt neben ihm in prachtvollem Gewande und auf einem herrlichen Roß.

„Das Ziel des Triumfzugs war der Tempel des Jupiter Capitolinus; vor diesem angekommen, machten sie Halt. Denn es ist eine alte Sitte, dort zu warten, bis der Herold den Tod des feindlichen Heerführers verkündigt. Simon Bar Giora war es, der auch im Triumfzug mit aufgeführt wurde. Mit einem Strick um den Hals wurde er auf den Felsenrand gegen das Forum gezogen und von seinen Führern mit Ruthen gestrichen. Dort werden nach römischem Gesetz verurteilte Verbrecher hingerichtet. Als verkündigt war, daß er dahin sei, erscholl allgemeiner Jubelruf, und nun begann das Opfer. Nach den Gebeten und den Spenden kehrten die Kaiser zum Palast zurück. Viele zogen sie selbst zur Tafel, für Andere waren zu Hause reiche Male

zubereitet. Die ganze Stadt Rom feierte diesen Tag als Dankfest für den glücklich beendigten Feldzug, für das Ende der Bürgerkriege und für die schönen Hoffnungen auf künftiges Glück."

Vespasian erbaute hierauf dem Frieden einen herrlichen Tempel. In ihn stiftete er die Tempelgeräte Jerusalems; die Bundeslade aber und ihre purpurnen Vorhänge ließ er im Cäsarenpalast niederlegen.

Jener Triumfbogen, in dessen innerer Wölbung die heiligen Geräte und der festliche Umzug mit so hoher Kunstvollendung dargestellt sind, wurde erst nach Titus' Tode vollendet. Im Mittelalter hieß er wegen seiner Bildwerke der Bogen der sieben Leuchter oder, wie das Buch der Mirabilien der Stadt Rom sagt: Arcus septem lucernarum Titi et Vespasiani, ubi est candelabrum Moysi cum arca. Die Frangipani, welche das Forum und das Colosseum beherrschten, benutzten ihn als Eingangspforte ihres Castells, der Turris Cartularia am Palatin. Erst unter Pius VII., im Jahr 1821, wurde der Titusbogen so hergestellt, wie er heute dasteht, eine der merkwürdigsten Antiken der Stadt, doch die modernste Restauration.

Titus hatte es übrigens verschmäht, sich nach seinem Triumf den Namen „Judaicus" beizulegen — ein Beweis, wie sehr er die Juden verachtete. Aber er, wie Vespasian, duldete die Hebräer in Rom, welche sich natürlich durch den Zuzug von Sklaven und Freigelassenen bedeutend vermehrt hatten. Vespasian hatte ihnen freie Religionsübung gestattet, doch mußten sie das Kopfgeld von einem halben Sekel, das sie früher an den Tempel-

ſchatz zahlten, fortan dem Capitoliſchen Jupiter entrichten. Die Juden zahlen ihren Tribut noch heute an das Capitol, an die Camera capitolina.

Unter Domitian wurde dieſer Fiscus judaicus, wie Sueton erzählt, mit großer Strenge eingetrieben. Die Juden wohnten damals noch immer in Trastevere, wurden aber von dieſem Kaiſer ganz aus der Stadt gejagt. Er wies ihnen das Tal der Egeria zum Aufenthalt an, wofür ſie ein Pachtgeld erlegen mußten. Dies ſagt Juvenal in ſeiner dritten Satire:

Hier, wo Numa einſt Umgang pflog mit der nächtlichen Freundin,
Wo nun des heiligen Quells Laubhain und die Stätte der Gottheit
Juden man leiht, die mit ſich führen das Heu und den Tragkorb;
Muß doch jeglicher Baum nun Steuer entrichten dem Volke,
Und weil alle Camenen verjagt ſind, bettelt der Wald ſelbſt;
Hier nun ſtiegen wir ab zu Egeria's Tal und den Grotten,
Welche den ächten ungleich; wol ehrte man beſſer des Springquells
Gottheit, ſäumte mit grünendem Rand Wildkraut noch die Wellen,
Kränkte der Marmor nicht unziemlich den örtlichen Tuffſtein.

Demnach ſah Juvenal, wenn er durch das Capeniſche Tor nach dem Tal der Egeria ging, die Juden, ziemlich

bettelhaft, wie es scheint, mit Heubündeln und Körben ein- und ausgehen und dort Zigeunerwirtschaft treiben. Die Heubündel dienten ihnen zur Lagerstatt, und in den Körben schleppten sie Handelsplunder und Mundvorrat mit sich. Aus den römischen Nachrichten geht hervor, daß sie zu jener Zeit in Art und Geschäft den Juden von heute so ziemlich gleich waren. Die Verachtung der Römer gegen diese unglücklichen Menschen war groß; es galt für schimpflich, in einem jüdischen Bethaus gewesen zu sein, während die Teilnahme am Cultus der Isis, des Mithras, des Priap keineswegs als Entehrung galt. Und so ist es merkwürdig genug, denjenigen Gottesdienst, welcher in Rom von allen Idolen und aller Bilder- und Thierverehrung zu allen Zeiten allein frei blieb, mit grenzenloser Verachtung behandelt zu sehen.

In der vierzehnten Satire beklagt sich Juvenal einmal über den Aberglauben, welcher Römer antreibe, sich ins Judentum einweihen zu lassen:

Einige, denen der Zufall gab zum Vater des Sabbaths Ehrer, beten die Wolken nur an und das himmlische Wesen,
Und sie achten des Schweins Fettfleisch gleich menschlichem heilig,
Deß sich der Vater enthielt, ablegen sie bald auch die Vorhaut.
Aber das Römergesetz zu verachten, sie selber, gewohnt nun,
Lernen sie Judengesetz und befolgen mit heiliger Ehrfurcht,
Was nur immer die Bücher, die mystischen, lehren des Moses.

mit hoher Auszeichnung im Vatican behandelte — aus begreiflichen Ursachen.

Während nun jüdische Prinzen abwechselnd in Rom waren, hatten sich Juden bereits in der Stadt angesiedelt. Cäsar war ihnen günstig; dies beweist die Thatsache, daß sie nach seiner Ermordung um ihn Todtenklagen sangen. Auch Augustus gewährte ihnen volle Freiheit, in Rom sich zu bewegen und ihre Geschäfte zu treiben; daher beklagten sie dankbar auch seinen Tod und weinten um ihn, wie es heißt, eine Woche lang. Damals waren sie nicht an einen bestimmten Ort in Rom verwiesen, obwol Philo erzählt, daß Augustus ihnen das Quartier Transtiberis gab. Sie wohnten auch an andern Stellen, am häufigsten aber doch in Trastevere, wo demnach ihre älteste Synagoge stand. Der römischen Tradition nach kehrte auch der Apostel Petrus in Trastevere ein, in der Nähe der jetzigen Kirche Santa Cecilia, weil dort viele Juden wohnten; er soll aber auch auf dem Aventin gewohnt haben, im Hause der Heiligen Aquila und Prisca, jüdischer Ehegatten, die zum Christentum übergetreten waren.

Wie milde Augustus mit den Juden verfuhr, geht aus einer Stelle Philo's hervor in seiner höchst merkwürdigen Schrift: „Die Gesandtschaft an Cajus." Der gelehrte Alexandriner sagt darin, daß der Kaiser die Juden stets freundlich behandelt habe, daß sie den großen Stadtteil Transtiberis bewohnten und meistens Freigelassene waren, und daß man sie nicht zwang, die Gebräuche ihrer Väter zu ändern. — An solche jüdische Freigelassene erinnert noch heute ein Grabstein auf der Via Appia,

welcher die Namen zweier Juden, Zabda und Akiba, trägt. — Ihm war es bekannt, so fährt Philo fort, daß sie Synagogen besaßen, wo sie jede Woche zusammenkamen, um in den Lehren der Weisheit ihrer Väter unterrichtet zu werden. Er duldete es auch, daß sie das Geld von den Erstlingen nach Jerusalem schickten, damit dort für sie geopfert würde. Und dennoch vertrieb er sie nicht aus Rom, noch raubte er ihnen das römische Bürgerrecht, da er dem jüdischen Volk freundlich gesinnt war; auch änderte er nichts an ihren Synagogen noch an ihren Zusammenkünften. Ja er selbst schmückte den Tempel zu Jerusalem mit kostbaren Weihgeschenken und ließ dort ganze Opfer schlachten; er achtete den Sabbat so sehr, daß er befahl, den Hebräern nicht an diesem, sondern an dem folgenden Tage die Getreideausteilungen zukommen zu lassen, weil nämlich die Juden an jenem heiligen Tage Geld und Gaben weder empfangen noch geben dürften.

Philo war im Jahre 40 n. Chr. von den alexandrinischen Juden an der Spitze einer Gesandtschaft an den Kaiser Cajus (Caligula) abgesandt worden, um über die grausame Mishandlung Beschwerde zu führen, welche die Alexandriner an den Israeliten begingen, die in jener Welthandelsstadt ansässig waren. Er erzählt, wie Caligula diese Gesandten in seinem Landhause empfing, wo er wie ein Wahnsinniger aus einem Zimmer ins andere lief, bald Befehle zu Neubauten gab, bald alte Bilder aufstellen ließ, während die Juden ihm von Zimmer zu Zimmer folgten, unter beständigem Gelächter aller Anwesenden. Der Kaiser selbst fragte sie spottend, warum

ſie kein Schweinefleiſch äßen. Der Lärm Derer nun, ſagt Philo, die uns auspfiffen und mit ſchallendem Gelächter verhöhnten, war ſo groß, als ſtünden wir auf einem Theater. — So haben wir ſchon in jener Zeit dieſelben Scenen vor uns, wie ſie ſpäter im Mittelalter und bis in die neueſte Zeit in Rom geſehen wurden, wenn die Juden am Monte Giordano oder am Titusbogen aufgereiht ſtanden, den neuerwählten Papſt zu bewillkommnen, verhöhnt von dem Gepfeife der Straßenjungen und dem ſchallenden Gelächter des Volks.

Caligula war aus einem beſondern Grunde gegen die Juden erbittert. Er hatte nämlich die Idee gefaßt, ſich als Gott in einer koloſſalen Statue im Allerheiligſten des Tempels zu Jeruſalem aufſtellen zu laſſen, da er hörte, daß die jüdiſche Nation die einzige des Erdkreiſes ſei, welche ihm göttliche Ehre verweigere. Er gab Petronius, dem Statthalter von Phönizien, Befehl, ſeine Statue dort aufzuſtellen. Da zog, wie Joſephus und Philo erzählen, ganz Judäa nach Phönizien, Greiſe, Männer, Weiber und Kinder; gleich einer Wolke bedeckten ſie das Land, und ſo groß war ihr Wehgeheul und Weinen, daß ſelbſt, als es ſtille wurde, noch das Echo davon die Luft durchtönte. Sie warfen ſich vor Petronius auf die Kniee und beſchworen ihn, ſie alle ermorden zu laſſen, denn nimmer würden ſie es ertragen, daß man das Heiligtum ihres Gottes ſchände.

Dieſe Scene iſt eine der großartigſten Volkstragödien, die je erlebt worden ſind, und dieſer moraliſche Widerſtand gegen Caligula einer der erhabenſten Züge in der Geſchichte der jüdiſchen Nation, welcher ſie mehr ver-

herrlicht als die größten Thaten David's und Salomo's. Petronius war erschüttert, er schrieb abmahnend an Caligula; und nun kam auch des Kaisers Jugendfreund, jener König Agrippa, nach Rom, welcher für sein Volk bittend eintrat. Philo erzählt, sein Entsetzen über jene tempelschänderische Zumutung des Kaisers sei so groß gewesen, daß er ohnmächtig fortgetragen wurde und in eine lebensgefährliche Krankheit verfiel; er läßt ihn endlich einen meisterhaften Brief an Caligula schreiben, in Folge dessen dieser verrückte Despot, dem die ganze Welt Tempel, Altäre und Statuen weihte, von seinem Gelüsten abstand, sein Bild auch im Heiligtum zu Jerusalem aufzurichten.

Sein schneller Tod schützte die Juden Rom's vor seiner Rache. Aber leider sagt uns Philo nichts von dem Zustande der damaligen Judenschaft in Transtiberis. Sie bildeten hier, wie es scheint, eine Synagoge der Libertiner oder Freigelassenen, denn unter diesem Namen nennt sie auch die Apostelgeschichte (1, 9).

Seitdem die christlichen Mysterien in Rom eindrangen, wurden Juden und Christen als gemeinschaftliche Sekte begriffen, was um so leichter geschehen konnte, als die damaligen Christen größtenteils Judenchristen waren. Sie erlitten daher dieselben Verfolgungen. Im Jahre 51 jagte sie Claudius allesammt aus der Stadt, nachdem sie schon Tiberius auf den Rat Sejan's einmal nach Sardinien vertrieben hatte, um ihrem schmälichen Wucher Einhalt zu thun; dies beweist, daß sie schon damals in Anleihegeschäften ihren Lebensberuf begriffen. Immer kehrten sie wieder und wußten sie sich zu behaupten; ihre

Anzahl wuchs, sodaß man sie unter den ersten Kaisern auf 8000 angibt, was die heutige Judenzahl um mehr als das Doppelte übersteigen würde.

Nun folgte die schmähliche Zerstörung Jerusalem's durch Titus und die Zerstreuung des Judenvolks. Eine Menge jüdischer Kriegssklaven wurde nach Rom geschleppt, von denen ein Teil hingerichtet wurde, der größere aber in der Stadt blieb. Ich setze hier die Schilderung des Triumfs von Titus fort, damit der Leser, welchem Flavius Josephus unbekannt ist, dieses merkwürdige Schauspiel gegenwärtig habe. Ich benutze die Uebersetzung Gfrörer's.

„Es ist unmöglich", so fährt Josephus fort, „die Mannichfaltigkeit dieses Schauspiels und die Pracht in jeder Hinsicht, sei es in Bezug auf die Kunst der Werke oder auf Reichtum und Seltenheiten, zu beschreiben. Alles, was je Menschen einzeln besaßen und was nur selten und kostbar ist, schien an jenem Tage vereinigt, um die Größe des römischen Reichs zu zeigen. Schmuck von Gold, Silber und Elfenbein sah man hier in allen Gestalten, nicht blos etwa als einzelne Prunkstücke des Festzugs, sondern wie in einem Strom daherfließend. Gewänder, teils mit dem feinsten Purpur getränkt, teils mit babylonischer Kunst aufs sorgfältigste ausgestickt, schimmernde Edelsteine, in goldene Kronen gefügt oder in andern Fassungen, wurden in solcher Anzahl vorbeigetragen, daß man es für Irrtum ansah, solche Dinge noch für selten zu halten. Es folgten Götterbilder, an Größe außerordentlich und an Kunst unnachahmlich — alles aus den kostbarsten Stoffen. Auch Thiere verschiedener Art und in den seltensten Verzierungen wurden

vorbeigeführt. Sämmtliche Träger dieser Kostbarkeiten erschienen in purpurner und vergoldeter Kleidung. Besonders herrlich waren die Soldaten geschmückt, die an der Ehre des Triumfs teilnehmen durften. Selbst die Schar der Gefangenen zog die Aufmerksamkeit auf sich. Ihre bunte Kleidung entzog den Augen der Zuschauer den widerlichen Ausdruck dieser ausgemergelten Gestalten. Das größte Erstaunen erregten die prachtvollen Baldachine. Man mußte unwillkürlich für die Kräfte der Träger fürchten. Einige hatten drei und vier Wölbungen übereinander, und die Kunst der Ausführung war ebenso erstaunlich als angenehm. Viele waren noch mit goldgestickten Teppichen überhangen, an allen funkelten kunstreiche Arbeiten aus Gold und Elfenbein. In allen möglichen Formen und Wendungen stellte sich der Krieg dar. Da sah man eine verheerte Gegend, ganze Reihen gefallener Feinde, Fliehende, Gefangene, unermeßliche hohe Mauern unter dem Stoß der Maschinen stürzen, feste Burgen zertrümmert, die Mauern volkreicher Städte erstiegen, ein in das Innere hereinstürmendes Heer, Blutbad, Hülfeflehende, Wehrlose, brennende Tempel, Häuser, die über ihren Bewohnern zusammenstürzen, endlich nach einer weiten wilden Verheerung hereinströmende Flüsse, nicht um Felder zu wässern oder Menschen und Heerden zu tränken, sondern um den allgemeinen Brand zu löschen. Dies Alles, erzählten die Juden, hätten sie im Krieg erduldet. Die prächtige Ausführung stellte selbst dem Unkundigen Alles wie gegenwärtig dar. Bei jedem der Baldachine standen die feindlichen Befehlshaber, in der Haltung, wie sie gefangen wurden. Nun folgte eine

Menge Schiffe. Andere Kriegsbeute ward haufenweise getragen, doch Alles mußte erbleichen vor den Tempelgefäßen von Jerusalem: ein goldener Tisch von mehren Talenten an Gewicht, ein Kronleuchter, ebenfalls aus Gold, aber in der Form von den zum Alltagsgebrauch dienenden verschieden; der Schaft in der Mitte war in dem Fuß befestigt und dünne Aeste erstreckten sich auswärts, nach Art eines Dreizacks; oben an jedem befand sich eine eherne Lampe. Deren waren es sieben, ein Symbol der Heiligkeit des siebenten Tages bei den Juden. Hinter diesem wurde das Gesetz Gottes als Schluß der Beute hergetragen. Hierauf kamen Männer, welche Bildsäulen der Victoria trugen, sämmtlich aus Gold und Elfenbein. Zunächst an ihnen ritt Vespasian; ihm folgte Titus; Domitian ritt neben ihm in prachtvollem Gewande und auf einem herrlichen Roß.

„Das Ziel des Triumfzugs war der Tempel des Jupiter Capitolinus; vor diesem angekommen, machten sie Halt. Denn es ist eine alte Sitte, dort zu warten, bis der Herold den Tod des feindlichen Heerführers verkündigt. Simon Bar Giora war es, der auch im Triumfzug mit aufgeführt wurde. Mit einem Strick um den Hals wurde er auf den Felsenrand gegen das Forum gezogen und von seinen Führern mit Ruthen gestrichen. Dort werden nach römischem Gesetz verurteilte Verbrecher hingerichtet. Als verkündigt war, daß er dahin sei, erscholl allgemeiner Jubelruf, und nun begann das Opfer. Nach den Gebeten und den Spenden kehrten die Kaiser zum Palast zurück. Viele zogen sie selbst zur Tafel, für Andere waren zu Hause reiche Male

zubereitet. Die ganze Stadt Rom feierte diesen Tag als Dankfest für den glücklich beendigten Feldzug, für das Ende der Bürgerkriege und für die schönen Hoffnungen auf künftiges Glück."

Vespasian erbaute hierauf dem Frieden einen herrlichen Tempel. In ihn stiftete er die Tempelgeräte Jerusalems; die Bundeslade aber und ihre purpurnen Vorhänge ließ er im Cäsarenpalast niederlegen.

Jener Triumfbogen, in dessen innerer Wölbung die heiligen Geräte und der festliche Umzug mit so hoher Kunstvollendung dargestellt sind, wurde erst nach Titus' Tode vollendet. Im Mittelalter hieß er wegen seiner Bildwerke der Bogen der sieben Leuchter oder, wie das Buch der Mirabilien der Stadt Rom sagt: Arcus septem lucernarum Titi et Vespasiani, ubi est candelabrum Moysi cum arca. Die Frangipani, welche das Forum und das Colosseum beherrschten, benutzten ihn als Eingangspforte ihres Castells, der Turris Cartularia am Palatin. Erst unter Pius VII., im Jahr 1821, wurde der Titusbogen so hergestellt, wie er heute dasteht, eine der merkwürdigsten Antiken der Stadt, doch die modernste Restauration.

Titus hatte es übrigens verschmäht, sich nach seinem Triumf den Namen „Judaicus" beizulegen — ein Beweis, wie sehr er die Juden verachtete. Aber er, wie Vespasian, duldete die Hebräer in Rom, welche sich natürlich durch den Zuzug von Sklaven und Freigelassenen bedeutend vermehrt hatten. Vespasian hatte ihnen freie Religionsübung gestattet, doch mußten sie das Kopfgeld von einem halben Sekel, das sie früher an den Tempel-

ſchatz zahlten, fortan dem Capitoliſchen Jupiter entrichten. Die Juden zahlen ihren Tribut noch heute an das Capitol, an die Camera capitolina.

Unter Domitian wurde dieſer Fiscus judaicus, wie Sueton erzählt, mit großer Strenge eingetrieben. Die Juden wohnten damals noch immer in Trastevere, wurden aber von dieſem Kaiſer ganz aus der Stadt gejagt. Er wies ihnen das Tal der Egeria zum Aufenthalt an, wofür ſie ein Pachtgeld erlegen mußten. Dies ſagt Juvenal in ſeiner dritten Satire:

Hier, wo Numa einſt Umgang pflog mit der nächtlichen Freundin,
Wo nun des heiligen Quells Laubhain und die Stätte der Gottheit
Juden man leiht, die mit ſich führen das Heu und den Tragkorb;
Muß doch jeglicher Baum nun Steuer entrichten dem Volke,
Und weil alle Camenen verjagt ſind, bettelt der Wald ſelbſt;
Hier nun ſtiegen wir ab zu Egeria's Tal und den Grotten,
Welche den ächten ungleich; wol ehrte man beſſer des Springquells
Gottheit, ſäumte mit grünendem Rand Wildkraut noch die Wellen,
Kränkte der Marmor nicht unziemlich den örtlichen Tuffſtein.

Demnach ſah Juvenal, wenn er durch das Capeniſche Tor nach dem Tal der Egeria ging, die Juden, ziemlich

bettelhaft, wie es scheint, mit Heubündeln und Körben ein- und ausgehen und dort Zigeunerwirtschaft treiben. Die Heubündel dienten ihnen zur Lagerstatt, und in den Körben schleppten sie Handelsplunder und Mundvorrat mit sich. Aus den römischen Nachrichten geht hervor, daß sie zu jener Zeit in Art und Geschäft den Juden von heute so ziemlich gleich waren. Die Verachtung der Römer gegen diese unglücklichen Menschen war groß; es galt für schimpflich, in einem jüdischen Bethaus gewesen zu sein, während die Teilnahme am Cultus der Isis, des Mithras, des Priap keineswegs als Entehrung galt. Und so ist es merkwürdig genug, denjenigen Gottesdienst, welcher in Rom von allen Idolen und aller Bilder- und Thierverehrung zu allen Zeiten allein frei blieb, mit grenzenloser Verachtung behandelt zu sehen.

In der vierzehnten Satire beklagt sich Juvenal einmal über den Aberglauben, welcher Römer antreibe, sich ins Judentum einweihen zu lassen:

Einige, denen der Zufall gab zum Vater des Sabbaths
Ehrer, beten die Wolken nur an und das himmlische Wesen,
Und sie achten des Schweins Fettfleisch gleich menschlichem heilig,
Deß sich der Vater enthielt, ablegen sie bald auch die Vorhaut.
Aber das Römergesetz zu verachten, sie selber, gewohnt nun,
Lernen sie Judengesetz und befolgen mit heiliger Ehrfurcht,
Was nur immer die Bücher, die mystischen, lehren des Moses.

Zu jener Zeit gaben sich die Juden auch mit Wahrsagerei und mit dem Verkauf von Liebes- und Zaubertränken ab. Auch dies sagt Juvenal in seiner sechsten Satire:

Lassend das Heu und den Tragkorb,
Bettelt die Jüdin, die zitternde, leis in das heimliche Ohr nun,
Die das Gesetz auslegt von Jerusalem, heiligen Waldes
Priesterin sie, die erhab'ne, des Himmels vertrauliche Zeugin.
Sie auch füllet die Hand, doch billig für kleineres Geldstück
Bieten die Juden dir feil, was immer von Träumen du wünschest.

In diesen Versen zeichnet der Satiriker ein so deutliches Bild vom jüdischen Wesen, daß wir ein zigeunerndes Weib, eine Bettel, wie wir sagen, leibhaftig vor uns zu sehen glauben. Und wie damals zu Domitian's Zeit Jüdinnen nächtlicherweile aus dem Egeriatal hervorkamen, sich in das Haus einer wollüstigen römischen Dame zu schleichen, so geschah es auch bis auf die neueste Zeit in Rom. Denn viele Judenweiber aus dem Ghetto trieben als Wahrsagerinnen in der Stadt ihr heimliches Wesen, deuteten vornehmen Damen Träume aus und verkauften ihnen Liebestränke. Ausdrücklich bezieht sich darauf die Bulle Pius V. von 1569, welche beginnt: Hebraeorum gens sola quondam a Domino electa. Dies Decret, wodurch die Juden aus allen Städten des

Kirchenstaats, mit Ausnahme von Rom und Ancona, verbannt wurden, ist ein wichtiges historisches Denkmal; ich führe Stellen daraus an, um sie sofort mit jenen Versen des Juvenal zu vergleichen.

Es heißt darin: „Nachdem dies Volk sein Priestertum verloren, nachdem die Autorität des Gesetzes ihm genommen, ist es aus seinem eigenen Wohnsitz zerstreut, welchen ihm der milde und gütige Gott einst seit dem Ursprung eben dieses Volkes bereitet hatte, als ein Land, wo Milch und Honig fließt; nun irrt es seit so vielen Jahrhunderten über den Erdkreis; verhaßt, mit jeglichem Schimpf und Makel bedeckt, treibt es jede infame und schändliche Kunst, auf was Weise es immer den Hunger stillen mag, nicht anders als die verworfenste Sklavenschaft." Nun werden diese Künste angegeben: „Denn um von so vielerlei Art Wucher zu schweigen, mit dem die Juden das Vermögen bedürftiger Christen gänzlich aufzehren, so glauben wir, es sei offenbar genug, wie sie Hehler der Räuber und Diebe sind und Helfershelfer, die allerlei gestolenes und gerafftes Gut, nicht allein profanes, sondern auch dem göttlichen Cultus zugehöriges, entweder für eine Weile zu verbergen, oder an einen andern Ort zu bringen, oder ganz umzugestalten wagen, damit es nicht mehr erkannt werde; sehr viele auch stehlen sich unter dem Scheine, ein ihnen zukommendes Geschäft zu treiben, in die Häuser anständiger Frauen, wo sie viele in den Abgrund schändlicher Unzucht stürzen, und was das Allerverderblichste ist, sie verführen gar viele Unvorsichtige und Schwache mit Satansblendwerk, mit Wahrsagerei, Zaubermitteln, mit magischen Künsten und Hexereien

und machen jene glauben, daß die Zukunft vorausgesagt, daß Diebstal, Schätze, verborgene Dinge enthüllt und außerdem Vieles offenbart werden könne, von welchem nicht einmal die Fähigkeit der Ahnung irgend einem Sterblichen jemals erlaubt worden ist."

Die Schuld jener in allen Zeiten gleich großen Judenverachtung lag wol im Naturell der Hebräer selbst. Wir sagen dies, ohne weder so viele treffliche und würdige Menschen unter den Juden, noch überhaupt den ganzen Stamm kränken zu wollen. Für den Europäer liegt im echt jüdischen Wesen wirklich etwas Carikirtes, was oft mehr als Lachen erregt. So war schon jener possenhafte Tanz des Königs David vor der Bundeslade höchst lächerlich, und erfüllte selbst Michal mit Verachtung. Dazu kam der Stolz der Juden, das auserwählte Volk Gottes zu sein, ihre Verachtung gegen jeden andern Glauben, und ihre Scheu vor der Berührung jedes andern Menschen. So begann dieses Volk die Strafe seines Hochmuts und seiner kastenhaften Absonderung zu tragen, bis es von den Christen endlich in einen Ghetto gesperrt wurde.

Die Verhältnisse der Juden unter den spätern Kaisern sind dunkel. Nachdem Hadrian Jerusalem zum zweiten mal zerstört, und zahllose Judensklaven auf den Märkten Syriens wie Pferde hatte verkaufen lassen, vermehrte sich die hebräische Gemeinde in Rom durch starke Einwanderung. Sie hatte fortdauernd ihren Sitz in Trastevere, wo sie geduldet wurde. Vor der Porta Portese unter dem Janiculus lag auch ihr Kirchhof; er wurde daselbst im 17. Jahrhundert aufgefunden. Aber außer diesem Cömeterium besaßen die Juden eine zweite Begräbniß-

stätte vor dem Appischen Tor. Man sieht diese bei San Sebastiano in der Vigna Rondanini, wo sie im Jahr 1857 ausgegraben worden ist. Es sind das Katakomben, wie es scheint aus dem 3. Jahrhundert, und durchaus den christlichen Roms in der Anlage gleich. Die hebräischen Sarkophage haben sogar bildlichen Schmuck, zumal von Genien; oft sieht man das Abbild des siebenarmigen Leuchters. Die Inschriften sind, merkwürdigerweise, nie hebräisch, sondern lateinisch oder griechisch, was beweist, daß die damaligen Juden in Rom sich vollkommen an den in der Stadt herrschenden Sprachgebrauch anbequemt hatten. Auch mochten die Todten in jenen Katakomben zwei Synagogen Roms angehört haben, der älteren seit Pompejus Zeit gestifteten, und der jüngeren, welche wesentlich alexandrinisch war. Leider ist die Geschichte des römischen Judentums jener Zeit in Dunkel begraben.

Nachdem nun das Christentum römische Staatsreligion geworden war, mochten die Juden in Rom in eine gefährlichere Lage geraten sein, da sich zur altrömischen Verachtung fortan auch der officielle Christenhaß gesellte. Schon Constantin verbot den Hebräern christliche Diener zu halten, und seither wurde die Trennung der Juden von der Gemeinschaft der Christen ein religiöses Princip. Noch strengere Vorschriften erließ der theodosianische Codex. Er verbot in allen Provinzen des Reichs das Hamansfest, wobei die Juden diesen ihren Feind im Bilde des Gekreuzigten darzustellen und unter Schreien und Toben zu verbrennen pflegten.

Als Alarich Rom plünderte, mögen die Juden in Trastevere Schreckliches erlitten haben. Unter den zu-

sammengerafften Schätzen dieses Westgothenkönigs befanden sich auch kostbare Gefäße des salomonischen Tempels, die er in Rom erbeutet hatte. Andere waren ihm entgangen, denn noch Genserich fand heilige Tempelgefäße Jerusalems in Rom vor. Er entführte sie nach Karthago; dort fielen sie Belisar als Beute in die Hände, und wurden sodann von ihm nach Byzanz gebracht. Hier reclamirten sie die Juden, wie Prokopius erzählt, vom Kaiser Justinian, der sie endlich in einer Kirche zu Jerusalem niederlegen ließ.

In Wahrheit, die Geschichte dieser einst von Titus nach Rom gebrachten Tempelschätze ist märchenhaft. Selbst noch im Mittelalter, in der Zeit der Mirabilien der Stadt Rom lebte hier die Sage von ihnen fort; denn man glaubte die Bundeslade, die Stiftshütte, den siebenarmigen Leuchter, und die Gewänder Aaron's als Reliquien im Lateran verwahrt.

In der Gothenzeit wird einmal die Synagoge in Rom erwähnt; das Volk plünderte sie, und der edle Theodorich erließ ein Gesetz zum Schutze der Juden.

Ihre Schicksale in späteren Jahrhunderten sind sehr dunkel. Doch wissen wir, daß die Hebräer als Gemeinde (schola) fortbestanden, daß sie bisweilen den germanischen Kaisern bei ihrer Krönung huldigten und in hebräischer Sprache die althergebrachten Laudes (die Acclamation) sangen.

Sie wohnten stets in Trastevere, aber sie trieben auch Handel an und auf den Tiberbrücken; die Brücke Quattro Capi am heutigen Ghetto hieß deshalb Pons Judaeorum, und selbst die Engelsbrücke wird bisweilen

so genannt. Wahrscheinlich standen auf diesen Brücken jüdische Handelsbuden.

Uebrigens erlitten die Hebräer in Rom, vereinzelte Ausbrüche des Volkshasses ausgenommen, keine so blutigen Verfolgungen, wie in den übrigen Städten Europas. Rom war nie ein Boden für religiösen Fanatismus; im römischen Volke wenigstens lebte stets die alte Tradition kosmopolitischer Duldung und Humanität fort; auch war man hier seit vielen Jahrhunderten an die Juden gewöhnt. Selbst die Kreuzzüge, die überall in Europa die gräßlichsten Excesse des Judenhasses hervorriefen, hatten, so viel wir wissen, keine solche Folgen in Rom. Nur einmal, und zwar schon im Jahre 1020, hören wir von einer römischen Judenverfolgung, die durch ein Erdbeben veranlaßt wurde.

Die Päpste selbst anerkannten stets die Synagoge der Juden als berechtigte Körperschaft der Stadt; sie stand hier den andern Fremdenschulen der Griechen und Germanen gleich. Auch die Inquisition, die im Anfange des 13. Jahrhunderts eingeführt wurde, verfuhr in der ersten Zeit mit ihnen schonend.

Allmälig gelangten die Hebräer in Rom zu einiger Bedeutung, als Wechsler und Aerzte. Der Geldmarkt und die medicinische Wissenschaft kamen meist in ihre Hände; so begannen sie sich sogar im Vatican notwendig zu machen.

Der Reisende Benjamin von Tudela zählte zur Zeit Alexander's III. (1159—85) 200 reiche Juden in Rom, geachtete Männer, keinem tributbar, und worunter der Papst seine Diener habe. Hier findet man, so sagt er,

ſehr weiſe Leute, von denen der erſte der große Rabbi Daniel iſt, der Rabbi Dahiel aber, ein ſchöner kluger Jüngling, am Hofe Alexander's aus- und eingeht, als des Papſtes Miniſter; und das heißt wol, als ſein Banquier.

Merkwürdig iſt die Thatſache, daß der Gegenpaſt Anaklet II. (geſt. 1138), Pier Leone, eines getauften Juden Enkel war. Sein Geſchlecht war in Rom eine der angeſehenſten Patricierfamilien, und durch lange Jahrhunderte. Dies Volk, von Natur und durch den Widerſtand, welcher den Witz verſchärft, mit Talenten reich begabt, wußte ſich alſo bis in die Aula des Papſttums gleichſam einzuſchmuggeln. Während Judenweiber in den Häuſern des Adels wahrſagten, gingen Juden bei den geldbedürftigen und verſchuldeten Päpſten aus und ein, als ihre Wechsler oder ihre Aerzte.

Man findet alle jüdiſchen Aerzte der Päpſte namentlich aufgezählt in dem Werk Mandoſio's: „Degli archiatri pontificj", welches Marini vervollſtändigt hat (Rom 1784). Der erſte in dieſer Reihe iſt Joſua Halorki, Arzt des Gegenpapſts Benedict XIII. (1394), welcher die Juden beſonders geliebt zu haben ſcheint. Halorki ließ ſich ſpäter taufen und nannte ſich Hieronymus de Sancta Fede; unter dieſem Namen ſchrieb er ein Buch gegen die Juden („Hieronimi de Sancta Fede ex Judaeo Christiani contra Judaeorum perfidiam et Talmud tractatus, sive libri duo ad mandatum D. PP. Benedicti XIII."). Er wurde von der Synagoge verflucht.

Auch Innocenz VII., deſſen Gegenpapſt Benedict war, gab im Jahr 1406 Juden von Trastevere das römiſche Bürgerrecht, ſo Elia di Sabbato, Moſe di Lisbona,

Mose di Tivoli, welche alle Aerzte waren und Magister hießen. Sie hatten große Vorrechte und waren auch von dem schimpflichen Judaszeichen befreit. Martin's des V. Leibarzt war Elias aus dem Ghetto Roms. Und bis ins 16. Jahrhundert finden sich jüdische Leibärzte im Vatican, trotz aller Bannbullen dieses oder jenes judenfeindlichen Papsts. Als Orientalen, als Verwandte der Araber standen die Hebräer in aller Welt, auch bei Fürsten und Kaisern, im höchsten Ansehen ärztlicher Wissenschaft. Samuel Sarfadi, ein spanischer Rabbiner war Arzt Leo's X., ein grundgelehrter und beredter Mann.

Natürlich fiel ein Schimmer der päpstlichen Gnade, deren sich der jüdische Arzt erfreute, auch auf das Judenvolk in Trastevere zurück. Aber bei der Natur des kirchlichen Regiments, welches persönlich ist, sah die römische Synagoge ihr Loos lediglich vom Charakter der jeweiligen Päpste abhängen, und dieser Wechsel hielt sie in beständiger Aufregung, und gab sie oft einem gesetzlosen Zustande preis.

Viele Concile hatten seit Alters die Trennung der Juden von den Christen anbefohlen und ihnen ein Schandabzeichen auferlegt; dies Gebot erneuerte Innocenz III., der Gründer der Inquisition, im Jahre 1215, und so thaten andre Päpste. Doch solche Edicte umgingen die Juden meistens, oder sie kauften sich davon los. Bald auch stieß ein gnädiger Papst um, was ein ungnädiger verordnet hatte.

Johann XXII. hatte die Juden verfolgt, endlich auch ihren Talmud öffentlich verbrennen lassen. Doch Inno-

cenz VII. war ihnen gnädig, und am meisten schützte sie der Römer Martin V. Er gab ihnen das Privilegium zurück, Aerzte sein zu können, und befahl, daß alle Hebräer im Kirchenstaat zur Carnevalsteuer, welche die Juden Roms ehedem allein aufzubringen hatten, beitragen sollten. Aber schon sein Nachfolger Eugen IV., ein Venetianer und dem handelslustigen Volk Israel feind, beschränkte die Juden wieder. Er verbot ihnen, mit Christen zu verkehren, oder bei ihnen zu wohnen, oder sie als Aerzte zu behandeln. Er untersagte ihnen, in der Stadt umherzustreifen; er verbot ihnen, neue Synagogen zu bauen, oder ein öffentliches Amt zu bekleiden; auch durfte eines Juden Zeugniß gegen einen Christen nicht gültig sein. An die capitolische Kammer hatten sie jährlich 1130 Gulden zu zahlen, außer andern Gefällen und Beisteuern zum Carneval.

Für diese Spiele auf der Piazza Navona, am Testaccio und auf dem Corso hatte sich nach und nach die Sitte festgestellt, die Juden zur Volksbelustigung zu misbrauchen. Nicht allein mußten sie sich der Entehrung unterwerfen, einen Trupp ihrer Aeltesten, in Wämmser gekleidet, der Cavalcade der Senatoren voranschreiten zu lassen, wenn diese den Corsozug eröffneten, sondern sie selbst mußten zur Schau rennen. Der Venetianer Paul II. war es, welcher im Friedensjahr 1468 den Römern zuerst die Corsorennen zum Besten gab und auch die Juden öffentlich rennen ließ.

Noch heute ist es Festsitte in den Städten Italiens, um die Palii zu rennen, das heißt um den Preis von Seidenstoffen, welche der Sieger davonträgt. Als Paul

dieſes Feſt gab, liefen an jedem der acht Carnevalstage Pferde, Eſel und Büffel, Greiſe, Jünglinge, Kinder- und Juden. Man gab dieſen, wie man auch ſpäter zu thun pflegte, ehe ſie rannten, reichlich zu eſſen, um ihnen ſelbſt den Lauf beſchwerlicher, dem Volk aber ergötzlicher zu machen. Sie liefen vom Arco Domiziano bis zur Kirche San Marco in voller Furie und unter dem Hetzgeſchrei der Römer, während der heilige Vater auf dem reich-verzierten Balcone ſtand und herzlich lachte. Zwar möchte es ſcheinen, daß die allgemeine Teilnahme am Wettrennen, welchem ſich auch Römer unterzogen, das Entehrende davon entfernt habe; doch muß man bedenken, daß daſſelbe Vergnügen, welches von Römern als ein olympiſches Spiel angeſehen wurde, für die Juden als Schimpf galt. Wer je einem Corſorennen in Rom beigewohnt hat, wo jetzt der Lauf der Pferde an die Stelle des ehemaligen Judenlaufs getreten iſt, und wer es geſehn hat, wie das Volk in faſt furiöſer Aufregung mit Geſchrei und grellem Gepfeife die hinwegſtürzenden Thiere vorüberhetzt, der mag ſich leicht vorſtellen, wie in jenen barbariſchen Zeiten die durch den Corſo gejagten Hebräer mehr als Spießruten laufen mußten.

Später wollte das Volk den Judenlauf nicht mehr miſſen, und ich finde in Sprenger's „Roma nova" (vom Jahr 1667) die Nachricht, daß die Juden nackt und nur mit einer Binde um die Lenden laufen mußten, und zwar, ſagt er, rennen erſt die Eſel, dann die Hebräer, hierauf die Büffel, endlich die Berberpferde.

Zwei Jahrhunderte lang erduldeten die Juden Roms dieſe empörende Beſchimpfung, bis ſie nach wiederholtem

Flehen durch päpstliches Edikt davon erlöst wurden. Clemens IX. Rospigliosi befreite sie davon im Jahr 1668, und gebot ihnen, statt des Rennens jährlich 300 Scudi zu zahlen, und statt des Vorschreitens vor der Cavalcade des Senators, in der Tronkammer vor den Conservatoren Huldigung zu leisten und ihnen die Carnevalsprämien zu überreichen.

Am ersten Sonnabend des Carnevals pflegten die Häupter der Juden als Deputation des Ghetto vor den Conservatoren auf dem Capitol zu erscheinen. Sie warfen sich vor ihrem Sessel nieder, und knieend überreichten sie einen Blumenstrauß und 20 Scudi, mit der Bitte, diese zur Auszier des Balcons zu verwenden, auf welchem der römische Senat auf der Piazza del Popolo seinen Sitz nahm. Sie gingen auch zum Senator und flehten alter Sitte gemäß um die Vergünstigung, ferner in Rom bleiben zu dürfen. Der Senator setzte seinen Fuß auf ihre Stirn, befahl ihnen, aufzustehen, und sagte nach hergebrachter Formel, daß die Juden in Rom nicht aufgenommen, doch aus Barmherzigkeit geduldet seien. Auch diese Demütigung ist geschwunden; aber noch jetzt kommen die Hebräer am ersten Sonnabend der Carnevalsfeste auf das Capitol und leisten hier Huldigung und Tribut für die Pallien, welche sie zu beschaffen haben, in Erinnerung dessen, daß nun Pferde an ihrer Stelle das Volk belustigen.

Es fehlte im Mittelalter nicht an andern Ceremonien, die den Juden auferlegt waren. Beim Fest der Besitznahme des erwählten Papsts vom Lateran mußten sie in Deputation ihm entgegenkommen, wie sie schon vor den

römischen Kaisern huldigend erschienen waren. Wenn nämlich der Kaiser den Tron bestieg, brachten die Juden in Jerusalem Gebete und Opfer für ihn dar; so sagt schon Philo in seiner „Gesandtschaft an Cajus", daß sie drei mal für Caligula Opfer vollzogen hätten, das erste mal, als er den Tron bestieg, sodann, als er gefährlich erkrankte, endlich, für seinen Sieg über Deutschland. Daß auch die Juden in Rom das Gleiche thaten, ist unzweifelhaft, und so erschienen sie auch bei den Huldigungsfeierlichkeiten vor dem Kaiser als Schutzflehende, ihn um Duldung zu bitten, wie sie ihnen von Augustus gewährt worden war.

Als an die Stelle der Kaiser die Päpste getreten waren, wechselten nur die Formen der Ceremonie. Bei jeder Huldigung eines Papsts erschienen die Abgesandten der römischen Judenschaft, mit dem Pentateuch auf der Schulter, an einem Ort, wo der päpstliche Triumfzug vorüberkam. Man betrachtete sie nach dem Ausspruch des heiligen Hieronymus als die Bibliothekare der christlichen Religion, weil sie das Alte Testament in ihrer Bundeslade verwahrt gehalten hatten. Indem sie dem neu erwählten Papst als Schutzflehende nahten, thaten sie dies, wie man sagt, teils weil ihre Väter so vor den Kaisern erschienen waren, teils weil sie, auf einen Befreier aus der Gefangenschaft hoffend, den jedesmaligen Papst darauf hin betrachteten, ob nicht er es sei, der sie von ihrem Joch erlösen werde.

Seit Calixt II., der im Jahr 1119 von den Juden eine solche Ceremonie empfing, haben wir von jeder Huldigungsfeierlichkeit Nachricht. Allen Päpsten brachten

ſie den Pentateuch auf der Schulter entgegen, ſo Eugen III., Alexander III. und Gregor IX. Sie ſangen dabei Lieder zu ihrem Lobe. Cancellieri gibt in ſeinem Werk „Storia de' possessi" (Geſchichte der Beſitznahme der Päpſte) darüber die beſten Aufſchlüſſe aus den Tagebüchern der päpſtlichen Ceremonienmeiſter.

Der Ort, an welchem die Juden ſich aufſtellten, wechſelte. Im ältern Mittelalter war es die Region Parione, wo ſie den nach dem Lateran ziehenden Papſt erwarteten. So erzählt ſchon das alte lateiniſche Gedicht des Cardinals Giacomo Stefaneschi, welches die Huldigungsfeier Bonifacius' VIII. im Jahr 1295 beſchreibt:

Ecce, super Tiberim positum de marmore pontem
Transierat, provectus equo, turrique relicta
De campo Judaea canens, quae caecula corde est,
Occurrit vesana duci Parione sub ipso,
Quae Christo gravidam legem plenamque sub umbra
Exhibuit Moysi. Veneratus et ille figuram
Hanc post terga dedit, cauto sermone locutus.
Ignotus Judaea deus, sibi cognitus olim.
Qui quondam populus, nunc hostis; qui deus et rex
Obnubi patitur, praesentem temnere mavis,
Quem fragilem reputas hominem, sperasque futurum,
Et latet ipse deus — —

Schon damals hatte dies Schauſpiel dieſelben Formen, wie ſie ſpäter beobachtet wurden. Die Juden, Loblieder ſingend, warteten des im Triumfzug daherreitenden Papſts; ſie boten ihm die Geſetzesrolle dar, der

Papſt nahm ſie, las zum Schein einige Worte darin, reichte ſie dann hinter ſich und ſagte: Wir beſtätigen das Geſetz, aber das jüdiſche Volk und ſeine Auslegung verdammen wir. Hierauf ritt er weiter, und die Juden kehrten in ihre Wohnungen zurück, niedergeſchmettert oder zur Hoffnung belebt, je nach dem, was ſie in den Augen des Papſts geleſen hatten.

Oftmals ſtellten ſie ſich am Monte Giordano auf. Obwol dieſer aus Schutt entſtandene Hügel ſeinen Namen von Giordan Orſini, einem Edeln dieſes römiſchen Geſchlechts, empfangen hatte, der dort ſeinen Palaſt baute, ſo wählte man ihn doch vielleicht gerade des Namens wegen für dieſe Judenceremonie. Dort ſtanden die Hebräer, den in Gold gebundenen, mit einem Schleier bedeckten Pentateuch haltend, umringt vom verhöhnenden Volk, bis der Papſt erſchien und ſie ihm knieend das Geſetz überreichten.

Mit der Zeit wurde die Mishandlung der Juden bei dieſer Gelegenheit ſo groß, daß ihrem dringenden Flehen nachgegeben wurde, und ihnen Innocenz VIII. im Jahr 1484 erlaubte, im innern Raum des Caſtells Sant Angelo zu erſcheinen. Die Feierlichkeit beſchreibt der Ceremonienmeiſter Burkhard: „Als der Papſt vorüberkam, hielt er nahe am Caſtell, und die Juden, welche ſich hier an die unterſten Zinnen gegen das Erdgeſchoß zurückgezogen hatten, im Ornat und mit ihrem Geſetze, reichten dem heiligen Vater dieſes zur Anbetung und Verehrung, mit hebräiſchen Worten ungefähr dieſes Sinnes ihn anredend: Allerheiligſter Vater, wir hebräiſchen Männer flehen Eure Heiligkeit im Namen unſerer Synagoge

an, daß Ihr geruhet, uns das Gesetz, welches der allmächtige Gott unserm Priester Moses, auf dem Berge Sinai übergab, zu bestätigen und zu billigen, wie auch andere erhabene Päpste, die Vorgänger Eurer Heiligkeit, es bestätigt und gebilligt haben. Es antwortete der Papst: Wir billigen das Gesetz, aber euern Glauben und eure Auslegung verdammen wir, weil Der, von Dem ihr sagt, er werde kommen, gekommen ist, unser Herr Jesus Christus, wie die Kirche uns lehrt. Nach vollendeter Ceremonie zogen sich die Juden zurück."

Erinnert man sich, daß die Engelsburg das Grabmal Hadrian's war, jenes Kaisers, welcher Jerusalem zum zweiten mal zerstört und die Juden in die Sklaverei verkauft hatte, so stand auch dieser Ort zur Geschichte Israels in einer kränkenden Beziehung.

Ausnahmsweise empfing Pius III. im Jahr 1503, weil er krank war, die Juden in einem Saal des Vatican. Julius II. empfing ihre Huldigung wieder an der Engelsburg, wobei sie einen langen Sermon machten und besonders der spanische Rabbi Samuel, der Leibarzt des Papsts, mit Beredtsamkeit sprach. Der Papst antwortete „prout in libello", das heißt nach Vorschrift des Ceremonienbuchs.

Auch Leo X., dessen Huldigungsfeier im Jahr 1513 die glänzendste war, die je ein Papst erlebte, empfing die Juden am Castell Sant Angelo. Der Ceremonienmeister Paris de Grassis beschreibt diese Scene. Sie standen am Tor des Castells auf einem hölzernen Gerüst, welches mit Goldbrocat und seidenen Teppichen bedeckt war, und worauf acht weiße Wachskerzen brannten. Dort hielten

ſie die Geſetzestafeln. Als der Papſt auf ſeinem weißen Roß vorbeigeritten kam, baten ſie um die gewohnte Beſtätigung. Er nahm das offene Buch aus ihren Händen, las darin und ſagte darauf: Wir beſtätigen, aber wir ſtimmen nicht bei (Confirmamus, sed non consentimus); dann ließ er das Buch zur Erde fallen, und ſetzte ſeinen Zug fort.

Dies war das letzte mal, daß die Ceremonie an der Engelsburg ſtattfand; ſeitdem wurde ſie durch den vorgeſchrittenen Geiſt der Zeit oder durch andere unbekannte Urſachen abgeſchafft.

Dagegen gab man nun den Hebräern auf, einen Teil der Straße, durch welche der päpſtliche Zug ſich bewegte, mit koſtbaren Stoffen zu zieren. Beim Feſt der Beſitznahme Gregor's XIV. (1590) mußten ſie den Abſtieg vom Capitol und den Bogen des Septimius Severus mit Teppichen bedecken. Bald darauf wurde es Regel, daß ſie den Titusbogen und die Straße bis zum Coloſſeum ausſchmückten. So mußten ſie den Schimpf leiden, daſſelbe ihnen verhaßte Triumfthor zu verzieren, welches einſt dem Zerſtörer Jeruſalems zu Ehren erbaut worden war.

Dies geſchah bei den Tronbeſteigungen aller folgenden Päpſte; ſie mußten auf die Tapeten Embleme heften, welche ſich auf den Papſt bezogen und mit lateiniſchen Sprüchen aus dem Alten Teſtament bezeichnet waren. Solche Embleme, in der Regel 25 an Zahl, waren oft höchſt ſinnreich. Es wurde vorgeſtellt der Myrrhenbaum, der ſeinen Balſam freiwillig niedertröpfelt, ohne vom Meſſer geſchnitten zu ſein; dazu der Spruch: „Beatus

rex, qui nobilis est" (Gesegnet sei der Fürst, der edelmütig ist). Ferner der Pelikan, welcher seine Brut mit dem eigenen Leben tränkt: „Er verschwendete und gab's den Armen", Psalm 112, 1. 9. — Eine Palme, von der Sonne beschienen; darüber: „Recht wie die Palme wirst du blühen"; darunter: „Dein Einzug wird gesegnet sein." — Das Rhinoceros, welches sein Horn in eine Quelle taucht — eine offene Meermuschel — der Vogel Phönix und ein Regenbogen — ein fressender Schwan — reifes Korn — Bienenschwärme — der Maulbeerbaum — eine bekränzte Harfe — ein Meer mit singenden Sirenen, darüber der Himmel, gegen welchen viele Nachtigallen fliegen; darunter der Spruch aus dem Jesaias: „Zusammen singen sie."

Diese Bildersprache erinnert an ähnliche Feierlichkeiten der sicilischen Araber, wenn sie ihre Herren, die normannischen Könige, beglückwünschten.

Mit Jammer und Tränen hatten die Juden solche Teppiche gestickt, und wenn sie vom Titusbogen in ihren schmuzigen Ghetto zurückkehrten, reinigten sie sich gewiß mit Gebeten von dieser dem Statthalter Christi dargebrachten Huldigung.

Auch in das Vorstellen des Judentums drang in Rom die antike Mythologie ein, seit jener Zeit der Renaissance, wo die Götter des Olymps wieder erstanden waren. Besonders werden im 18. Jahrhundert, dem Zeitalter des barocken Parnasses, ihre Embleme mythologisch und ihre Huldigungsgedichte reden von Apoll und den Musen. Indem sich so Antikes und Alttestamentliches vermischt, wird diese Verwirrung um so komischer,

weil es das Volk Israel ist, welches solche Embleme einem Papste widmet.

Die meisten mythologischen Symbole finden sich bei der Huldigung der Juden an Pius VI. und Pius VII. Man sah dort Hercules, aus dessen Mund Goldketten gehen, womit er die Völker anzieht, und darunter den Bibelvers: Die Lippen des Frommen tönen von Anmut; Sprichwörter 10, 32. Man sah den Parnaß auf der einen Seite und von der andern eine Plattform, bedeckt mit Tapeten, worauf Pferde und Maulesel Korn fraßen, mit dem Spruch aus Hiob: Vor dem Zugvieh lehrt er uns; die barockste Zusammenstellung, welche denkbar ist: Parnaß, Maulesel und Hiob. Man sah Juno mit einer Lilie, den Atlas, der die Welt trägt, Minerva mit dem Oelzweig, einen Tempel, worin Mercur mit den drei Grazien stand, und worunter zu lesen war: Er wird Solche nicht ihres Guts berauben, die in Reinheit wandeln, Psalm 84, 12. Von allen mythologischen Figuren war freilich Mercur, der Rothschild unter den olympischen Göttern, diejenige, welche dem Ghetto die verständlichste sein mußte. Mehr oder weniger bezogen sich diese Sinnsprüche doch immer auf eine und dieselbe Vorstellung, Geld und wieder Geld, daher auch die Hörner der Amalthea, aus denen Goldmünzen, Wein und Brot geschüttet werden, sehr beliebt waren.

Dem Papst Pius VII. verehrten die Juden alle ihre Mottos in einem kostbaren, in Miniatur gemalten Buche, welches ihm der Rabbi Leone di Leone d'Ebron in Venedig überreichte. Die Ueberschrift des lateinischen Huldigungsgedichts im elegischen Versmaß lautete:

Pio Septimo P. O. M.
Qua die imperii gubernacula solemniter suscipit
Quod bonum felix faustumque sit
Festivissima Hebraeorum universitas D. D. D.

Die Juden in Rom hatten demnach nicht fruchtlos an der Halle der römischen Octavia gewohnt. Ihr Gedicht begann erst echt jüdisch mit einem O weh, und ging dann zu Apollo und dem Papst selbst über:

O me si cithara plectroque juvaret Apollo,
Concinerem summi maxima regna Pii,
Meque peregrinis audiret versibus uti,
Quidquid habet tellus, quidquid et axis habet.
Principis astra super ferrem clarissima facta,
Queis comes it recti non temerandus amor;
Quippe suis, velut illa, polo fulgoribus umbras
Dimovet, e vultu quos radiante jacit.
Ast pro me Pindi veniant et culmine Musae
Quas cecinit vatum fabula Graeca deas.
Hae resona fundant solemnia carmina voce,
Tympana pulsantes, sistra lyrasque manu,
Hae Themidis celebrent servantem jura decorae,
Qua duce subjectis imperat agminibus:
Candoremque sinus dantis cum pace salutem,
Viribus ingenii, pondere consilii.
Magnanimis nitit ille notis, prudentibus aeque,
Ne summum videat gloria tanta diem!
Culmina Gregorium nutu qui celsa creavit,
Sospitet, omnigenis condecoretque bonis.

Edat, ut arbor aquae prope rivos consita, fructus,
Et diadema suum vinciat usque caput.
Hic niteat solusque, ferax sit dactilus ipse:
Adspiciat laetos ire, redire dies.
Gaudeat urbs, precibus nunquam non aeribus instet,
Ut sibi sint Pacis munera juncta Piae.

Ein reich gebundenes Buch, worin Embleme und Gedichte aufgeschrieben waren, hatten die Juden von Pietro Paoletti, einem Maler aus Belluno, für Gregor XVI. malen lassen, weil dieser Papst aus Belluno gebürtig war. Er schenkte es dem Kapitel der Kathedrale seiner Vaterstadt.

Auch dem jetzt regierenden Pius IX. wurde ein ähnliches Büchlein überreicht; der römische Rabbi, ein im Schreiben sehr geschickter Mann, wie mir die Hebräer versicherten, hatte darin kunstvolle Sprüche aus der Bibel geschrieben, und es war so schön gebunden, daß es gegen 500 Scudi kostete.

Dies waren die Judenceremonien bei päpstlichen Huldigungen. Aber auch in andern Ländern fand Aehnliches statt. In Korfu, so wird in Moroni's „Dizionario" erzählt, beglückwünschten die Juden jeden neugewählten Erzbischof mit großer Feierlichkeit. Als im Jahr 1780 Francesco Maria Fenzi dort seinen Einzug hielt, sah man ein seltsames Schauspiel von den Hebräern aufführen. Ihren Zug eröffnete ein Jude in italienischer Kleidung, mit einem Feldherrnstab, ihm folgten die drei Erzväter mit langen Stäben; dann zwölf italienisch gekleidete Jünglinge, die zwölf Stämme darstellend, ein

jeder einen silbernen Apfel in der Hand; hinter diesen andere zehn mit dem Mantel Talet über den Schultern, darstellend die zehn weisen Rabbiner, die Conservatoren des mosaischen Gesetzes zur Zeit Cäsar's. Es folgten elf Jünglinge mit Blumen in den Händen, die elf Brüder Josef's, und vier Diener, gleich als gingen sie zum König Pharao. Hierauf acht Männer mit Gefäßen und Palmen, die acht Conservatoren des Gebots der Beschneidung; sodann 24 Juden, die Doppelzahl der Stämme, mit silbernen Geräten und Becken und Handschuhe in den Händen, die Blüte Israels darstellend. Es folgte ein Zug von 48 andern Juden mit Pelzmützen; diesen sechs Vorsänger, die aus Büchern Psalmen sangen. Hierauf vier Juden in großen Perücken mit Stäben; diesen folgten 15 Judenjünglinge mit den Urim und Thummim auf der Brust; weiter ein Zug mit Früchten und Palmen, worauf wieder Vorsänger. Sodann die vier Hohenpriester Moses, Aaron, David und Salomo; ihnen folgten die Leviten. Dahinter die drei Männer aus dem feurigen Ofen. Den Zug schloß der steinalte Großrabbiner, welcher wie das leibhaftige Fasten aussah, in einem langen weißen Gewande, ihm zur Seite zwei Greise, Becken voll von Blumenblättern in den Händen haltend. Hinter ihnen wurde der Pentateuch getragen, behängt mit Schellen, Aepfeln, Kronen und anderm Schmuck von Silber, unter einem weißen Baldachin, welchen vier Großjuden hielten. An sechs Orten der Stadt wurde die Rolle geöffnet, wobei alles Judenvolk ein lautes Geschrei ausstieß und die Blumen aus den Becken über das Gesetz geworfen wurden. Die zur Erde fielen, rafften Judenweiber auf,

und verwahrten sie in ihrem Busen. Der Zug hatte vier Ordner, in Erinnerung der vier Gefangenschaften Aegyptens, Babylons, Roms und der Gegenwart. Der Erzbischof wurde auf einer kostbar ausgezierten Loge neben dem Dom von 16 Juden empfangen; er stand aufrecht mit der Mitra und dem Bischofsstabe; und nachdem ein Jude sich das Haupt mit dem Hut bedeckt und den Talet darüber gezogen hatte, recitirte er ein Compliment, welches Monsignore in ähnlicher Weise erwiderte.

Eine so prächtige Procession in national-jüdischem Charakter konnte wol in Korfu gehalten werden, aber niemals in Rom. Hier, wo das Christentum oder dessen Cultus wesentlich in der Form der Procession auftritt, hätte ein hebräischer Aufzug das Volk belehrt, daß der katholische Pomp in seiner größern Hälfte, wo er nicht altheidnisch oder mittelalterlich-christlich ist, doch nur ein Abbild alter Judenprocessionen sei. Eine jüdische Procession hätten außerdem die römischen Gassenjungen wahrscheinlich gesteinigt. Auch hüteten sich die Juden, Gold und Silber sehen zu lassen, und erschienen sie im Aufzug vor den Päpsten, so trugen sie nur zur Schau Armut und Elend, Angst und Zittern und jammervolle Knechtsgeberden.

Wir kehren zu den Schicksalen der Juden unter den Nachfolgern jenes Paul II. zurück, welcher die Hebräer beim Carneval zuerst rennen ließ. Bald bedrückt, und bald erleichtert, wie namentlich von Paul III. Farnese, einem Römer, verschlimmerte sich ihr Schicksal durch die Gegenreformation, besonders unter der Regierung Paul's IV. Dieser fanatische Neapolitaner aus dem Hause Caraffa,

der Begründer der Marterkammern und der Censur in Rom, ein zelotischer Inquisitor, war kaum auf den päpstlichen Stul gelangt, als er im Jahr 1555 die Bulle Cum nimis absurdum erließ, welche die Stellung der römischen Judenschaft regelte. Er widerrief alle ihre frühern Privilegien; er untersagte ihren Aerzten, Christen zu behandeln, verbot ihnen Gewerbe und Handwerk, den Ankauf unbeweglicher Güter; er vermehrte ihre Tribute und Abgaben. Selbst den Titel Don, welchen einzelne Juden nach spanischer und portugiesischer Sitte sich beilegten, untersagte er. Sie von den Christen ganz zu scheiden, gebot er ihnen, sich nicht anders sehen zu lassen als im gelben Hut und mit gelbem Schleier. „Denn", so sagt die Bulle, „es ist gar zu abgeschmackt und unziemlich, daß die Juden, welche eigene Schuld in ewige Knechtschaft gestürzt hat, unter dem Vorwand, daß die christliche Barmherzigkeit sie aufgenommen habe, sich Frechheiten anmaßen, als mit Christen vermischt zu wohnen, kein Abzeichen zu tragen, christliche Diener zu haben, ja sogar Häuser zu kaufen."

Endlich errichtete Paul IV. den Judenzwinger. Bis auf seine Zeit hatten die Hebräer die, wenn auch nicht ausgesprochene Freiheit, überall in Rom zu wohnen; natürlich wohnten sie selten in der Mitte der Stadt, noch unter Christen zerstreut, sondern sie hielten sich beieinander in Trastevere und an dem Flußufer bis zur Brücke Hadrian's. Nun wies ihnen der Papst, nach Art der Venetianer, ein streng abgesperrtes Quartier an, welches wenige enge und ungesunde Straßen unmittelbar am Tiber umfaßte und von der Brücke Quattro Capi bis zur

Regola reichte. Mauern oder Tore sperrten dies Judenviertel. Man nannte es zuerst Vicus Judaeorum, dann kam der Name Ghetto dafür auf, der wahrscheinlich aus dem talmudischen Wort Ghet gebildet ist, welches Absonderung heißt. Es war am 26. Juli 1556, als die Hebräer Roms in diesen Ghetto zogen, weinend und seufzend wie ihre Vorfahren, da man sie in die Gefangenschaft führte.

So war Paul IV. der grausame Pharao, welcher sie all den Uebeln aussetzte, die aus Mangel an Raum und aus der niedern Lage der Wohnungen am Fluß entspringen mußten, und diese Uebel waren ein ganzes Heer ägyptischer Plagen. Als der finstre Caraffa im Jahr 1559 starb, und das römische Volk seine Wut an dem Todten auszulassen aufstand, das Haus der Inquisition plünderte und die Minerva, das Kloster der Dominicaner, stürmte, sah man auch Juden, furchtsame Menschen, die sich an den Revolutionen selbst zur Zeit des Cola di Rienzo nie beteiligt hatten, aus ihrem Zwinger hervorkommen und ihrem Haß gegen Paul IV. Luft machen. Ein Jude durfte es sogar wagen, der Statue des Papsts auf dem Capitol den gelben Schandhut aufzusetzen; das Volk lachte, zertrümmerte die Bildsäule und schleifte ihren Kopf mit der Papstkrone durch den Kot.

Welchem Schicksal die armen Juden nach Einführung der neuen Ketzertribunale entgegengingen, mag man sich leicht vorstellen. Viele verbrannte man auf dem Platz der Minerva oder dem Campo dei Fiori, wo die Autos da Fé gehalten wurden. Es war die Zeit, da man auch Giordano Bruno verbrannte.

In den Ghetto eingeſchloſſen, waren die Juden in fremdes Eigentum eingezogen. Denn die Häuſer des Viertels gehörten Römern; auch angeſehene Familien wohnten daſelbſt, wie die Boccapaduli. Ausziehend, blieben dieſe Eigentümer, jene Mieter. Weil ſie aber für immer in jene Straßen eingeſperrt wurden, mußte ſich ein dauerndes Mietverhältniß feſtſtellen; denn ohne daſſelbe konnte ſich für die Juden zweierlei Not ereignen: Obdachloſigkeit, wenn es dem Eigentümer einfiel, dem hebräiſchen Mieter zu kündigen; unerträgliche Verſchuldung oder Zahlungsunfähigkeit, wenn er darauf verfiel, den Zins zu ſteigern. So entſtand das Geſetz, welches verordnete: die Römer bleiben im Eigentum der an die Juden vermieteten Wohnungen, aber jene haben die Häuſer in Erbpacht; niemals darf dem jüdiſchen Einwohner die Miete gekündigt werden, ſobald er den Zins richtig zahlt; niemals darf der Zins erhöht werden; der Jude kann nach ſeinem Willen das Haus verändern und erweitern.

Man nennt dieſes noch heute beſtehende Recht das Jus Gazzagà. Kraft deſſelben iſt der Jude im Erbbeſitz des Mietcontracts und darf dieſen an Verwandte oder Andere verkaufen. Noch heutiges Tags gilt es als eine köſtliche Habe, im Beſitz des Jus Gazzagà zu ſein, und hochgeprieſen wird das Judenmädchen, welches ihrem Bräutigam als Mitgift ein ſolches Document aufzuweiſen im Stande iſt. So wurde durch dieſes wolthätige Geſetz dem Juden ein Dach gegeben, welches er gewiſſermaßen das ſeine nennen durfte.

Die Bulle Paul's IV. beſtätigte Pius V. im Jahr

1566; er erließ strenge Verordnungen gegen das Herumschweifen der Juden, welchen befohlen wurde, mit der Nacht im Ghetto sich wieder einzufinden. Denn nach Ave Maria schlossen sich unerbittlich die Tore des Zwingers, und Strafe traf den draußen Ergriffenen, wenn es ihm nicht gelang, durch Geld die Wächter zu bestechen. Im Jahr 1569 untersagte derselbe Papst den Juden, in andern Städten des Kirchenstaats zu wohnen als in Rom und Ancona, da sie vordem auch in Benevent und Avignon geduldet waren.

Aber kaum war sein Edict erlassen, als Sixtus V. es wieder umstieß und in den Ghetto einen Schimmer von Menschlichkeit fallen ließ. Dieser große Papst, der Erneuerer Roms, dessen Werke fast jede Straße ins Gedächtniß ruft, fühlte Erbarmen mit dem Volk Israel; er erließ im Jahre 1586 die Bulle Christiana pietas infelicem Hebraeorum statum commiserans, worin er die frühern Privilegien der Juden erneuerte. Er gestattete ihnen frei im römischen Staat zu wohnen, das heißt in den gemauerten Orten, den Städten und Castellen. Er erlaubte ihnen jedes Gewerbe zu treiben, außer dem Weinschank, dem Getreide- und dem Fleischhandel. Er gestattete ihnen den freien Verkehr mit den Christen, sodaß sie selbst christlicher Dienste sich bedienen durften, ohne jedoch christliche Dienstboten zu halten. Er sorgte für größere Bequemlichkeit ihrer Wohnungen; er bewilligte ihnen so viel Schulen und Synagogen, als sie deren bedurften; er erlaubte die Anlegung von hebräischen Bibliotheken. Er untersagte es, die Juden an ihren Festtagen vor Gericht zu laden; er schaffte das Judaszeichen ab;

er verbot, Judenkinder mit Gewalt zu taufen, oder reisende Juden mit außerordentlichen Wegelasten zu plagen. Er setzte den Tribut auf ein geringes Kopfgeld herab, außer den Gebühren, die er ihnen für die carnevalischen Pallii zu zahlen auferlegte. So gab Sixtus der Welt das Beispiel eines christlichen Papsts und segnete sein Andenken für alle Zukunft, sodaß, was er für die Juden aus eigener Großmut that, ein bleibender Ruhm seines Namens ist.

Hier also hatten die Hebräer einmal einen glücklichen Griff in die Tombola getham; aber weil der Papstwechsel ein Lotteriespiel war, konnte das Blatt plötzlich umschlagen. Und so geschah es auch; denn wenige Jahre nach dem Tode Sixtus' V. hob Clemens VIII. Aldobrandini alle jene liberalen Verordnungen auf; er erneuerte das Edict Caraffa's und stieß die Juden in Trostlosigkeit zurück.

In diesem Elend blieben sie nicht allein das 17. Jahrhundert hindurch, sondern es steigerte sich noch im 18. durch die Edicte Clemens' XI. und Innocenz' XIII. Dieser verbot den Juden jedes Geschäft außer dem Handel mit alten Tüchern, Lappen und altem Eisen, was man Stracci ferracci nannte, und erst Benedict XIV. gestattete ihnen im Jahr 1740 auch den Handel mit neuen Tuchwaaren, welchen die Juden denn auch heute eifrig betreiben. Man sah sie also bis auf diese Zeit mit alten Sachen hausiren gehen, und in den Straßen hörte man sie Hep! rufen, womit sie sich ankündigten und zum Kauf ihres Bettels einluden. Noch heute hört man oft in allen Straßen Roms den melancholischen Ruf des armen Juden,

welcher einen Sack auf der Schulter daherkommt und sein Robbe vè! (robba vecchia) ruft.

Das 17. Jahrhundert, wo die Medici den Juden in Toscana so große Freiheiten gaben, war vielleicht die drückendste Zeit, welche die Ghettobevölkerung in Rom erlebte. Ich finde in einer römischen Schrift vom Jahr 1677 („Stato vero degli Ebrei in Roma, stamperia del Varese") die Angabe, daß die Judenzahl damals sich auf 4500 Menschen belief; darunter befanden sich 200 wolhabende Familien. Der Verfasser sagt, daß der Ghetto im 16. Jahrhundert 4861 Scudi an Tribut aufzubringen hatte, im 17. Jahrhundert aber nur 3207. Obgleich jene Schrift im höchsten Sinn judenfeindlich ist, wage ich doch nicht, sie durchweg der Lüge zu zeihen. Der Verfasser bemerkt, daß trotz der ewig wiederholten Beschwerden der Juden der Ghetto reich sei, daß er nach Bezahlung aller Lasten alle fünf Jahre 19,470 Scudi zurücklege, daß er überhaupt ein Vermögen von einer Million besitze. Ohne Zweifel gab es damals reiche Juden in Rom; unter den Hehlern und Nekromanten des Ghetto saßen die Wucherer und scharrten Zins zu Zins. Kein Papst vermochte diese Bankgeschäfte zu unterdrücken; die verschuldeten Nobili schützten die Juden, und während der Ghetto mit Schimpf und Schmach bedeckt war, empfing der römische Große, der Cardinal, ja der Papst selbst, den gelbbehuteten Wucherer mit verbindlichen Schmeicheleien in seinem Palast. Der Verfasser jener Schrift sagt: 235,000 Scudi hätten sich die Juden von den Christen erwuchert, und es vergehe kein Abend, wo sie nicht mindestens 800 Scudi aus Christentaschen durch die

Tore des Ghetto in ihre Häuser schleppten. Das verschmitzte Volk wußte mit allen Künsten Geld zu erschwindeln, und dieser Wucher mußte dem Haß der Christen immer neue Nahrung geben.

Johann von Capistrano hatte einst Eugen IV. eine Flotte angeboten, die Juden sammt und sonders aus Rom hinwegzuführen. „Nun er todt ist", so sagt der Verfasser jener Schrift, „wäre es zu wünschen, daß er dem Papst Clemens IX. eine Flotte vom Himmel schickte, um alle diese Diebe aus Rom zu schaffen." Die jüdischen Rothschilde nahmen damals in der Regel 18 Procent. So ist bis auf den heutigen Tag jüdisches Geld eine rächende Macht geblieben; auch der heutige Ghetto leiht auf Zinsen. Um Geld und Erwerb dreht sich hier Alles, und wie sollte es auch anders sein? Als ich eines Tags durch eine Straße des Ghetto ging, rief mir ein elendes Judenweib, welches an Lumpen nähte, nach: „Herr, was befehlen Sie?" Die Geistesgegenwart dieses Weibes zu prüfen, drehte ich mich augenblicklich zu ihr um und rief: „Fünf Millionen!" Hierauf sagte das Weib augenblicklich: „Gut, Herr, vier für mich und eine ist für Euch!" — Ja, Israel kann sich nicht verleugnen.

Mit Strenge hielt man im 18. Jahrhundert darauf, daß die Juden an bestimmten Tagen christlichen Bekehrungspredigten beiwohnten. Schon Gregor XIII. (1572) hatte die Verordnung erlassen, sie sollten jede Woche eine Predigt anhören. Ein Jude selbst hatte diesen Gebrauch eingeführt, natürlich ein bekehrter, Andreas mit Namen, welcher mit hündischer Convertitenseele in den Papst Gregor drang, jenes Edict zu machen. Man sah

also am Sabbat Häscher der Polizei in den Ghetto kommen und die Juden mit Peitschenhieben in die Kirche treiben, Männer, Weiber und Kinder über zwölf Jahre. Es mußten sich mindestens 100 Männer und 50 Weiber, später 300 an der Zahl, zur Predigt einfinden. Am Eingang der Kirche zählte ein Wächter die Eintretenden; in der Kirche selbst überwachte sie Polizei; und schien ein Jude teilnahmlos oder schlaftrunken, so weckten ihn Peitschenhiebe. Ein Dominicaner hielt die Predigt, wobei das Allerheiligste vom Altar genommen war; er sprach über solche Texte des Alten Testaments, welche die Juden an demselben Tag in ihrer Synagoge hatten lesen hören, damit auf die jüdische Erklärung die katholische unmittelbar folge, und der Hebräer im Stande sei, die christliche Wahrheit zu erkennen. Diese Predigten wurden anfangs in San Benedetto alla Regola gehalten, später aber in Sant Angelo in Pescaria.

Mit der Zeit fanden sie nur fünf mal im Jahre statt, und der ganze Gebrauch wollte von selbst erlöschen, als der engherzige Leo XII. Genga (1823—29) ihn erneuerte. Heute ist auch diese Barberei geschwunden; sie ward abgeschafft im ersten liberalen Regierungsjahr Pius' IX., wie man mir erzählte.

Den zum Christentum bekehrten Juden belohnte die Erlösung aus dem Ghetto, das Bürgerrecht und alles Menschenrecht, welches dessen Folge ist. Es ereignete sich nicht selten, daß Juden aus dem Ghetto getauft wurden; dann wurden sie, wie das im Charakter von Convertiten liegt, bekehrungssüchtiger als ihre Bekehrer. So liest man auf einer Kirche gegenüber dem Ghetto an der Brücke

Quattro Capi, auf deren Fronte die Kreuzigung gemalt ist, in hebräischer und lateinischer Schrift den zweiten Vers aus dem 65. Capitel des Jesaias: „Ich recke meine Hände aus den ganzen Tag zu einem ungehorsamen Volk, das seinen Gedanken nachwandelt auf einem Wege, der nicht gut ist.“ Diese Mahnung hat dort ein bekehrter Jude aufschreiben lassen.

Nach der mittelalterlichen Sitte empfingen jüdische Täuflinge den Namen ihrer Taufpathen, und weil sie diese unter den angesehensten Männern Roms suchten, geschah es, daß sich Juden in die ältesten Adelsfamilien Roms einschmuggelten. Es gab jüdische Colonna, jüdische Massimi, jüdische Orsini; ja man behauptet in Rom, daß manches stolze römische Fürstengeschlecht, nachdem es ausgestorben, durch Juden aus Trastevere fortgeführt worden sei.

Heute, wo die alten Mishandlungen aus dem Tageslicht geschwunden sind, hat man gleichwol den althergebrachten öffentlichen Act einer feierlichen Juden- und Türkentaufe als Form beibehalten. Sie findet in jedem Jahr am Ostersonnabend in der Taufkapelle des Lateran statt. Man sagt, daß dieses Schauspiel um jeden Preis vollzogen werden müsse, selbst wenn man, im Falle daß ein bekehrter Täufling mangelt, einen Juden oder Türken von auswärts holen sollte. Es ist sogar vorgekommen, daß Juden oder Türken aus Speculation sich mehrmals taufen ließen. Im Jahr 1853 wohnte ich der Taufe einer Jüdin bei. Sie stand in weiße Schleier gehüllt am Taufbecken, eine brennende Kerze, das Symbol der Erleuchtung, in der Hand, und nach vollzogener Salbung

des Haupts und Nackens und empfangener Wasserweihe in jenem Becken Constantin's, in welchem einst Cola di Rienzo sich in Rosenwasser gebadet hatte, wurde sie in Processíon nach dem Lateran zurückgeführt. Der Cardinal, der sie getauft hatte, segnete sie vor dem Altar ein, und sprach dann vor dem Volk seine Freude aus, daß ein so göttliches Wunder sich vollzogen habe, da ein eben noch von den Dämonen besessener und der Hölle verfallener Mensch urplötzlich in die Unschuld des Kindes und das reine Himmelslicht sich gekleidet habe.

Ehemals drückte man sich kräftiger aus; denn der Jesuit Stephan Menochio sagt in seinem Buch „Stuore" (Venedig 1662), die Juden stänken am Leibe, verlören aber diesen Gestank gleich nach der Taufe. Sehr naiv erzählt er, daß sich schon der Kaiser Marc Aurel über den Judengestank beklagt habe. Dies sei eine ausgemachte Sache; und so ließen sich die Agarener taufen, um nicht übel zu riechen wie die Hunde.

Leo XII. gab den Juden das Recht, Häuser zu erwerben, wenn sie schon das Jus Gazzagà hatten. Er erweiterte auch den Umfang des Ghetto, indem er ihm die Via Reginella und einen Teil der Pescaria hinzufügte, sodaß derselbe im Ganzen acht Tore hatte, die überwacht und allnächtlich geschlossen wurden. Während der französischen Herrschaft in Rom war die Ghettosperrung aufgehoben, und den Juden alle Freiheit in der Stadt zu wohnen und Gewerbe zu treiben, gestattet worden. Aber Pius VII. schloß im Jahr 1814 den Ghetto von neuem; er blieb in seiner alten Verfassung bis auf den heute regierenden Papst.

Es gereicht Pius IX. zur Ehre, daß er die Ghettoschranken niederriß; dies geschah, wie es mir Juden ausdrücklich selbst bemerkten, nicht in Folge der Revolution in Rom, sondern ein Jahr zuvor, da die öffentliche Meinung und auch die Einsicht des liberalen Papsts dieses Zugeständniß an die Zeit verlangten. Es fielen alle Mauern, welche den Ghetto sperrten. Der Umschwung der Ansichten hatte auch die Folge, daß den Juden erlaubt wurde, überall in Rom zu wohnen, und nicht minder, Gewerbe und Handwerke zu treiben. Der Ghetto ist also als Zwinger aufgehoben, doch besteht er factisch fort als das traurigste Quartier Roms. Auch macht der Jude nicht leicht von seinem Recht Gebrauch, in die Mitte der Stadt zu ziehen, weil, wie man mir sagte, dasjenige was nun das Gesetz freistellt, dennoch durch das unausrottbare Vorurteil erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht wird. Als ich eines Tags (es war Sonnabend) am Brunnen der Navona stand, kamen festlich gekleidete Judenfrauen herzu und betrachteten das Brunnenwerk. Ein römisches Weib beschaute sie mit Verachtung, und sagte darauf zu mir: „Seht, seht, sie sind jetzt wie wir Christen."

Die politische Reform des Jahrs 1847 bezeichnet das Ende jener Sklaverei der Juden Roms, welche so viele Jahrhunderte hindurch gedauert hat; so wenigstens hoffen wir, daß die Macht der Meinung sich stärker zeigen werde als das Vorurteil, wenn es sich noch je erneuern sollte, und daß die geringen Freiheiten, welche die Hebräer errungen haben, sich auch so weit ausdehnen werden, daß ihnen ein ungeschmälerter Anteil an allen Gütern der

Civilisation gegeben werde. Die Aussichten stehen freilich in der Ferne, aber sie sind näher gerückt.

Gegenwärtig berechnet man die Gesammtzahl der Ghettobevölkerung auf 3800 Menschen, eine unverhältnißmäßig große Menge, bei dem kleinen Raum des Ghetto, welcher an Flächenausdehnung weniger beträgt als der fünfte Teil irgend eines Städtchens von 3000 Seelen. Die ganze Judenschaft (Università degli Ebrei) steht unter der obersten Congregation der Inquisition; ihr Tribunal ist das Cardinalvicariat. In polizeilichen Dingen übt der Präsident der Region von Sant Angelo und Campitelli die Magistratur im Ghetto aus. Die jüdische Gemeinde hat das Recht, ihre innere Verwaltung durch drei Fattori del Ghetto zu besorgen, welche auf ein halbes Jahr gewählt werden. Diese beaufsichtigen das öffentliche Wesen, verteilen die Abgaben nach dem Vermögen, und sorgen für Kranke und Arme. Im Ganzen beträgt die jährliche Abgabe der Juden an den Staat und an verschiedene religiöse Körperschaften gegen 13,000 Francs.

Wir haben die Geschichte der Juden in Rom zu Ende geführt; nun aber wollen wir den Ghetto in seinem gegenwärtigen Zustande kennen lernen.

Als ich ihn zum ersten mal besuchte, war der Tiberfluß gerade ausgetreten und seine gelbe Flut strömte durch die Fiumara, die unterste Ghettostraße, deren Häuserfundamente zum Teil im Wasser stecken; sie strömte auch am Bogen der Octavia, und bedeckte die untern Räume der am tiefsten stehenden Gebäude. Welch ein melancholischer Anblick, das elende Judenviertel so in den Tiber-

fluten verſunken zu ſehen! Alljährlich muß Iſrael in Rom die Sündflut erleben, und der Ghetto ſchwimmt dann in den Wellen wie die Arche Noah mit Menſchen und Gethier. Die Not ſteigt, wenn der Tiber, von Regenflut angeſchwellt, noch durch den Weſtwind vom Meer zurückgetrieben wird; dann flüchtet ſich, was zu unterſt wohnt, in die obern Stockwerke der Häuſer. Man zeigte mir die Marke des Waſſerſtandes während der Ueberſchwemmung von 1846; die Flut hatte damals alle untern Zimmer bis zur Decke angefüllt. Im verwichenen Herbſt und in dieſem Frühjahr war der Tiber nur für kurze Zeit ausgetreten, doch war auch dieſe Not empfindlich genug. Gleichwol ſoll die Sterblichkeit im Ghetto nicht größer ſein, als in andern Vierteln der Stadt; ſogar während des Cholerajahrs 1837 war ſie nur gering. Berechnet man ſie nach den Leichenſteinen der Juden, ſo erſcheint die Zahl ihrer Todten ſehr klein. Dieſe weißen Steine mit ihren Inſchriften ſtehen wie ärmliche Denkmäler von Verſtoßenen, auf einer claſſiſchen Stelle Roms, in einer Ecke des alten Circus maximus, unter wildem Gras und Schierling. Denn dort, in der von Tarquinius Priscus gebauten Rennbahn, liegt jetzt der Judenkirchhof, Orto degli Ebrei genannt. So wandeln ſich die Zeiten!

Gibt es nicht eine wunderbare Ironie, welche auch das Oertliche in die Phyſiognomie von Menſchen oder Dingen hineinzieht, ſo daß ſie zu ihrem Symbol wird? Ich habe dieſes Geſetz zu oft wahrgenommen, als daß ich es nicht ausſprechen ſollte. So fiel mir die Phyſiognomie der Ghettoumgebung als eine ſolche auf, welche die Atmo-

ſphäre mit traurigen Vorſtellungen durchdringt. Ich meine nicht allein jenen verfallenen Porticus der Octavia, aus deſſen ſchwarzem Bogen man in die Pescaria tritt, den ſtinkenden, finſtern Fiſchmarkt, wo auf antiken Marmorplatten Fiſche aufliegen. Leſen wir nur den Namen auf der nahe an der Synagoge liegenden Piazza. „Platz des Weinens", ſo heißt er von der Kirche Santa Maria del Pianto. Welcher Name wäre hier paſſender? Denn hat wol je ein Volk mehr geweint, als dieſe Juden hier in Rom?

Am Platz des Weinens ſteht ein großer alter Palaſt zwiſchen zwei Kirchen. Auf der einen ſagt die Inſchrift, daß ſie der Maria del Pianto geweiht ſei, auf der andern ſteht der Name des Erbauers, Francesco Cenci. Er ruft dem Beſchauer die ſchrecklichſte der Tragödien Roms ins Gedächtniß, welche Beatrice Cenci heißt. Jener Francesco war ihr Vater. Der Palaſt des Geſchlechts der Cenci ſteht der Synagoge gerade gegenüber, wo ſich an Feſttagen die Klagelieder der Hebräer hören laſſen.

Noch mehr — in dieſem Palaſt wohnt der Maler Overbeck. Dies örtliche Zuſammentreffen nötigte mir ein Lächeln ab, als ich in das Atelier trat, welches fromme Menſchen wie ein Allerheiligſtes betreten, und wo ein blaſſer Mann mit langem geſcheitelten Haar, liebenswürdig und ſanft, nicht ſprechend, ſondern leiſe Worte aushauchend, die Heiligenbilder auf den Staffeln erklärt. Auch dieſe ſind ſtill und tonlos; ein entſchlafener Joſeph in den Armen des Heilands, eine ſchattenhafte weinende Madonna, ein Chriſtus, den Verfolgern entſchwebend und auf luftige Wolken tretend, geflügelte Engelköpfe, leiblos;

entleibte Menſchen, entleibte Kunſt, Rede ohne Worte, Bilder ohne Farbe, die Madonna dolorosa, die Paſſion an der Wand, das Trauerſpiel Cenci, drüben der überſchwemmte Ghetto, hier die heilige Maria vom Weinen, mitten inne der Beato Angelico der modernen Malerei.

Vor dem Jahr 1847 trennte noch eine hohe Mauer den Platz Cenci von jenem der Juden, welcher auch Piazza delle Scuole heißt. Hier befand ſich das Haupttor des Ghetto; Mauer und Tor ſind niedergeriſſen, und der Schutt liegt noch zum Teil umher.

Treten wir nun in eine der Ghettoſtraßen ſelbſt, ſo finden wir Iſrael vor ſeinen Hütten in raſtloſer Arbeit. Sie ſitzen in den Thüren oder draußen auf der Gaſſe, die kaum mehr Licht gewährt als die feuchte Kammer, und wuſten im Plunderkram oder nähen und flicken mit Emſigkeit. Es iſt nicht zu ſagen, welches Chaos von Flicken und Lappen (Cenci genannt im Italieniſchen) hier zuſammengehäuft iſt. Die ganze Welt ſcheint als Judenplunder in zahlloſen Fetzen zerzupft umherzuliegen. Haufenhoch liegen die Lappalien vor den Thüren, von jeder Art und Farbe, goldiges Franzengeflitter, Stücke Seidenbrocats, Sammetlappen, rote Flicken, blaue Fetzen, orange, gelbe, ſchwarze, weiße, alte, zerſchliſſene, zerfaſerte, abgeriebene Stücke und Stückchen. Ich habe nimmer ähnlichen Plunder geſehen. Die Juden könnten damit die ganze Schöpfung ausflicken und Rom ſo bunt belappen, wie ein Arlechino bunt iſt. Sie ſitzen davor und wühlen in dieſem Meer, als ſuchten ſie nach Schätzen, wenigſtens nach einem verſunkenen Goldbrocat. Denn ſie ſind ſo gut römiſche Altertumsforſcher als alle Jene, welche

den Schutt durchwühlen, um einen Säulenstumpf, ein Stück Relief, eine alte Inschrift, eine Münze und dergleichen Plunder ans Tageslicht zu fördern. Jener hebräische Winckelmann im Ghetto legt mit einem gewissen Stolz seine Lappen zum Verkauf aus wie der Händler mit Marmortrümmern. Dieser pralt mit einem Stück Giallo antico — dagegen kann der Jude einen vortrefflichen Lappen gelber Seide halten; Porphyr — hier ist ein schön gemusterter Fetzen von tiefrotem Damast. Verde antico — hier ist ein grünes Sammetstück von ausgesuchtester Antike. Und so gibt es weder Jaspis noch Alabaster, noch schwarzen und weißen Marmor oder Breccia, wogegen nicht der Antiquar des Ghetto seine Altertümer stellen könnte. Die Geschichte sämmtlicher Moden von Herodes bis auf den Erfinder des Paletots, und sämmtlicher Trachten der vornehmen wie der bürgerlichen Welt läßt sich aus diesen Lappen durch geistreiche Hypotheſen kritisch herausstellen, und manche Flicken sind wahrscheinlich historisch und einst getragen worden von Romulus, von Scipio Africanus, Hannibal, Cornelia, Augustus, von Karl dem Großen, Perikles, Kleopatra, Barbarossa, von Gregor VII., Columbus u. s. w.

Es sitzen nun die Töchter Zions bei diesen Lappen und nähen, was nähbar ist. Groß ist ihre Kunst, so rühmt man, im Sticken, Stopfen, Vernähen, und man sagt, daß es keinen noch so fürchterlichen Riß in irgend einer Draperie gebe, welchen diese Arachnen nicht unsichtbar zu machen wüßten. In der Fiumara zumeist, der untersten, am Fluß gelegenen Straße, und in den Winkelgassen, von denen eine delle Azzimelle, d. h. der unge-

säuerten Brote, genannt wird, treiben sie diese Plundergeschäfte. Ich sah ihnen manchmal mit peinlichem Gefühl zu, wenn diese verkommenen Menschen, in sich gebeugt, mit der Nadel emsig arbeiteten — Männer so gut als Weiber, Mädchen und Kinder. Das Elend starrt aus dem wirren Haar und klagt aus dem braungelben Angesicht. Keine Schönheit der Gesichtszüge erinnert an Rahel und Lea, oder Mirjam; nur bisweilen blickt ein tief versunkenes, schwarzes, blitzendes Auge von der Nadel und dem Lappen auf, als wollte es sagen: „Es ist von der Tochter Zion aller Schmuck dahin. Die eine Fürstin unter den Heiden und eine Königin in den Ländern war, muß nun dienen. Sie weint des Nachts, daß ihr die Tränen über die Backen laufen: es ist Niemand unter allen ihren Freunden, der sie tröste; alle ihre Nächsten verachten sie und sind ihre Feinde geworden. Juda ist gefangen im Elend und schweren Dienst, sie wohnt unter den Heiden und findet keine Ruhe; alle ihre Verfolger halten sie übel. Wie hat der Herr die Tochter Zion mit seinem Zorn überschüttet!"

Doch es ist nicht der Zweck dieser Blätter, Ghettomysterien des Elends auszumalen; findet man doch in allen großen Städten der Erde und unter den civilisirtesten Nationen Europas ein gleiches, wenn nicht ein größeres Jammerleben. Auch soll man nicht glauben, daß der Ghetto Roms, was Straßen und Wohnungen betrifft, an sich elender sei als ähnliche Viertel der Armut in Paris, London und Berlin. Ich sage lieber, daß die Juden Roms reich sind an Menschlichkeit unter sich, daß der wolhabende dem elenden gerne hilft, daß sich die

aufopfernde Familienliebe, das dauernde Erbe Israels, nirgends so mächtig zeigt als hier, und daß diese nüchternen und fleißigen Menschen selten um Verbrechen willen gestraft werden. Nur die Enge und der Schmuz dieser Gassen mit ihren hohen und schmalen Häusern ist abschreckend. Die Judenfamilien sitzen darin wie in einem Columbarium übereinander geschichtet. Gerade in Rom ist eine solche Beengung menschlicher Wohnungen auffallend, wo es so ungeheuere Räume, so viel große Paläste und Klöster gibt, die zum Teil öde stehen.

Glücklicher sind diejenigen Juden, welche den obern Teil des Ghetto bewohnen, zumal die Via Rua. Diese breitere Straße mit wohnlicheren Gebäuden ist gleichsam der Corso des Judenviertels; denn auch bei gleichem Loose vor dem politischen Gesetz und selbst in der Sklaverei macht der Mensch das Recht der Ungleichheit geltend. In der Via Rua wohnen die Hebräer, welche das beste Document Gazzagà in der Tasche haben, selbst Häuser besitzen und vermögend sind. Hier findet man Kaufläden mit Tuchwaaren von dem gröbsten Zeuge bis zu den kostbarsten Stoffen. Es gibt auch wolhabende Juden; werden sie reich, so ziehen sie, wie man mir sagte, gern nach Toscana.

Es ist auffallend, daß echt jüdische Namen nirgend auf den Häusern zu lesen sind. Die Juden Roms nennen sich meist nach italienischen Städten, wie Asdrubale Volterra, Samuele Fiano, Pontecorvo, Gonzaga. Auch ihre Sprache ist römisch; niemals hörte ich Juden unter sich hebräisch reden. Ihre Tracht unterscheidet sich nicht von

der des römischen Volks, und selbst an ihrem Fest bemerkte ich kein orientalisches Costüm.

Ein Fest im Ghetto ist fast eine Ironie, wenn man an die Geschichte und Lage der Judengemeinde denkt; ein solches Schauspiel dürfte aber gerade in Rom lockend sein, wo ein Fest auf das andere folgt. Wenn die Plätze und Straßen Roms in Blumen und Teppichen, oder im Glanz der Lichter stralen und von Carrossen und Fußgängern wimmeln, dann sitzt dunkel und festlos Israel in seinem Ghetto und näht im Schweiße seines Angesichts an den Lumpen, die vor seiner Thüre liegen.

Nun aber kommen auch seine Feste. Der arme Hausirer legt seinen Plunder beiseite, zieht sein bestes Kleid an und erhebt seine gebeugte Gestalt. Und gerade hier, so glaube ich, ist die tiefste Poesie des Fests und sein höchster Sinn zu finden, weil der festliche Mensch aus den Sklavenbanden der Alltagsarbeit und seinem Elend sich erheben und in einen idealischen Menschen sich verwandeln soll, der nicht mehr seiner engen Kammer und seinem Nahrungsgeschäft, sondern dem Universum angehört. Dies seltsame Volk kommt dann festlich zusammen, und wo sie nur sitzen mögen, in welchem fernen und feindlichen Winkel der Erde es sei, betrachten sie sich als das alte Volk Israel, als die Kinder Abraham's und die Blüte der Menschheit, welche Gottes eigene Hand mitten in die Welt gepflanzt hat.

Ich wohnte dem Passahfest der Juden bei. Zufällig kam ich zu der Kunde vom Tage seiner Feier weil ich im Ghetto vor jeder Thüre blankgescheuerte Kessel und an jedem Brunnen die Gefäße reinigen sah. Man sagte

mir, es geschehe um des Osterfestes willen, das in einigen Tagen gefeiert werden solle.

Nach den großen kirchlichen Feierlichkeiten der Char- und Osterwoche in Sanct Peter und in der Sixtinischen Kapelle, welche die höchsten Productionen des christlichen Cultus sind, ist es sehr anziehend, in jenem dunkeln Ghettowinkel einer Osterceremonie beizuwohnen und in der Synagoge die uralten, kaum veränderten Grundlagen für jenen katholischen Cultus Roms aufzufinden. Je prachtvoller der Baum sich entfaltet hat, desto tiefer begräbt sich seine Wurzel in Nacht.

Die römische Synagoge vereinigt fünf Schulen in einem Hause, die Scuola del Tempio, Catalana, Castigliana, Siciliana und Scuola nuova. Der Ghetto zerfällt demnach in fünf Sprengel, von denen jeder eine besondere Art darstellt, je nach der vorherrschenden Nationalität der Juden Rom's, deren Väter entweder seit Altersher römisch-jüdisch gewesen, oder von Spanien und Sicilien herübergekommen sind. Man sagte mir, daß der Sprengel del Tempio, vor allen andern Hebräern von den Juden vor Titus abstamme. Jede Synagoge hat ihre Schule, in welcher die Kinder notdürftig lesen, schreiben und rechnen lernen, Wissenschaften aber nicht gelehrt werden, und eine jede ihr Allerheiligstes, worin der Pentateuch aufbewahrt wird.

Schon von außen gibt sich das Synagogengebäude nicht allein durch Inschriften, sondern durch seinen Baustil zu erkennen. Die Juden haben ihr Gotteshaus in Rom gleichsam verstolen und nächtlicherweile ausgeschmückt. Es scheint, als hätten sie aus der Fülle des römischen

Marmors ein paar Säulenstümpfe, ein paar Capitäler und einige Marmorstücke geraubt, um sie in ihr Heiligtum einzufügen. Korinthische Pfeiler tragen in der Mitte ein Frontispiz; auf dem Fries sind der siebenarmige Leuchter, eine Harfe und Zither in Stucco abgebildet.

Ein Schriftgelehrter hatte mich auf den Abend in den Tempelsaal eingeladen, wo, wie er sagte, die Vesper sollte gesungen werden und ich ein gut ausgeführtes Oratorium hören würde. Am Abend drängte sich das Judenvolk vor dem Eingang der Synagoge. Auch Römer, selbst einige Priester waren unter der Menge zu bemerken. Wol eine halbe Stunde ließ man warten, ehe aufgethan wurde; es freute mich nicht wenig zu warten und andre warten zu sehen, weil dies ein Zeichen von berechtigter Souveränetät war, die hier einmal auch von einer verachteten Menschensekte ausgeübt wurde. Als sich nun die Thüren aufthaten, ging es über enge Stiegen in den Tempelsaal.

Ich sah die Judensynagoge Livornos, vielleicht die reichste in der Welt; doch sie erschien mir viel weniger merkwürdig als dieser Tempel im römischen Ghetto. Das Haus in Livorno ist groß und nüchtern; die Tempelräume in Rom sind klein, malerisch, bizarr und fremdländisch. Die Wände der heiligen Räume waren am Passahfest mit roten in Gold gestickten Teppichen behängt, auf denen man Sprüche aus dem Alten Testament las. Ebenso bekleidet man bei Festen die Kirchen in Rom mit Teppichen und Goldstoffen, denn dieser Gebrauch ist orientalisch, und geradezu vom Tempel Salomo's entlehnt. Der größere Synagogensaal sah würdig und reich aus; er hat eine gefelderte Decke, nach Art der römischen

Basiliken, die jedoch nur mit gemalten Cassettoni geziert ist. Rings auf dem Friese sind Reliefs in Stucco angebracht, welche die auf den Cultus bezüglichen Geräte der Juden darstellen. Da sieht man den Tempel Salomo's abgebildet nach allen seinen Pforten, Hallen und Altären, das eherne Meer, die heilige Lade mit den Cherubim, Priestergewänder und die Tiara, Urbilder der bischöflichen und päpstlichen Costüme. Töpfe, Schüsseln und Schaufeln, Becken, Löffel, Pfannen und Gestülle, endlich musikalische Instrumente, Pauken, Tambourins, Harfen, Zithern, Flöten, die Jubeljahrstrompeten, die Sackpfeife, Cymbeln, auch das Sistrum der ägyptischen Isis, wie man es so oft auf Isisbildwerken im Vatican bemerkt, all' dies ist in Stucco abgebildet; und so hat sich hier die Phantasie des Juden mit Erinnerungen an den Tempel Jerusalems umgeben.

In der nördlichen Wand fällt ein rundes Fenster in die Augen, welches in zwölf Felder verschiedener Farbe geteilt ist; dies Symbol stellt die Stämme Israels dar, und ist das Bild der Urim und Thummim, eines aus köstlichen Steinen zusammengesetzten Schmucks, den der Hoheprieſter auf der Brust zu tragen pflegte.

Westwärts steht der runde Chor, ein hölzernes Pult für Vorsänger und Sänger; auf ihm der silberne Tempelleuchter und andere verwunderliche Gefäße von Silber, die auf den Pentateuch als Schmuck gelegt werden. Gegenüber an der östlichen Wand steht das Allerheiligste, eine kleine Tempelfronte mit herausragenden Stangen (als für das Tragen der Bundeslade bestimmt), auf korinthischen Säulen. Ein gestickter Vorhang bedeckt

daſſelbe. Die Spitze des Ganzen krönt der ſilberne ſiebenarmige Leuchter.

In dieſem Allerheiligſten liegt der Pentateuch verſchloſſen, eine große Pergamentrolle. Er wird in Proceſſion durch den Saal getragen und von dem Pult nach allen vier Weltgegenden gezeigt, wobei die Juden die Arme erheben und ein Geſchrei ausſtoßen. Es iſt gleichſam ihre Monſtranz, der gewaltigſte Gott der Erde, welcher noch heute die Welt gefeſſelt hält, nicht das „Wort", ſondern der „Buchſtab", nicht die Liebe, ſondern das Geſetz. Das Judentum iſt die poſitivſte aller Religionen, darum dauert es noch heute. Den zahlloſen Formen und phantaſiereichen Ceremonien der katholiſchen Kirche gegenüber, welche eine neue Mythologie in die Welt eingeführt hat, erſcheint dieſer ſtarre, bildloſe, phantaſieloſe und geſtaltenbare Jehovahdienſt bewundernswürdig in ſeiner abſoluten Einfachheit.

Bedeckten Haupts, Hut oder Mütze auf dem Kopf, ſitzen die Juden in ihrem Tempel wie Pairs vor ihrem Gott, oder als wären ſie auf der Börſe; völlige Ungenirtheit herrſcht beim Singen und Beten, da Jeder ſingt, wann er will, oder mit ſeinem Nachbar plaudert. Der Vorſänger ſitzt dabei auf dem Chor. Mir fiel die Haſt auf, womit alle dieſe Gebete abgeſungen oder abgemurmelt wurden. Die Frauen befinden ſich in einer obern Galerie, hinter einem Gitter, und ſind nicht ſichtbar.

In einem zweiten Saal wurde die Vesper geſungen. Auch er war decorirt und flimmerte von Lampen. Nicht platt gedeckt wie der erſte, erhebt er ſich vielmehr ſtockweiſe übereinander in einer bizarren Kuppelform. Auf

dem Chor saßen die Sänger hinter dem Rabbi oder Vorbeter. Dieser trug einen schwarzen Talar und ein hohes schwarzes Priesterberret, von welchem ein weißer Schleier zu beiden Seiten herabfiel. Die Einfachheit des Ornats fiel mir auf, indem ich mir das alte jüdische Priestercostüm vorstellte, dessen Pracht sich noch im päpstlichen erhalten hat. Der Hohepriester im Tempel Jerusalems war, so oft er das Allerheiligste betrat, in einen linnenen Rock gekleidet, über welchen ein hyacintblaues gefranztes Oberkleid herabwallte. Goldene Glöckchen hingen abwechselnd mit Granatäpfeln an den Franzen. Eine Binde von fünf Gürteln aus Gold, Purpur, Hyacint, Scharlach und Byssus befestigte das Oberkleid. Eine Schulterbekleidung in denselben Farben, doch reich an Gold, von schildförmigen goldenen Spangen mit Sardonychen geschlossen, kam dazu, ferner die Urim und Thummim aus zwölf köstlichen Steinen. Auf dem Haupt trug er eine Tiara aus Byssus, mit Hyacint durchwoben; um diese lief ein goldener Kranz mit den Schriftzeichen „Jehovah". So beschreibt Josephus das Costüm des Hohenpriesters, und man sieht, daß er stattlich genug muß ausgesehen haben.

Die Chorsänger sangen die Vesper ganz vortrefflich, während der Vorbeter pausenweise betete und das Gesicht in den Schleier barg, bitterliches Weinen ohne Tränen ausdrückend. Die Gesänge waren harmonisch, doch nicht von altem Gepräge, sondern im Stil moderner Oratorien. Schöne Knabenstimmen, prächtige Bässe — und so war denn auch in dieser Vesper im Ghetto der Einfluß Roms zu erkennen. Auch das Judenvolk hatte sein

Miserere aufzuweisen. Nicht wenig fühlten sich diese armen Menschen erhoben und glücklich, daß auch sie in ihrem Winkel eine Kunstproduction zu leisten vermochten. Gespendetes Lob wurde mit sichtbarer Freude aufgenommen; der Gast, neben den sich ein jüdischer Jüngling gestellt hatte, hörte mit Vergnügen, wie sein ausgesprochenes Lob von diesem weiter gesagt wurde. „Was hat er gesagt: «Herrlich ausgeführt, ben bene, eccellentissime, ihr habt eine Sixtinische Kapelle.»"

Doch hier brechen wir ab. Diese Blätter mögen dazu beitragen, irgend einen Kundigen zu einer ausführlichen Darstellung der Geschichte der Juden Roms anzuregen. Dieses Stück römischen Altertums ist schreibenswerter als manche unfruchtbare Untersuchung über Antiquitäten. Die Entwicklung des römischen Christentums von der ältesten Zeit her begleitend, möchte eine Geschichte des Ghetto wol geeignet sein, einen Teil der Geschichte der Civilisation überhaupt zu vervollständigen.

Den Verfasser dieser Abhandlung reizte sie zu schreiben nicht die bürgerliche Judenfrage, vielmehr nur die Grellheit des Gegensatzes zwischen dem historischen Christentum und dem historischen Judentum in Rom. Der Charakter dieser Stadt der Städte, wie er sich heute darstellt, trägt das Gepräge der drei großen Culturperioden der Menschheit, des Heidentums, des Judentums und Christentums. Man kann sie kaum mehr scheiden, so sehr hat der christliche Cultus das Jüdische und Antike in sich vereinigt. Von den Anschauungen des Altertums nicht zu sprechen, so durchwandere man doch Rom und seine Herrlichkeiten: überall springt in die Augen Geist

und Gestalt der Hebräer, selbst auf den Gipfeln der christlichen Kunst. Ist es die Sculptur, so ist mit das Höchste, was das christliche Genie in Marmor schuf: der Moses Michel Angelo's auf dem Grabmal Julius II. Ist es die Malerei: Stanzen und Loggien Rafael's, die Sixtinische Kapelle und ungezählte Kirchen oder Museen sind voll von Darstellungen aus dem Testament der Juden. Ist es die Musik: was als Höchstes und Tiefstes in der Charwoche gesungen wird, die Lamentationen und das Miserere, sie sind die Klagelieder Jeremiä und die Psalmen der Juden. Und von diesem Volk, welchem das Schicksal die Urkunden der Menschheit anvertraute und dem das Christentum gleichsam von seinem Eigentum hinweggenommen hat, lebt hier im Ghettowinkel einer der ältesten und historisch merkwürdigsten Reste, an welchem die Geschichte eine große tragische Ironie vollzogen hat.

Doch hat auch dieses so verachtete Volk seine eigene Ironie an der christlichen Welt vollzogen, indem es zu allen andern Symbolen seiner Religion und zu allen andern Dogmen seines Priestertums noch ein anderes mächtiges in die politische Geschichte eingesetzt hat — ich meine das goldene Kalb, um welches die Welt tanzt, wie das geweissagt, geschrieben und dargestellt ist in den Büchern Mosis, des Propheten.

Idyllen vom Lateinischen Ufer.

1854.

Das lateiniſche Meeresufer liegt nur fünf Stunden von Rom entfernt; drei mal in der Woche führt ein Omnibus Gäſte dahin, welche ſich einige Tage in Porto d'Anzio, oder in Nettuno vergnügen wollen, oder ſolche, die dort Bäder nehmen, oder ſich nach Neapel einſchiffen. Wie zu den Zeiten der Kaiſer ſind noch heute jene Ufer Vergnügungsorte der Römer, und es gehört zum römiſchen Leben, einmal nach Antium zu fahren, wie nach Frascati, Tivoli und Albano, um für eine Zeit Rom zu vergeſſen. Denn ſelbſt die herrlichſte Stadt der Erde kann ermüden.

Ich fühlte das recht gegen Ende des Frühjahrs 1854, nachdem der Scirocco, der Plagegeiſt Roms, faſt acht Wochen lang auf der Stadt gelegen hatte, und als ich nun am 24. Juni früh um 5 Uhr aus Rom mich aufmachte, hatte ich das heiterſte Gefühl wirklicher Befreiung. Es war ein ſonniger Morgen, das Volk ſchon auf den Straßen; Blumen in den Händen, zogen ſie nach dem Lateran, wo der ſchöne Platz einem Blumenmarkte glich. Denn heute war das Feſt Sanct Johann, eins der lebhafteſten Roms.

Draußen aber auf der Campagna wehte die weichste Luft über die schimmernde Grasebene und die jüngst gesichelten Weizenfelder, welche dieses Jahr zwanzigfältig getragen haben.

Die Fahrt geht fünf Stunden lang meerwärts unterhalb des Albanergebirges hin. In Fontana di Papa wird gehalten. Dies ist eine einsame Schenke zwischen Weinbergen, und heißt so von einem von Innocenz XII. angelegten Brunnen. Auch pflegt der Papst dort zu rasten, wenn er im Monat Mai an den lateinischen Strand zieht, in seiner Villa zu Porto d'Anzio die Meereskühle zu genießen.

Da herrscht nun das bunteste Leben. Man sitzt an den Tischen umher und verspeist Maccaroni oder vortreffliche Eierkuchen und trinkt den schlechtesten Wein dazu. Alle Augenblicke kommt eine Carrosse oder ein Reiter, ein Trupp Sbirren, welcher den Wald durchstreift hat, und von denen der eine sich laut rühmt, gestern einen Räuber erschossen zu haben. Eben langt von Anzio ein Zug Galeerensklaven an; sie sitzen paarweise gefesselt auf einem Karren, mitunter schöne junge Leute, sauber gekleidet, mit einem Strohhut, weißem Hemdkragen und flatterndem seidenen Halstuch, denn diese Galeoten werden in Rom losgesprochen. Man bringt ihnen Wein und Cigarren, die Sbirren stehen mit geschultertem Gewehr neben ihnen und lassen sich gleichfalls einschenken. Dies sind Scenen aus Fontana di Papa.

Nun geht es zwei Stunden lang durch den Buschwald fort, welcher die potinischen Sümpfe bis gegen Terracina begleitet, meerentlang die Küste bedeckt, und

bevölkert wird vom Eber, vom Stachelſchwein, vom Büffel und Stier, vom Fieber und vom Räuber, der aus dem Wald auf die Appiſche Straße ſtreift, den Reiſenden bei Ciſterna oder bei Forappio, oder unter dem Felſen von Terracina auszuplündern.

Endlich blitzte das blaue Meer auf, und wir grüßten Alle freudig die azurnen Wellen von Antium, jener alten Volskerſtadt, wo der verbannte Coriolan ſeinen Tod gefunden hatte, und auf deſſen Küſte einſt das weltberühmte Kunſtwerk, der Gipfel aller auf uns gekommenen Sculptur, in ſeiner Tempelniſche ſtand, der Apollo vom Belvedere.

Nun ſind es neun Jahre, daß mich jeden Sommer das Meer erquickt hat. Die ſchönſten Stunden meines Lebens und die heiterſten Wanderungen ſind an Meeresſtrand und Welle geknüpft geweſen. Unzählige Bilder und Erinnerungen tauchten mir nun bei jenem erſehnten Anblick des Lateinermeers wieder auf. Aber indem hell und heller vor meine Phantaſie traten die elyſiſchen Küſten von Corſica und von Campanien, die ſchönen Golfe von Palermo und Cefalù, von Syrakus und vom Aetnaſtrand, ſtimmte mich der Anblick der lateiniſchen Küſte ganz herab. An jenen Meeren ſtehen herrliche Felſenufer und Vorgebirge in den edelſten Formen, dort erheben ſich Burgen und Städte kühn auf den Ufern, und Oelbäume, Orangengärten und blühende Granaten hängen ihre Zweige faſt in die Wellen nieder. Wer kann im Anblick des Meers die Zauberwelt von Sorrento vergeſſen, die Gärten von Palermo oder den rebenumſchlungenen, ſagenvollen Strand von Aci reale am Joniſchen Meer? Daß ich es alſo geſtehe, der Eindruck dieſer Ufer und des darauf ſtehen-

den kleinen Anzio machte mir Weh. So weit nur das Auge gegen Ostia hinreicht, sah ich nichts als öde Haide, ein niedriges Ufer aus Thon und Sand, eine kleine Schanze darauf und Heerden, welche weideten. Das Städtchen ist ein Gemisch von Villen im römischen Palaststil, von steinernen Häusern und von strohbedeckten Campagnahütten, welche sich um einen kleinen Golf hinziehen, auf dessen Strand eine Reihe von Barken und in dessen Hafen einige Segelboote sich bemerklich machen.

In seinem Zimmer der kleinen Locanda saß ein talentvoller Landschafter an der Staffel, und frisch gemalte Seestücke an den Wänden bewiesen mir, wie reich seine Ausbeute gewesen war. Ich verschwieg ihm meine Enttäuschung nicht. Er aber zeigte zum Fenster hinaus auf das spiegelnde Meer und die blauen Volskergebirge im Hintergrund. Und kaum war der Tag vergangen, als jene Erinnerungen schönerer Küsten zur Ruhe kamen, und der ganz neue Zauber dieser einsamen und heimlichen Ufer von Antium mich gefangen hatte. Sie sind graziös wie der baltische Strand meiner Heimat, und wenn auch unendlich schöner und von feinerem Wesen, so doch ihm manchmal ähnlich, und mehr als ein mal habe ich an diesen gelben felsenlosen Küsten verwandter Form und Bildung ausgerufen: Das ist ja leibhaftig Neukuhren; Wangen und Sassau! Die baltische Küste und die lateinische verhalten sich so zueinander wie ein schönes, naturfrisches Volkslied zu einer classischen Idylle des Theokrit.

Weder Pousssin, noch Claude, noch Salvator Rosa würden hierher kommen, eine Meerlandschaft zu malen. Es gibt hier nichts Episches oder Heroisches von gran-

diesem Stil, nichts Gewagtes oder Bizarr-Phantastisches. Hier ist Alles weite, atmende, sagenvolle Ferne, Stille und Anmut, im eigentlichen Sinn Meeridylle. Weit und breit sind diese Ufer von einer durchaus lyrischen Stimmung. Nun begreife ich recht, was dieses Meer von Antium für das weltgeschichtlich bewegte Rom sein mußte. Jene Römer zur Zeit des August, des Caligula und Nero (und dieser wurde in Antium geboren) liebten es, sich aus ihrer großen Welt zu flüchten, einen müßigen Sommermonat in Antium zu verleben, wie es ja noch heute der Papst thut.

Ja, diese Meereseinsamkeit überschleicht unversehens das Gemüt! Jene feinen, sanften Uferlinien, welche in Meilenweite sich im Duft verlieren, jener weiche und schimmernde Sand, dies wolig rauschende Meer in seinem Farbenspiel, das märchenhafte Cap der Circe drüben, welches als Insel wie ein großer Saphir herüberfunkelt, die fernen kleinen Ponza-Eilande, die ihre blauen Gipfel wie Blumenglocken kaum aus den Wellen erheben, hundert weiße Segel, welche kommen, gehen und dahinschwinden, der melancholische Gesang der Fischer, Flöten- und Harfenklänge — wahrlich! die ganze Welt draußen dürfte mit glühenden Bomben und Raketen beschossen werden, hier spürte man es nimmer. In Rom konnte ich noch vor wenig Tagen die Stunde kaum erwarten, wo die Zeitungen ins Café gebracht wurden, und über den „Monitore di Toscana", die „Gazetta di Genova" oder die augsburger „Allgemeine" fiel ich daher, sobald sie sich nur zeigten. Hierher gelangt keine Zeitung: nicht einmal das „Giornale di Roma", ein Tagesblatt, das so

harmlos ist wie eine Ekloge des Virgil, wird hier gehalten, und wenn man die Leute fragt: was macht Omèr Pascià, wie steht es mit dem großen Admiral Napieri, und hält sich noch Silistria? so zucken sie die Achseln und verstehn es nicht.

Wenn ich im Fenster meines Zimmers liege, vor welchem die neapolitanischen Fischer auf dem weißen Sande sitzen und die Netze ausbessern, thut sich der ganze herrliche Golf vor mir auf, und ich sehe das lieblichste Ufer vor mir bis zum Circeischen Cap. Auf der Küste erhebt sich nahe bei Anzio die edelgeformte Villa des Fürsten Borgheſe in einem wilden Park von Steineichen und Olivenbäumen, weiterhin Castell und Stadt Nettuno, braun und pittoresk, ins Meer gebaut, und in aller Welt berühmt durch die Schönheit der Frauen und ihre herrliche Tracht. Die Linie der Ufer wird nun immer sanfter, feiner und länger ausgezogen; an ihrem Ende steht in traumhafter Ferne ein kleines weißschimmerndes Schloß. Dies Castell breitet um Küste und Meer eine melancholische Stimmung aus, wie das Cap der Circe Homerische Poesie verbreitet. Die Blicke jedes Deutschen zieht es magisch an und rührt sein Herz zur Wehmut und Trauer; denn es bezeichnet einen der größten Abschnitte in der Geschichte unseres Vaterlandes. Ist es doch jener einsame Turm von Astura, wo der letzte Hohenstaufe, Konradin, nach der verlorenen Schlacht von Tagliacozzo hinüberfloh, und wo der Verräter Frangipani ihn festnahm und in die Hände des blutgierigen Karl von Anjou auslieferte. An jenem Turm sank die Sonne der Hohenstaufen in das Meer. Nun blickt das

Schloß Aſtura zu mir herüber in mein Fenſter, gemahnt mich wie ein ſehnſuchtsvoller Klang des fernen Vaterlandes und mehrt mir die heimatliche Stimmung, in die mich die Küſte ſchon an ſich verſetzt. Es hat mir nicht Ruhe gelaſſen, bis ich eines Tags hinüberwanderte und ſein altes Gemäuer durchſuchte, und nun kann ich die blinkenden Zinnen wieder beruhigt anſehen. Und auch dahin wollen wir gehen; denn überall ſtreifen wir hier umher, weil uns doch die Götter dieſe Muße geſchenkt haben.

Als noch die römiſchen Herren nach dem alten Antium gingen, um dort ihre Villeggiatur zu halten, war die Stadt groß und ein blühender Hafen. Nero hatte ihn prächtig ausgebaut, und noch heute ſieht man die Reſte des ſteinernen Molo in den Wellen; ſie ſehen faſt ſo aus wie die ſogenannte Brücke des Caligula im Golf von Pozzuoli. Schon im frühen Mittelalter verfiel und verſandete der Hafen; die Stadt ſelbſt, den Sarazenen zur Beute überlaſſen, verſchwand vom Erdboden, und auch heute iſt Anzio nur ein Dorf zu nennen. Im Jahr 1700 hatte Innocenz XII. den Hafen erneuert, die Wege verbeſſert, einige Häuſer und einen Brunnen gebaut. Seitdem ſind die Päpſte ab und zu hierher gekommen, um in dieſer Stille zu wohnen, ehe die Fieberluft aus den pontiniſchen Sümpfen aufſteigt. Pius IX. hat gegenwärtig die anſehnliche Villa gekauft, welche der berühmte Cardinal Alexander Albani im Jahr 1710 erbauen ließ, und wo Winckelmann manchen Tag in ſeiner und der Prinzeſſin Albani Geſellſchaft zubrachte. Mit den Ausgrabungen, die der Cardinal hier veranſtalten ließ,

trieb er nicht allein überhaupt ein anſehnliches Geſchäft, ſondern er verſorgte auch ſeine eigene Villa in Rom mit Statuen auf das reichſte.

Die Villa von Antium iſt ein Palaſt im Luxusgeſchmack jener Zeit, in einem großen, doch verwilderten Garten, welcher an Blumen und Zierbäumen arm iſt, aber an Orangen Ueberfluß hat. Hier kann der Papſt in einer ländlichern Einſamkeit leben als in Caſtell Gandolfo; er muß ſelbſt den Anblick der elenden Strohhütten ertragen, in welchen arme Fiſcherfamilien wohnen, und einen noch ſchlimmern. Denn hart am Molo liegt der Bagno, ein großes, vom Caſtell auf der einen und von der Kirche auf der andern Seite umſchloſſenes Haus, worin die Galeerenſklaven bewacht werden. Sie arbeiten alle Tage auf dem Bagger, der den Hafen reinigt; aber verſchämt tragen ſie ihre Ketten unter den Kleidern, welche meiſt auch keine Abzeichen haben. Man ſieht viele junge Räuber unter ihnen. Dieſe Galeoten laſſen die Induſtrie von Porto d'Anzio nicht aufkommen, weil ſie jedes Handwerk betreiben, dem unbeſcholtenen Handwerker alſo das Brot nehmen. Sie ſammeln ſich ein Erſparniß, leben gut, wiſſen die Wächter zu beſtechen und mancher Freude zu genießen; wenn ſie entlaſſen werden, bleiben ſie meiſt im Ort und heiraten ihre Liebſchaft.

Ein Bagno und ein idylliſcher Sommeraufenthalt des heiligen Vaters ſcheint wenig zuſammenzuſtimmen; doch das iſt echt römiſch, denn irgend ein Widerſpruch und Miſton muß ſich in dem römiſchen Leben und mitten in der paradieſiſchen Natur offenbar machen.

Der Papſt will übrigens Antium wieder emporheben; er läßt viele Häuſer bauen; er hat geſagt, er wolle den Anblick der ſchimpflichen Strohhütten nicht länger dulden.

Auch der Hafen wird mit jedem Jahr lebhafter. Seine Lage iſt ſo ausgezeichnet, daß er einen großen Verkehrspunkt abgeben würde, weil er näher an Neapel liegt als Oſtia und Civita vecchia. Eine römiſche Geſellſchaft hat bereits ein Dampfſchiff gebaut, welches nun zwiſchen hier und Neapel zwei mal in der Woche fährt und mit der Poſt in Verbindung ſteht, die an dieſen Tagen Reiſende von Rom bringt. Man kann in 13 Stunden das ſchöne Neapel erreichen und zahlt den Spottpreis von 5 Scudi für die Fahrt. Dieſer Verkehr zieht einiges Leben und die Anfänge der Induſtrie nach Anzio; und auf dieſe allein ſind die Bewohner angewieſen, weil ſie das Land faſt gar nicht bauen. Es gibt hier weder Weinberge noch Olivenpflanzungen, nur Heerden weiden auf der Küſte; die Lebensmittel kommen landwärts herein; Nettuno ſchickt Wein und täglich ſogar das friſche Brot, Genzano Oel und Früchte, und ſelbſt vom Volskergebirg kommen aus Cori her Kirſchen und Feigen.

Die Gaſthäuſer ſind klein und mangelhaft. Man zahlt hier für ein Zimmer täglich 25 Bajocchi und kann auf römiſche Art nach der Karte eſſen; oder man gibt für die ganze Verköſtigung täglich 7 Paul, einen Thaler preußiſch Geld. Dafür hat man vier Schüſſeln zu Mittag und drei Schüſſeln zu Abend. Es ſind meiſt die deutſchen Maler, welche das Gaſthausleben in den kleinen Küſten- und Gebirgsörtern auf ſolchen Fuß civiliſiren,

und vielfach kann man sie als Missionäre der Gasthauscultur betrachten.

Es gibt hier eins vollauf, das sind Fische, die feinsten Seefische und Hummern, welche der Golf täglich spendet. Aber nicht die Bewohner von Anzio fischen hier, denn wie sollten sie sich bis zum Besitz einer Barke emporschwingen, sondern es kommen die beweglichen Neapolitaner auf ihren zierlichen Barken von Pozzuoli, von Bajä, von Portici und von Torre del Greco, rings von allen Küsten ihres herrlichen Golfs, und viele Monate des Jahrs bleiben sie hier und schlafen auf ihren Barken. Andere bewohnen die Strohhütten, und es sind dies meist solche Neapolitaner, welche vor der Conscription geflüchtet sind und ihr Vaterland aufgegeben haben. Weithin an den Küsten des Mittelmeers kann man diese Marinari Neapels, die Fischer aller Fischer, finden, selbst an den spanischen Inseln, selbst an den Ufern von Afrika, wo sie den Korallenfang betreiben; und so durchschneiden ihre bunten, graziös geformten Barken nach allen Richtungen dieses ausgedehnte Meer.

Es war mir eine große Freude, die alten Bekannten hier wieder zu finden. Wie erinnerten sie mich durch ihre lebhafte Gesticulation, ihre Mimik, ihren Dialekt, ihr Costüm an jene Fischerscenen, die man an den Küsten Neapels sieht. Sie sind bis zum Ueberdruß gemalt worden, in der Natur aber, am Meer selbst bleiben sie ewig neu. Drei Schritte weit vor meinem Fenster stehen ihre Barken, gegen zwanzig an der Zahl; eine jede ist zum mindesten mit fünf Mann besetzt und hat einen Führer.

In der Regel gehen die Fischer gegen Ave Maria in See und fischen die Nacht durch. Der Fang wird des Morgens in die strohbedachten Verschließe getragen, Abends aber verpackt, um Nachts auf Karren nach Rom gebracht zu werden. Da gibt es nun eine sehr belebte Scene. Die Schreiber sitzen am Tisch bei einer Laterne und registriren; rings umher sind die Fischer beschäftigt, ihren Fang in Körben herbeizubringen, während andere Eisstücke zerschaben und die Fische auf diesen Eisgrus legen. Die Mannichfaltigkeit und wunderliche Form dieser Meerthiere ist erstaunlich. Da gibt es den langen Grongo, den großen und prächtigen Palombo, die schön gefleckte Murena, den flunderähnlichen stachlichten Rochen, die große Menge von glitzernden Triglien und von Sardinen, und den Merluzzo. Bisweilen kommt auch ein Delphin mit herauf, und an einem Abend sah ich im Fischlager zwei Haifische (pesce cane), welche man eben gefangen hatte. Sie waren 8—10 Fuß lang; ihre schwärzlich-stahlblaue Farbe hat etwas Widerliches. Man fängt sie mit dem Köder, und wenn der Hai angebissen hat, zieht man ihn herauf und erschlägt ihn mit einer Keule. Sein Fleisch, weißlich wie das des Störs, wird gegessen, doch ist es ziemlich hart.

So treiben es die armen Fischer Tag für Tag und führen ein rauhgewöhntes Leben der Entbehrung, welches nur Demjenigen reizend erscheint, der, wie wir, müßig am schönsten Meer dahinschlendert und den tanzenden Barken und schwebenden Lichtern auf dem Wasser zuschaut. Wir kennen es ja auch von unserm baltischen Ufer her. Aber hier zeigt sich der Unterschied des nebel-

feuchten Nordens und des sonnigen Südens. Der neapolitanische Fischer, so armselig er ist, halbnackt, im aufgeschürzten Beinkleid von Linnen und im bloßen Hemd, die rote Beutelkappe auf dem Kopf, lebendig, beweglich, übersprudelnd von Laune, von Witz und gutmütigem Geschwätz, immer sangesfroh und zu Schwänken aufgelegt, macht neben unserm stummen und einfältigen baltischen Fischer eine theatralische, ja selbst ideale Figur. Ich möchte sie gern einmal in einen Kahn nebeneinander setzen, den baltischen und den neapolitanischen Fischer, und möchte sie zwingen, miteinander einen Tag lang zu verkehren; ich glaube, einer würde vor dem andern ins Wasser laufen. Man wird es nicht möglich finden, daß baltische Fischer je eine geschichtliche Rolle spielen könnten wie die neapolitanischen, welche auf Masaniello stolz sein dürfen.

Masaniello war keine große, nur eine seltsame Erscheinung, eine mit dem Sturm vertraute Fischerseele, waghalsig, ehrgeizig, ein Mensch des Augenblicks wie sein Glück, gedankenlos, kopflos, ohne bestimmte Richtung, nur eine sich überschlagende Welle. Unter ähnlichen Figuren der Geschichte möchte ihm durch Stand und phantastische Laune des Glücks am nächsten stehen Johann von Leyden, der gekrönte König von Münster. Er war ein Schneider, und die Schneidergesellen sind bei uns der beweglichste aller Stände, wahre Neapolitaner, Pulcinellen und geborene Abenteurer. Johann von Leyden steht weit höher als Masaniello, weil er in einer Idee schwärmte; das können nur Schneider, Fischer vermögen es nicht. Beide bizarre Figuren passen gut für die Oper. Aber es ist immer ein ernsthaftes Spiel der

Dinge, daß im neapolitanischen Land, wo der uralte Stand der Fischer zahlreicher vertreten ist als irgendwo anders, dieser einmal auch einen König haben mußte.

Ich sah in der Bildergallerie der Studien zu Neapel Masaniello's Porträt von seinem Zeitgenossen Spadaro. Er ist dargestellt im Costüm der Lazzaroni, das heißt im Hemd, mit offener, sonnverbrannter Brust, die Kalkpfeife im Mund, und gerade so sitzen vor uns die neapolitanischen Fischer am Strande. Aber der Maler setzte ihm dazu ein spanisches Berrett mit Federn auf den Kopf, und so hat er geistreich den seltsamen Widerspruch in dem Schicksal dieses Mannes angedeutet. Sein Gesicht ist ohne Adel und alles höhern Wesens baar, breit und fleischig, von fast weibischer Weichheit. In den Augen liegt etwas Lauerndes und Verschmitztes. Dies Porträt ist kostbar, weil es treu und aus der Zeit ist; man erkennt darin die echte neapolitanische Fischernatur, und danach war Masaniello nicht so ein halber Heros und halber König Lear, wie ihn die Oper darstellt. Von Spadaro gibt es noch andere historische Scenen aus der Zeit Masaniello's, zum Beispiel den Aufstand im Mercato, wo der Fischerkönig als Lazzarone zum Volke redet, im Vordergrund aber wieder als spanischer Caballero zu Pferde sitzt, und viel Hängens und Schießens von Adel auf dem Platze zu sehen ist. Neuerdings hat Alfred von Reumont in seinen „Caraffa von Maddaloni" die Geschichte Masaniello's sehr anziehend behandelt.

Doch uns hat diese Erinnerung von den Fischern am Strande Antiums entführt. Ihre Barken wollen

noch einen aufmerksamen Blick. Sie sind höchst malerisch. Der Rand des Bordes ist jedesmal zierlich mit Arabesken auf weißem Grund bemalt, und da sieht man Delphine, Sirenen und Sterne, und mitten unter diesen fabelhaften Gestalten wieder die Madonna oder den heiligen Antonius, den Schutzpatron der Fischer überhaupt. Gegen die Sonnenglut sich zu schützen, spannt man ein leinenes Dach über die Barke, und diese harmonischen Farben von Schwarz, Braun und Weiß, wie das bunte Gewirr von Rudern und Stangen, von Segeln und herabringelnden Netzen, bringen eine sehr malerische Wirkung hervor.

Der Hafen von Anzio wimmelt jetzt von diesen Fischerbarken; aber auch andere neapolitanische Fahrzeuge liegen am Molo, kleine Schiffe, welche hier Holz und Kohlen laden. Denn jährlich führt diese waldbedeckte Küste für eine Million Scudi Brenn- und Baumaterial nach Neapel aus. Man sieht weithin auf dem Ufer von Anzio und Nettuno große Kohlenhaufen, die in den Wäldern gebrannt sind, und von dort her ziehen schwarze Büffel die riesigen Eichenstämme an den Strand. Man spannt wol 16 Büffel vor einen Zug und stachelt sie dann mit der Lanze weiter. Die Neapolitaner haben große Urwälder in Calabrien, aber es scheint, daß sie lieber das Holz aus den pontinischen Sümpfen holen, weil sich dort die Wälder bis ans Meer erstrecken und die Küste flach ist, also die Kosten des Transports bedeutend verringert werden.

In diesem bunten Ur- und Naturleben der den Strand umlärmenden Fischer und Schiffsleute verlieren

sich nun als einzelne Erscheinungen die städtischen Gestalten. Hier und da sitzt ein Maler unter seinem großen weißen Schirm und malt seine Strand- oder Fischerskizze. Solche Erinnerungen gehören nun schon als Charakterstaffagen zu einer italienischen Landschaft. Wo man auch sein mag zu schöner Frühlings- oder Sommerzeit, man wird einen solchen Malerschirm wie einen Pilz irgendwo auftauchen sehen. Selbst in den verlassenen Gegenden Siciliens traf ich diese Gestalten, und ich erinnere mich, daß ich, zu einsamster Stunde den Felsen von Taormina hinaufsteigend, plötzlich lachen mußte, denn schon von weitem blickte mir ein Schirm entgegen; ein Landschafter aus Weimar saß darunter. Ich habe an den Küsten des Samlands auffallend selten Maler zeichnen gesehen, und doch gibt es dort reiche Schönheiten, ja jene bizarren Ufer von Groß- und Kleinkuhren überwiegen an großartiger Architektur weit Alles, was dieser lateinische Strand besitzt. Nur fehlt ihnen der Zauber der warmen Farbentöne. Die Farbe der Flut ist bei uns heftig stralend, hart oder stumpf; sie hat nicht den feinen Duft und Lichtnebel, noch die magische Spiegelung, noch das reizende Ineinanderschwimmen zarter, schimmernder Lichter, noch diese smaragdne Aeterhelle. Aber was kann der Maler nicht malen? Was dem Unkundigen bildlos erscheint, faßt der innerlich bildende Sinn bedeutend auf und dichtet es als ein anmutiges Bild hervor. Es ist wie mit der lyrischen Poesie; Gedanke und beseelende Stimmung sind unerschöpflich. Die Natur will nur recht gesehen und empfunden sein; es ruhen in ihr zahllose Gedanken und Formen, an

denen der unmuſiſche Menſch ahnungslos vorübergeht. So gibt es auch an dieſer ſtillen Küſte wahrhaft geniale Erſcheinungen, aber ſie ſind nicht leicht zu faſſen, weil die Natur hier eine gar feine Seele hat, die mit plumpen Griffen nicht zu entſchleiern iſt.

Nun aber das Skizzenbuch fortgelegt und ins Meer geſprungen! Dieſer narkotiſche Waſſerduft, unendlich durchdringender als bei uns, zieht ja mit Gewalt ins Meer, und die klarſte Welle lockt unwiderſtehlich. Unten iſt der Meeresſand ſchneeweiß und weich wie Sammet, und weithin der Grund flach und ſicher. Man ſieht Badende überall, und hier und da Badehütten aus Laubgeflecht. Die Gäſte kommen aus Rom, aus Velletri, aus den Gebirgen, aber ſelten vor dem Juli, weil der Italiener den Juni zum Baden noch zu kalt findet. Mehr als zwanzig Bäder hält man für ungeſund. Das ſcheint in den klimatiſchen Verhältniſſen allerdings begründet zu ſein, ich habe es auf Capri ſelbſt erfahren. Das Waſſer iſt hier wirkſamer und aufregender als bei uns, und der zu häufige Gebrauch der Bäder bringt um Schlaf und Appetit. Von einem Badeleben und jener reizenden Familiarität geſellſchaftlichen Verkehrs, welche den Sommer an unſerer Küſte zu einem ſchönen Feſt macht, iſt hier nicht die Rede. Jeder Gaſt, jede Familie lebt für ſich, und der Fremde iſt auf das einzige Café am Hafen als Verſammlungsort angewieſen, wo unter dem Zeltdach an einem und demſelben Tiſch in demokratiſcher Weiſe und in jener herrlichen Unterſchiedsloſigkeit der Stände, welche Italien eigen iſt, der Badegaſt neben dem halbnackten Fiſcher ſitzt, der das

Zelt zu benutzen kommt, ohne Kaffee zu trinken, und den Rauch aus ſeiner Kalkpfeife vor ſich hinbläſt.

Einige Offiziere vom Genie, ein alter päpſtlicher Hauptmann, der mich durch ſeinen venetianiſchen Dialekt für ſich eingenommen hat, ſind die Herren, mit denen ich dort plauderte.

Ueber den Juli hinaus bleiben ſelten die Badegäſte in Anzio, denn dann wird die Luft fieberhaft. Auch jetzt, wo die Hitze oft unerträglich iſt und ſchon um 7 Uhr des Morgens beginnt, fällt es nach Sonnenuntergang feucht, und die laue wollüſtige Wärme, welche nun das Meer ausatmet, iſt verräteriſch. Man darf dann nicht ausgehen. Die ſchönen Mondnächte am Ufer, auf dem Waſſer und im Wald, die das Leben an unſerm Strande ſo angenehm machen, darf man hier nur aus dem Fenſter genießen, denn eine einzige ſolcher Mondnächte im Freien brächte das Fieber und nach wenigen Tagen vielleicht auch den Tod. Es iſt hier gefährlich, die Sirenen zu belauſchen. Wir müſſen uns alſo begnügen, im purpurnen Abendſonnenſchein am Strande zu luſtwandeln und die bunten Muſcheln aufzuleſen oder die kleinen flinken Taſchenkrebſe zu haſchen. Dieſe Thierchen ſind höchſtens ſo groß wie ein Viertel der Hand und geformt wie die Spinnen. Sie laufen mit ihren Füßchen wunderbar ſchnell, und wenn man ſie greifen will, ſo verſenken ſie ſich geſchwind in den Uferſand, gerade ſo wie Geiſter auf dem Theater. Die Menſchen, die hier Alles eſſen, Froſch und Igel wie die Nachtigall, nehmen dieſe Krebſe vom Boden auf, beißen die Schale entzwei und eſſen das Lebendige, wie es iſt.

An dieſem Strand dachte ich oft des blitzenden Bernſteins, den man daheim aufleſen kann. Hier wirft das Meer ſolche Geſchenke nicht aus, aber dafür Stücke köſtlichen Marmors jeder Art. Ja, man könnte ganze Karren mit dem glänzenden, von den Wellen geſchliffenen Marmor, beladen, der auf das Ufer, ſo weit man immer gehen mag, ausgeſpült wird. Da leſen wir Verde antico, Giallo antico auf, den herrlichen orientaliſchen Alabaſter, Porphyr, Paonazetto, Serpentin, blauen Smalto. Wo all das ſeltene Geſtein herkommt, ſagt uns ein Blick in die Wellen. Denn aus ihnen ragen noch die Fundamente alter römiſcher Waſſerpaläſte, und eine Viertelſtunde weit iſt das Ufer von Anzio nichts als eine Ruine oder ein fortlaufendes Gemäuer. Anſcheinend ſind es Felsmaſſen und umhergeſtürzte Klippentrümmer, aber ſieht man ſie genau an, ſo ſind ſie römiſches Mauerwerk aus Peperinſteinen und dem unzerſtörlichen Puzzuolankitt, von der ſaubern römiſchen Netzarbeit. Nun gähnt die ganze Küſte geiſterhaft aus Grotten und Hallen alter Bäder und Villen, und oben auf dem Uferſaum ziehen ſich die Fundamente von Tempeln und Päläſten hin. Dort ſtanden einſt die ſchönen Marmorvillen der Kaiſer. Hier ſchwelgte Caligula, welcher Antium beſonders liebte und ſogar den Plan gefaßt hatte, ſeine Reſidenz hierhin zu verlegen; hier feierte er ſein Hochzeitsfeſt mit der ſchönen Lollia Paulina. Hier hielt Nero, der in Antium geboren war und eine Colonie dahin ausführte, ſeine Bacchanalien; mit weißen Roſſen zog er hier triumfirend ein, als er von ſeinen theatraliſchen Vorſtellungen in Griechenland heimkehrte.

Auch früher ſchon war Antium der beliebte Luſtort der Römer; Atticus, Lucullus, Cicero, Mäcenas und Auguſt hatten hier ihre Villen, und wo, in welchem reizenden Gebirg, an welchem lieblichen Strand Italiens hätten die Glücklichen nicht ihre Villen gehabt! Wie muß einſt dieſes Ufer von all dem Geſtein geglänzt haben, das die Welle nun als Scherben der Geſchichte fort und fort und ſchon Jahrhunderte lang an den Strand wirft! Dieſe Trümmer bringen einen ſeltſam elegiſch-geſchichtlichen Zug in die Idylle von Antium, und die erinnerungsvolle Stimme, welche den Wanderer hier überall begleitet, erhöht nicht wenig den Reiz des Ufers. Bei uns iſt es die gänzliche Geſchichtsloſigkeit, das völlige Abhandenkommen von der Menſchenwelt und ihren großen Schickſalen, was unſerm Strand ſeinen Charakter gibt, aber in Italien kann man ſich in keine noch ſo ſtille Einſiedelei der Natur flüchten, ohne daß nicht der ernſte Geiſt claſſiſcher Vergangenheit vor die Seele träte und ſie zum Nachdenken über das große Menſchenleben auffoderte. So ſitzt man denn hier auf einem zertrümmerten Römerpalaſt, den die Wellen umrauſchen, und ſpricht dem Horaz nach:

O diva, gratum quae regis Antium,
Praesens vel imo tollere de gradu
Mortale corpus, vel superbos
Vertere funeribus triumphos!

Und wiederum entführt ein Blick auf das ſchöne Cap der Circe in die Dichtung Homer's, und jenes immer ſichtbare ferne Aſtura in andere Geſchicke und andere Dichtungen,

sodaß mich hier dreifache Weltculturen und Weltpoesien umgeben, Homer, Horaz und der hohenstaufische Wolfram von Eschenbach.

Die Fortuna von Antium hatte hier einen weitberühmten Tempel; auch Apoll, die aphrodisische Venus, Aesculap und Neptun hatten daselbst ihre Tempel. Denkt man ihrer, so belebt sich diese nun von Rinderheerden umweidete nackte Küste mit den herrlichsten Gestalten, und das Bewußtsein, daß hier der Apollo vom Belvedere seine göttlichen Glieder leuchten ließ, gibt dem Ufer eine ideale Weihe. Es war zur Zeit des Papsts Julius II., als man diesen Gott hier aus den Trümmern zog; und wie viel fand man seitdem, was nun dem Vatican, dem Capitol und der Villa Albani zur Zierde gereicht. Hier grub man auch den berühmten sterbenden Fechter aus, viele Kaiserstatuen und Büsten des Hadrian, des Septimius Severus und der Faustina, Satyrfiguren, Athleten, Statuen des Zeus und des Aesculap, schöne Dreifüße und jene merkwürdigen Altäre vom Capitol, welche den Winden geweiht sind. Auf der Uferhöhe, wo jetzt über den Fundamenten eines Tempels eine kleine Strandschanze steht, auf welcher neben einer alten rostigen, riesengroßen Feldschlange aus mittelalterlicher Zeit ein Soldat ins Meer hinauslugt, sieht man noch heute Säulenbasen auf ihrer alten Stelle, und neben ihnen die Schafte von Cipollino und 22 korinthische Capitäler von höchst graziöser Form. Ihre Voluten und die Ornamente unter dem Abacus haben eine besonders phantastische Bildung, wie ich sie sonst nirgends sah; denn sie stellen Muscheln, Delphine und Seekrebse vor.

Der Architekt hat alſo auf das Local Bezug genommen, und vielleicht war dieſer Tempel dem Neptun ſelbſt geweiht.

Ich fand auch in dem kleinen Anzio, wie ich es vermutet hatte, einen Mann, der ſich mit den Altertümern beſchäftigt. Denn es gibt keinen nur einigermaßen namhaften Ort in Italien, der nicht ſeinen patriotiſchen Geſchichtſchreiber oder Altertumsforſcher hätte. In Antium iſt es der Canonicus und Hafenpräſident Lombardi. Er wohnt im Bagno der Galeerenſklaven auf der oberſten Terraſſe. Ich fand dieſen Herrn eben nachdenklich vor einer zerſchlagenen Marmorinſchrift, welche die Galeerenſklaven ausgegraben hatten. Lombardi hat ein Buch über Antium geſchrieben und beſchäftigt ſich mit einem größern Werk über Geſchichte und Ruinen ſeiner Vaterſtadt. Ich las ſeine ſorgſame Schrift mit Dankbarkeit.

Nun bin ich an dieſem Strand bis Aſtura drei Stunden fortgewandert und habe überall Reſte alter Villen und Bäder, Marmor- und Moſaiktrümmer gefunden, ja vor dem einſamen Turm Aſtura ſelbſt fand ich einen noch ziemlich erhaltenen Moſaikboden an der Brücke im Sande. Es iſt kaum glaublich, wie viel die Römer und welche Prachtbauten ſie hier aufgeführt haben. Das ganze Meeresufer von Toscana bis nach Terracina entlang, von Terracina bis nach Neapel und rings um den Golf, und weiter über Salerno hinaus zog ſich eine Reihe von Marmorpaläſten, von Bädern, Gymnaſien und Tempeln hin, ein fortlaufender Kranz römiſcher Herrlichkeit. Wie prächtig alle dieſe Villen waren, welche zum Teil in den Fluten ſtanden, ſieht man

feuchten Nordens und des sonnigen Südens. Der neapolitanische Fischer, so armselig er ist, halbnackt, im aufgeschürzten Beinkleid von Linnen und im bloßen Hemd, die rote Beutelkappe auf dem Kopf, lebendig, beweglich, übersprudelnd von Laune, von Witz und gutmütigem Geschwätz, immer sangesfroh und zu Schwänken aufgelegt, macht neben unserm stummen und einfältigen baltischen Fischer eine theatralische, ja selbst ideale Figur. Ich möchte sie gern einmal in einen Kahn nebeneinander setzen, den baltischen und den neapolitanischen Fischer, und möchte sie zwingen, miteinander einen Tag lang zu verkehren; ich glaube, einer würde vor dem andern ins Wasser laufen. Man wird es nicht möglich finden, daß baltische Fischer je eine geschichtliche Rolle spielen könnten wie die neapolitanischen, welche auf Masaniello stolz sein dürfen.

Masaniello war keine große, nur eine seltsame Erscheinung, eine mit dem Sturm vertraute Fischerseele, waghalsig, ehrgeizig, ein Mensch des Augenblicks wie sein Glück, gedankenlos, kopflos, ohne bestimmte Richtung, nur eine sich überschlagende Welle. Unter ähnlichen Figuren der Geschichte möchte ihm durch Stand und phantastische Laune des Glücks am nächsten stehen Johann von Leyden, der gekrönte König von Münster. Er war ein Schneider, und die Schneidergesellen sind bei uns der beweglichste aller Stände, wahre Neapolitaner, Pulcinellen und geborene Abenteurer. Johann von Leyden steht weit höher als Masaniello, weil er in einer Idee schwärmte; das können nur Schneider, Fischer vermögen es nicht. Beide bizarre Figuren passen gut für die Oper. Aber es ist immer ein ernsthaftes Spiel der

Dinge, daß im neapolitanischen Land, wo der uralte Stand der Fischer zahlreicher vertreten ist als irgendwo anders, dieser einmal auch einen König haben mußte.

Ich sah in der Bildergallerie der Studien zu Neapel Masaniello's Porträt von seinem Zeitgenossen Spadaro. Er ist dargestellt im Costüm der Lazzaroni, das heißt im Hemd, mit offener, sonnverbrannter Brust, die Kalkpfeife im Mund, und gerade so sitzen vor uns die neapolitanischen Fischer am Strande. Aber der Maler setzte ihm dazu ein spanisches Berrett mit Federn auf den Kopf, und so hat er geistreich den seltsamen Widerspruch in dem Schicksal dieses Mannes angedeutet. Sein Gesicht ist ohne Adel und alles höhern Wesens baar, breit und fleischig, von fast weibischer Weichheit. In den Augen liegt etwas Lauerndes und Verschmitztes. Dies Porträt ist kostbar, weil es treu und aus der Zeit ist; man erkennt darin die echte neapolitanische Fischernatur, und danach war Masaniello nicht so ein halber Heros und halber König Lear, wie ihn die Oper darstellt. Von Spadaro gibt es noch andere historische Scenen aus der Zeit Masaniello's, zum Beispiel den Aufstand im Mercato, wo der Fischerkönig als Lazzarone zum Volke redet, im Vordergrund aber wieder als spanischer Caballero zu Pferde sitzt, und viel Hängens und Schießens von Adel auf dem Platze zu sehen ist. Neuerdings hat Alfred von Reumont in seinen „Caraffa von Maddaloni" die Geschichte Masaniello's sehr anziehend behandelt.

Doch uns hat diese Erinnerung von den Fischern am Strande Antiums entführt. Ihre Barken wollen

noch einen aufmerksamen Blick. Sie sind höchst malerisch. Der Rand des Bordes ist jedesmal zierlich mit Arabesken auf weißem Grund bemalt, und da sieht man Delphine, Sirenen und Sterne, und mitten unter diesen fabelhaften Gestalten wieder die Madonna oder den heiligen Antonius, den Schutzpatron der Fischer überhaupt. Gegen die Sonnenglut sich zu schützen, spannt man ein leinenes Dach über die Barke, und diese harmonischen Farben von Schwarz, Braun und Weiß, wie das bunte Gewirr von Rudern und Stangen, von Segeln und herabringelnden Netzen, bringen eine sehr malerische Wirkung hervor.

Der Hafen von Anzio wimmelt jetzt von diesen Fischerbarken; aber auch andere neapolitanische Fahrzeuge liegen am Molo, kleine Schiffe, welche hier Holz und Kohlen laden. Denn jährlich führt diese waldbedeckte Küste für eine Million Scudi Brenn- und Baumaterial nach Neapel aus. Man sieht weithin auf dem Ufer von Anzio und Nettuno große Kohlenhaufen, die in den Wäldern gebrannt sind, und von dort her ziehen schwarze Büffel die riesigen Eichenstämme an den Strand. Man spannt wol 16 Büffel vor einen Zug und stachelt sie dann mit der Lanze weiter. Die Neapolitaner haben große Urwälder in Calabrien, aber es scheint, daß sie lieber das Holz aus den pontinischen Sümpfen holen, weil sich dort die Wälder bis ans Meer erstrecken und die Küste flach ist, also die Kosten des Transports bedeutend verringert werden.

In diesem bunten Ur- und Naturleben der den Strand umlärmenden Fischer und Schiffsleute verlieren

sich nun als einzelne Erscheinungen die städtischen Gestalten. Hier und da sitzt ein Maler unter seinem großen weißen Schirm und malt seine Strand- oder Fischerskizze. Solche Erinnerungen gehören nun schon als Charakterstaffagen zu einer italienischen Landschaft. Wo man auch sein mag zu schöner Frühlings- oder Sommerzeit, man wird einen solchen Malerschirm wie einen Pilz irgendwo auftauchen sehen. Selbst in den verlassenen Gegenden Siciliens traf ich diese Gestalten, und ich erinnere mich, daß ich, zu einsamster Stunde den Felsen von Taormina hinaufsteigend, plötzlich lachen mußte, denn schon von weitem blickte mir ein Schirm entgegen; ein Landschafter aus Weimar saß darunter. Ich habe an den Küsten des Samlands auffallend selten Maler zeichnen gesehen, und doch gibt es dort reiche Schönheiten, ja jene bizarren Ufer von Groß- und Kleinkuhren überwiegen an großartiger Architektur weit Alles, was dieser lateinische Strand besitzt. Nur fehlt ihnen der Zauber der warmen Farbentöne. Die Farbe der Flut ist bei uns heftig stralend, hart oder stumpf; sie hat nicht den feinen Duft und Lichtnebel, noch die magische Spiegelung, noch das reizende Ineinanderschwimmen zarter, schimmernder Lichter, noch diese smaragdne Aeterhelle. Aber was kann der Maler nicht malen? Was dem Unkundigen bildlos erscheint, faßt der innerlich bildende Sinn bedeutend auf und dichtet es als ein anmutiges Bild hervor. Es ist wie mit der lyrischen Poesie; Gedanke und beseelende Stimmung sind unerschöpflich. Die Natur will nur recht gesehen und empfunden sein; es ruhen in ihr zahllose Gedanken und Formen, an

denen der unmuſiſche Menſch ahnungslos vorübergeht. So gibt es auch an dieſer ſtillen Küſte wahrhaft geniale Erſcheinungen, aber ſie ſind nicht leicht zu faſſen, weil die Natur hier eine gar feine Seele hat, die mit plumpen Griffen nicht zu entſchleiern iſt.

Nun aber das Skizzenbuch fortgelegt und ins Meer geſprungen! Dieſer narkotiſche Waſſerduft, unendlich durchdringender als bei uns, zieht ja mit Gewalt ins Meer, und die klarſte Welle lockt unwiderſtehlich. Unten iſt der Meeresſand ſchneeweiß und weich wie Sammet, und weithin der Grund flach und ſicher. Man ſieht Badende überall, und hier und da Badehütten aus Laubgeflecht. Die Gäſte kommen aus Rom, aus Velletri, aus den Gebirgen, aber ſelten vor dem Juli, weil der Italiener den Juni zum Baden noch zu kalt findet. Mehr als zwanzig Bäder hält man für ungeſund. Das ſcheint in den klimatiſchen Verhältniſſen allerdings begründet zu ſein, ich habe es auf Capri ſelbſt erfahren. Das Waſſer iſt hier wirkſamer und aufregender als bei uns, und der zu häufige Gebrauch der Bäder bringt um Schlaf und Appetit. Von einem Badeleben und jener reizenden Familiarität geſellſchaftlichen Verkehrs, welche den Sommer an unſerer Küſte zu einem ſchönen Feſt macht, iſt hier nicht die Rede. Jeder Gaſt, jede Familie lebt für ſich, und der Fremde iſt auf das einzige Café am Hafen als Verſammlungsort angewieſen, wo unter dem Zeltdach an einem und demſelben Tiſch in demokratiſcher Weiſe und in jener herrlichen Unterſchiedsloſigkeit der Stände, welche Italien eigen iſt, der Badegaſt neben dem halbnackten Fiſcher ſitzt, der das

Zelt zu benutzen kommt, ohne Kaffee zu trinken, und den Rauch aus seiner Kalkpfeife vor sich hinbläst.

Einige Offiziere vom Genie, ein alter päpstlicher Hauptmann, der mich durch seinen venetianischen Dialekt für sich eingenommen hat, sind die Herren, mit denen ich dort plauderte.

Ueber den Juli hinaus bleiben selten die Badegäste in Anzio, denn dann wird die Luft fieberhaft. Auch jetzt, wo die Hitze oft unerträglich ist und schon um 7 Uhr des Morgens beginnt, fällt es nach Sonnenuntergang feucht, und die laue wollüstige Wärme, welche nun das Meer ausatmet, ist verräterisch. Man darf dann nicht ausgehen. Die schönen Mondnächte am Ufer, auf dem Wasser und im Wald, die das Leben an unserm Strande so angenehm machen, darf man hier nur aus dem Fenster genießen, denn eine einzige solcher Mondnächte im Freien brächte das Fieber und nach wenigen Tagen vielleicht auch den Tod. Es ist hier gefährlich, die Sirenen zu belauschen. Wir müssen uns also begnügen, im purpurnen Abendsonnenschein am Strande zu lustwandeln und die bunten Muscheln aufzulesen oder die kleinen flinken Taschenkrebse zu haschen. Diese Thierchen sind höchstens so groß wie ein Viertel der Hand und geformt wie die Spinnen. Sie laufen mit ihren Füßchen wunderbar schnell, und wenn man sie greifen will, so versenken sie sich geschwind in den Ufersand, gerade so wie Geister auf dem Theater. Die Menschen, die hier Alles essen, Frosch und Igel wie die Nachtigall, nehmen diese Krebse vom Boden auf, beißen die Schale entzwei und essen das Lebendige, wie es ist.

An dieſem Strand dachte ich oft des blitzenden Bernſteins, den man daheim aufleſen kann. Hier wirft das Meer ſolche Geſchenke nicht aus, aber dafür Stücke köſtlichen Marmors jeder Art. Ja, man könnte ganze Karren mit dem glänzenden, von den Wellen geſchliffenen Marmor, beladen, der auf das Ufer, ſo weit man immer gehen mag, ausgeſpült wird. Da leſen wir Verde antico, Giallo antico auf, den herrlichen orientaliſchen Alabaſter, Porphyr, Paonazetto, Serpentin, blauen Smalto. Wo all das ſeltene Geſtein herkommt, ſagt uns ein Blick in die Wellen. Denn aus ihnen ragen noch die Fundamente alter römiſcher Waſſerpaläſte, und eine Viertelſtunde weit iſt das Ufer von Anzio nichts als eine Ruine oder ein fortlaufendes Gemäuer. Anſcheinend ſind es Felsmaſſen und umhergeſtürzte Klippentrümmer, aber ſieht man ſie genau an, ſo ſind ſie römiſches Mauerwerk aus Peperinſteinen und dem unzerſtörlichen Puzzuolankitt, von der ſaubern römiſchen Netzarbeit. Nun gähnt die ganze Küſte geiſterhaft aus Grotten und Hallen alter Bäder und Villen, und oben auf dem Uferſaum ziehen ſich die Fundamente von Tempeln und Päläſten hin. Dort ſtanden einſt die ſchönen Marmorvillen der Kaiſer. Hier ſchwelgte Caligula, welcher Antium beſonders liebte und ſogar den Plan gefaßt hatte, ſeine Reſidenz hierhin zu verlegen; hier feierte er ſein Hochzeitsfeſt mit der ſchönen Lollia Paulina. Hier hielt Nero, der in Antium geboren war und eine Colonie dahin ausführte, ſeine Bacchanalien; mit weißen Roſſen zog er hier triumfirend ein, als er von ſeinen theatraliſchen Vorſtellungen in Griechenland heimkehrte.

Auch früher ſchon war Antium der beliebte Luſtort der Römer; Atticus, Lucullus, Cicero, Mäcenas und Auguſt hatten hier ihre Villen, und wo, in welchem reizenden Gebirg, an welchem lieblichen Strand Italiens hätten die Glücklichen nicht ihre Villen gehabt! Wie muß einſt dieſes Ufer von all dem Geſtein geglänzt haben, das die Welle nun als Scherben der Geſchichte fort und fort und ſchon Jahrhunderte lang an den Strand wirft! Dieſe Trümmer bringen einen ſeltſam elegiſch-geſchichtlichen Zug in die Idylle von Antium, und die erinnerungsvolle Stimme, welche den Wanderer hier überall begleitet, erhöht nicht wenig den Reiz des Ufers. Bei uns iſt es die gänzliche Geſchichtsloſigkeit, das völlige Abhandenkommen von der Menſchenwelt und ihren großen Schickſalen, was unſerm Strand ſeinen Charakter gibt, aber in Italien kann man ſich in keine noch ſo ſtille Einſiedelei der Natur flüchten, ohne daß nicht der ernſte Geiſt claſſiſcher Vergangenheit vor die Seele träte und ſie zum Nachdenken über das große Menſchenleben auffoderte. So ſitzt man denn hier auf einem zertrümmerten Römerpalaſt, den die Wellen umrauſchen, und ſpricht dem Horaz nach:

O diva, gratum quae regis Antium,
Praesens vel imo tollere de gradu
Mortale corpus, vel superbos
Vertere funeribus triumphos!

Und wiederum entführt ein Blick auf das ſchöne Cap der Circe in die Dichtung Homer's, und jenes immer ſichtbare ferne Aſtura in andere Geſchicke und andere Dichtungen,

sodaß mich hier dreifache Weltculturen und Weltpoesien umgeben, Homer, Horaz und der hohenstaufische Wolfram von Eschenbach.

Die Fortuna von Antium hatte hier einen weitberühmten Tempel; auch Apoll, die aphrodisische Venus, Aesculap und Neptun hatten daselbst ihre Tempel. Denkt man ihrer, so belebt sich diese nun von Rinderheerden umweidete nackte Küste mit den herrlichsten Gestalten, und das Bewußtsein, daß hier der Apollo vom Belvedere seine göttlichen Glieder leuchten ließ, gibt dem Ufer eine ideale Weihe. Es war zur Zeit des Papsts Julius II., als man diesen Gott hier aus den Trümmern zog; und wie viel fand man seitdem, was nun dem Vatican, dem Capitol und der Villa Albani zur Zierde gereicht. Hier grub man auch den berühmten sterbenden Fechter aus, viele Kaiserstatuen und Büsten des Hadrian, des Septimius Severus und der Faustina, Satyrfiguren, Athleten, Statuen des Zeus und des Aesculap, schöne Dreifüße und jene merkwürdigen Altäre vom Capitol, welche den Winden geweiht sind. Auf der Uferhöhe, wo jetzt über den Fundamenten eines Tempels eine kleine Strandschanze steht, auf welcher neben einer alten rostigen, riesengroßen Feldschlange aus mittelalterlicher Zeit ein Soldat ins Meer hinauslugt, sieht man noch heute Säulenbasen auf ihrer alten Stelle, und neben ihnen die Schafte von Cipollino und 22 korinthische Capitäler von höchst graziöser Form. Ihre Voluten und die Ornamente unter dem Abacus haben eine besonders phantastische Bildung, wie ich sie sonst nirgends sah; denn sie stellen Muscheln, Delphine und Seekrebse vor.

Der Architekt hat also auf das Local Bezug genommen, und vielleicht war dieser Tempel dem Neptun selbst geweiht.

Ich fand auch in dem kleinen Anzio, wie ich es vermutet hatte, einen Mann, der sich mit den Altertümern beschäftigt. Denn es gibt keinen nur einigermaßen namhaften Ort in Italien, der nicht seinen patriotischen Geschichtschreiber oder Altertumsforscher hätte. In Antium ist es der Canonicus und Hafenpräsident Lombardi. Er wohnt im Bagno der Galeerensklaven auf der obersten Terrasse. Ich fand diesen Herrn eben nachdenklich vor einer zerschlagenen Marmorinschrift, welche die Galeerensklaven ausgegraben hatten. Lombardi hat ein Buch über Antium geschrieben und beschäftigt sich mit einem größern Werk über Geschichte und Ruinen seiner Vaterstadt. Ich las seine sorgsame Schrift mit Dankbarkeit.

Nun bin ich an diesem Strand bis Astura drei Stunden fortgewandert und habe überall Reste alter Villen und Bäder, Marmor- und Mosaiktrümmer gefunden, ja vor dem einsamen Turm Astura selbst fand ich einen noch ziemlich erhaltenen Mosaikboden an der Brücke im Sande. Es ist kaum glaublich, wie viel die Römer und welche Prachtbauten sie hier aufgeführt haben. Das ganze Meeresufer von Toscana bis nach Terracina entlang, von Terracina bis nach Neapel und rings um den Golf, und weiter über Salerno hinaus zog sich eine Reihe von Marmorpalästen, von Bädern, Gymnasien und Tempeln hin, ein fortlaufender Kranz römischer Herrlichkeit. Wie prächtig alle diese Villen waren, welche zum Teil in den Fluten standen, sieht man

sodaß mich hier dreifache Weltculturen und Weltpoesien umgeben, Homer, Horaz und der hohenstaufische Wolfram von Eschenbach.

Die Fortuna von Antium hatte hier einen weitberühmten Tempel; auch Apoll, die aphrodisische Venus, Aesculap und Neptun hatten daselbst ihre Tempel. Denkt man ihrer, so belebt sich diese nun von Rinderheerden umweidete nackte Küste mit den herrlichsten Gestalten, und das Bewußtsein, daß hier der Apollo vom Belvedere seine göttlichen Glieder leuchten ließ, gibt dem Ufer eine ideale Weihe. Es war zur Zeit des Papsts Julius II., als man diesen Gott hier aus den Trümmern zog; und wie viel fand man seitdem, was nun dem Vatican, dem Capitol und der Villa Albani zur Zierde gereicht. Hier grub man auch den berühmten sterbenden Fechter aus, viele Kaiserstatuen und Büsten des Hadrian, des Septimius Severus und der Faustina, Satyrfiguren, Athleten, Statuen des Zeus und des Aesculap, schöne Dreifüße und jene merkwürdigen Altäre vom Capitol, welche den Winden geweiht sind. Auf der Uferhöhe, wo jetzt über den Fundamenten eines Tempels eine kleine Strandschanze steht, auf welcher neben einer alten rostigen, riesengroßen Feldschlange aus mittelalterlicher Zeit ein Soldat ins Meer hinauslugt, sieht man noch heute Säulenbasen auf ihrer alten Stelle, und neben ihnen die Schafte von Cipollino und 22 korinthische Capitäler von höchst graziöser Form. Ihre Voluten und die Ornamente unter dem Abacus haben eine besonders phantastische Bildung, wie ich sie sonst nirgends sah; denn sie stellen Muscheln, Delphine und Seekrebse vor.

Der Architekt hat also auf das Local Bezug genommen, und vielleicht war dieser Tempel dem Neptun selbst geweiht.

Ich fand auch in dem kleinen Anzio, wie ich es vermutet hatte, einen Mann, der sich mit den Altertümern beschäftigt. Denn es gibt keinen nur einigermaßen namhaften Ort in Italien, der nicht seinen patriotischen Geschichtschreiber oder Altertumsforscher hätte. In Antium ist es der Canonicus und Hafenpräsident Lombardi. Er wohnt im Bagno der Galeerensklaven auf der obersten Terrasse. Ich fand diesen Herrn eben nachdenklich vor einer zerschlagenen Marmorinschrift, welche die Galeerensklaven ausgegraben hatten. Lombardi hat ein Buch über Antium geschrieben und beschäftigt sich mit einem größern Werk über Geschichte und Ruinen seiner Vaterstadt. Ich las seine sorgsame Schrift mit Dankbarkeit.

Nun bin ich an diesem Strand bis Astura drei Stunden fortgewandert und habe überall Reste alter Villen und Bäder, Marmor- und Mosaiktrümmer gefunden, ja vor dem einsamen Turm Astura selbst fand ich einen noch ziemlich erhaltenen Mosaikboden an der Brücke im Sande. Es ist kaum glaublich, wie viel die Römer und welche Prachtbauten sie hier aufgeführt haben. Das ganze Meeresufer von Toscana bis nach Terracina entlang, von Terracina bis nach Neapel und rings um den Golf, und weiter über Salerno hinaus zog sich eine Reihe von Marmorpalästen, von Bädern, Gymnasien und Tempeln hin, ein fortlaufender Kranz römischer Herrlichkeit. Wie prächtig alle diese Villen waren, welche zum Teil in den Fluten standen, sieht man

noch aus ihren Trümmern. Wer nun damals diesen Strand entlang fuhr und die Menge der Lustanlagen sah, die mit den Städten wetteiserten, der mußte eines schönen Anblicks menschlicher Cultur froh werden. Heute stehen an diesen elysischen Ufern, einsame verwitterte Türme des Mittelalters, welche zum Schutz gegen anlandende Sarazenen gebaut wurden. Sie umkränzen ganz Italien und alle Inseln des Mittelmeeres und geben diesen Küsten einen sagenhaften und ritterlichen Charakter.

Auch aus jüngerer Zeit gibt es hier Erinnerungen, welche die Phantasie in fremde Länder und Zonen entführen. In jenem stattlichen Palast Mencacci, der sich über einem grünen Tal am Ufer erhebt, wohnte viele Jahre lang in jüngster Zeit ein verbannter König. Am schönen Strom des Tajo hatte er um die Krone gekämpft, im tropischen Amerika hatte er gelebt. Dom Miguel ist dieser verwünschte Prinz von Portugal. Er kam hierher flüchtig und ohne Krone, mit weniger Begleitung. Er lebte lange in dieser Einsamkeit neben den Galeerensklaven und in wahrhaft trostloser Verbannung; denn für einen flüchtigen König muß dies einsame Ufer an den pontinischen Sümpfen, welches uns, die wir nichts abzubüßen haben, idyllisch erscheint, grauenvoll gewesen sein. Er tobte seine Pein aus in dem wilden Walde von Astura als ein waghalsiger Jäger. Eines Tags verschwand er wieder. Man erzählte mir in Anzio, daß er gern mit den Fischern verkehrte und sich auch nicht scheute, von seinem unglücklichen Kampf um die Krone von Portugal zu reden. Und so entfaltet sich hier im Anblick jenes Landhauses das Gemälde der fernen Zonen

Brasiliens und Portugals in ihrer heißen und wilden Geschichte.

An sie schließt sich ein anderes Bild. Im Jahr 1848 landeten hier im Hafen jene Spanier, welche der flüchtige Pius zu Hülfe gerufen hatte, den Kirchenstaat zu retten. Er saß damals, ein Verbannter, auf dem Felsen von Gaeta, in dem Koblenz der italienischen Emigration von 1848 und 1849, während die Franzosen auf Rom marschirten, die Oesterreicher Bologna besetzten, die Neapolitaner von Terracina heraufzogen, die Spanier, seit so langen Zeiten nicht mehr in Italien gesehen, in Anzio landeten. Sie besetzten alles Land aufwärts zu den Albaner- und Sabinerbergen. Sie waren schöne und fröhliche Leute, aber schlecht gekleidet und armselig ausgerüstet, so sagte man mir. Die Franzosen lösten sie ab, und mit großem Herzeleid verließen die jungen Offiziere von Valencia und Barcelona das Albanergebirge, wo die Blüte der Frauen sie entzückt hatte. Noch heute mag dort manche Schöne an die armen Hildagos aus Spanien seufzend zurückdenken.

Porto d'Anzio besitzt kaum eine Frauenschönheit und kein nationales Costüm, weil es überhaupt erst eine werdende und zusammengewürfelte Bevölkerung hat. Aber beides, schöne Frauen und eigentümlicher Volkscharakter, zieren jene kleine Stadt Nettuno, welche malerisch auf dem östlichen Ufer steht, die schwarzen Mauern seines Castells in die Wellen hineinsenkend. In drei Viertelstunden ist man drüben; es ist von Porto d'Anzio aus ein rechter, wolgemessener Spaziergang und der schönste an dieser Küste. Das bebuschte Ufer trägt in der Mitte

zwischen beiden Orten die schöne Villa des Fürsten Borgheſe, welcher alles Land ringsumher zu Lehn besitzt. Weiter hin steigen die Volskerberge auf, und das Cap der Circe schwebt vor den Augen in seiner leuchtenden Gestalt, so zauberisch in Licht und Schatten gemalt, daß es durch Form und Erscheinung an die schönsten Felsen Europas erinnert, an Capri und den Berg San Pellegrino bei Palermo.

Man geht nach Nettuno auf trefflicher Straße der Villa vorbei, zwischen Kork- und Steineichen, und an manchem römischen Gemäuer vorüber. Ja selbst auf die Landstraße ziehen sich alte Mosaikböden hinunter, die wie natürliche Schichtungen des Bodens aus dem Erdreich hervorragen. Aber noch angenehmer ist der Gang unten auf dem weißen Strand den Wellen entlang. Das Ufer besteht durchweg aus Sand von hochgelber oder glühendroter Farbe, oder aus vulkanischem Tuff. Die bläuliche Stranddistel vom Baltischen Meer wächst hier allenthalben, wie die Scabiose und die Camille, aber statt der Weiden, der Erlen und Buchengebüsche muß man sich die Gewächse des Südens denken, weißblühende Myrten in herrlichster Fülle, den Mastixstrauch, den Erdbeerstrauch, den goldblütigen Ginster, der alle Küsten des Mittelmeers so reizend umbuscht, und den wilden Oelstrauch. Malerisch hängen die Malven mit ihren großen weißen Kelchen und die zartfarbigen Brombeerblüten in überreichen Kränzen von den Büschen und ringeln sich schaukelnd über den Rand der Tuffwände hinunter; prächtig blüht jetzt unter duftigen Kräutern der classische Acanthus, breitet stolz seine schönen korinthischen

Blätter aus und ſtreckt die hohe Blumenpyramide hervor, welche weiß und roſa gefärbte Blumenlappen bilden. Hin und wieder ſtarren an den Ufern Cactus und Aloe, doch erſcheinen ſie hier nur als fremde Gäſte. Noch immer weilt die Nachtigall auf dieſem lyriſchen Ufer. Es iſt nun lange Sanct Johann vorüber, wo die Vögel ſchweigen und der Grille Anakreon's den Geſang überlaſſen, aber ſie kann ſich nicht von dieſem Grün und von dieſer Wellenfriſche trennen; die ganze Seeküſte entlang bis nach Aſtura und am pontiniſchen Sumpf ſchallt fort und fort ihr Lied.

Eine tiefe Stille herrſcht um und in Nettuno, der Stadt des Neptun. Alte Türme aus ſchwarzem Tuff und crenelirte Mauern, welche der Sarazen oft genug beſtürmt hat, umſtellen den Ort von allen Seiten. Kein Fiſcher noch Matroſe macht das ſpiegelglatte Waſſer lebendig, denn Nettuno hat keinen Hafen; es nährt ſich vom Wein- und Gartenbau und von der Viehzucht.

Eine einzelne alte Säule ſteht auf dem Platz, als Wappen und Wahrzeichen der Colonna, denen einſt Nettuno gehörte. Die Straßen durchduften Nelken mit ihrem Arom, denn überall ſtehen ſie vor den Fenſtern, ſchlingen ſich wie Winden herab und wiegen die unglaubliche Fülle ihrer roten Blumen in der Luft. So ſchöne Blumen verraten ſchönere Frauen; ja die Nelken ſind hier die Nationalfahnen, welche die Frauen Nettuno's aus den Fenſtern hängen; ihr Tracht iſt ſo flammend rot wie die Nelkenblüte.

Es iſt höchſt merkwürdig, wie auch die kleinſten Orte in Italien ſich nach uralter Weiſe als Republiken für

sich behaupten in Sitte, Volksphysiognomie und Tracht. Da hat ein jeder Felsen- oder Strandort ein eigengeartetes Volk für sich. Man muß die Nettunesen bei ihren Kirchenfesten sehen, um ihre malerische Tracht vollständig vor sich zu haben als Nationalcostüm. An gewöhnlichen Tagen sind es nur Einzelnheiten, die als nationale Merkmale auffallen, wie die schöne Weise, das Haar in der Mitte zu scheiteln und ohne Hinterzopf glatt um den Kopf zu winden, wie ferner die grünen Bandschleifen im Haar, welche dem Mädchen, die roten, welche der Frau, die schwarzen, die der Witwe unerlaßlich sind, sodaß man immer weiß, wer noch zitella ist, oder schon maritata.

Ich habe dort zwei Feste erlebt, Sanct Johann und San Luigi. Am ersten Tag ging eine Processíon mit Musik durch die Straßen; das Kreuz war ganz und gar mit Nelken umwunden, und Blumen trugen alle Leute. Der Processíon folgten Mädchen und Frauen; es war erstaunlich, so viel herrliche Gestalten in so stralenden Gewändern durch den schwarzen Ort schreiten zu sehen. Die Tracht ist diese: ein gold- und silberstreifiges Trug liegt auf dem Kopf, in Form eines steifen, nach innen gebogenen Deckels, welcher über das Profil des Kopfes weit vorragt. Ein langes dunkelrotes Kleid von Seide oder Sammet, und breit mit Silber- oder Goldborten gestickt, fließt feierlich herab; darüber sitzt ein Jäckchen von demselben Rot, um Schöße und Aermel mit Brocat gebrämt. Blitzender Schmuck von goldenen Ringen, Ohrgehängen, Korallen und Armbändern vollendet den schönsten Anzug. Die

Farbe der Gewänder ist aber auch meergrün oder veilchenblütenfarbig, oder schwarz oder dunkelblau. Es scheint, als zwänge diese fürstliche Tracht schon an sich auch zu einer stolzen und edeln Haltung, und wahrlich, ich sah diese armen Nettunesen durch ihr verwittertes Städtchen einherschreiten mit der Grandezza der Römerinnen und nicht minder schön als sie, viele mit dem edelsten griechischen Profil, rabenschwarzen Haaren und funkelnden Augen, ein wonniger Anblick, auch das härteste Herz zu bezwingen. Als sie nun die unermüdlichen Böller losbrannten und die Kanonenschläge knattern ließen, welche sie über eine alte Mauer wie eine Guirlande gezogen hatten, und nun jene edeln Frauengestalten in Gruppen hoch auf diesem schwarzen Gemäuer standen und aus den Pulverwolken die goldgestickten roten Gewänder hervorschimmerten, war es anzusehen wie ein ganzer Olymp idealster Göttergestalten.

Und auch ohne diese Tracht sind die Nettunesen schön. Man sieht sie alle Tage an dem gemeinschaftlichen Waschbrunnen in patriarchalischer Weise waschen, ihrer stets eine Schaar beisammen. Dem Fremden stehen sie nicht Rede, sie sind scheu wie die Rehe und antworten kaum auf den Gruß, es sei denn mit niedergeschlagenen Augen.

Der Tag des heiligen Luigi hatte einen andern Charakter. Er ist ein Volksfest, und lebhaft erinnerte er mich ans Vaterland. Auf dem Marktplatz der Vorstadt hatte man ein galgenförmiges Gerüst errichtet und mit Zweigen geschmückt; vom Querbalken hing eine bewegliche Wassermulde herab; darunter mußten junge Leute auf Eseln wegreiten und geschickt ein Loch im Zapfen

der Mulde mit der Lanze treffen. Ob dies nun getroffen wurde oder nicht, immer drehte ſich die Mulde um und übergoß den Reiter. Schallendes Gelächter erntete jeder ein. Wer getroffen hatte, erhielt zwei Paul als Siegerlohn, welche ihm ein kampfrichtender Prieſter einhändigte. Als dies Spiel und ein Topfſchlagen vorüber war, ging es an die Tombola oder Lotterie, ohne welche kein Feſt in italieniſchen Landen beſtehen kann. Man verſpielte ein Stück Kattunzeug, welches als Fahne auf einem Balcon wehte. Ein Knabe griff die Looſe und las jede Nummer und jeden Sinnſpruch Desjenigen ab, der das Loos gezeichnet hatte. Die Sinnſprüche erregten oft ein ſchallendes Gelächter. Alle dieſe Feſtlichkeiten vollzog man mit dem gebildeten Schicklichkeitsgefühl, welches dieſes fein geartete und glücklich begabte Volk Italiens auszeichnet.

Und ſo lebt und vergnügt ſich die kleine nettuniſche Nation von kaum 500 Seelen in ihrer großen Abgeſchiedenheit, denn Meer und pontiniſcher Sumpfwald umſchließen ſie von beiden Seiten, und die Verkehrsſtraßen, hier nach Anzio, dort durch die Wildniß nach Velletri, ſind wenig belebt. Doch hat Nettuno Gärten und Ackerbau und verſorgt ſelbſt Anzio mit Wein; ja täglich ſendet es einen Wagen voll weißen Brotes nach dem Hafen, weil hier nur das gröbere Brot gebacken wird. Ich habe auch trefflichen Wein in Nettuno getrunken, und das will in dieſen Zeiten etwas ſagen, wo der Gott Bacchus von der Peſt ergriffen iſt. Eines Tags führte uns ein Bürger in ſeinen Tinello, ſeinen Weinkeller; höchſt geheimnißvoll ſtieg er in ein Verließ hinunter und kam herauf mit dem

prächtigsten roten Wein, wie ich ihn seit Syrakus nicht mehr gekostet hatte.

Nun hört aber mit Nettuno die menschliche Cultur an dieser Küste auf, denn gleich hinter der Stadt beginnt die pontinische Wildniß. Der Buschwald zieht sich bis gegen Terracina hin. Kein Ort steht mehr am Strande, nur einzelne Türme steigen aus der romantischen Einsamkeit hervor, jeder etwa zwei Millien von dem andern entfernt. Die schwermutsvolle Verlassenheit dieser Ufer und der Reiz ihrer Urwildniß ist groß. Man glaubt sich nicht mehr auf dem classischen Strand Italiens, man wähnt an den wilden Küsten der Indianer Amerikas zu wandern. Das stete Rauschen der seufzenden Meereswellen, die flimmernde Sommerluft auf dem immer flachen, immer weißsandigen Ufer, der endlose tiefgrüne Wald, der bis auf einige Hundert Schritte nahe fort und fort das Meer begleitet, das Klagegeschrei der Habichte und Falken, die still und hoch schwebenden Adler, das Stampfen und Brüllen wilder Rinderheerden, Luft, Farbe, Ton, Gestalt von Wesen und Elementen sind hier von der Stimmung vollkommenster Urwildniß.

Am 28. Juni machten wir uns auf, der Maler und ich, längs dieser Küste drei kleine Wegestunden nach Astura zu gehen. Es war ein Morgen von krystallreiner Frische; die rosenfingerige Eos blühte eben über dem Meer auf und verklärte jenes Homerische Cap der Circe vor uns, dessen Anblick über diese Ufer einen classischen Hauch ergießt. In Nettuno kauften wir uns Brot und Wein, und so wanderten wir von dannen. Auf einem alten Baumstumpf neben einem großen Kohlenhaufen hielten

wir unſer Frühbrot; es ſchmeckte uns ſo gut, wie es nur dem wandernden Ulyß ſchmecken konnte, als jene Circe ihm das wolbereitete Mal in ihrem Palaſt aufgetragen hatte. Wie iſt es doch herrlich, hier in ſolcher ſeligen Frühe, im Anblick dieſer homeriſchen Ufer, ſich hinzulagern an dem endlos blauenden Meer, welches ſich weiter und weiter in Licht und Roſenduft aufzulöſen ſcheint.

Und bis ſo weit war Alles Herrlichkeit in und um uns. Nun aber hob ein Sorgen an, denn wir waren in die Region gekommen, wo der Buſchwald nahe ans Meer tritt. Wir fürchteten nicht die Räuber, wol aber die Büffel- und Rinderheerden, welche hier in wildem Zuſtande, nicht einmal von Hirten gehütet, umherſchweifen.

Alles Küſtenland bis Terracina iſt mit zahlloſen Heerden bedeckt, mit hoch und prächtig gehörnten Ochſen, Kühen und Stieren von derſelben claſſiſchen Geſtalt, wie man ſie lebend auf der Campagna von Rom ſieht, und in den Opferſcenen am Fries des Parthenon dargeſtellt findet. Ihre Hörner ſind faſt drei Fuß lang, weit auseinander ſtehend, in den kühnſten Linien geſchweift, dick, klar, und ſchön gefärbt. Man ſieht ſolche Hörner faſt in jedem Hauſe im Süden als Amulete gegen den Malocchio, den böſen Blick, und ihre Abbilder im Kleinen trägt der Principe an der Uhrkette, das Fiſcherkind an der Halskette. Die Ochſen ſind ſcheu und wild und höchſt gefährlich, nur der Hirt auf ſeinem Pferde weiß ſie mit der Lanze zu ſchrecken. Aber noch weit gefährlicher ſind die Büffel. Sie leben hier in Gehegen oder

laufen wild umher; gern wälzen sie sich in Moräſten wie das Schwein. Sie ſchwimmen mit großer Leichtigkeit. Wenn man die pontiniſchen Sümpfe oder die Niederung von Päſtum durchreiſt, ſo kann man dieſe ſchwarzen Ungeheuer rudelweiſe im Moor liegen ſehen, woraus ſie oft nur die plumpen Köpfe ſchnaufend hervorſtrecken. Der Büffel hält den Kopf ſtets zur Erde und blickt tückiſch von unten auf. Er gebraucht ſein Horn nicht, weil dies wie beim Widder rückwärts gekrümmt iſt. Aber mit der ehernen Stirn ſtößt er den Menſchen um, welchen er verfolgt und erreicht, dann ſenkt er ſeine plumpen Kniee auf ſeinen Leib und zerſtampft ihm die Bruſt, ſo lange er noch einen Odemzug darin verſpürt. Das fürchterliche Thier bändigt der Hirt mit dem Speer. Er zieht ihm den Ring durch die Naſe, und ſo wird es vor den Karren geſpannt, die ſchwerſten Laſten, Steinblöcke und Stämme fortzuſchleppen. Die Büffelkuh gibt aus ihrer Milch die Provatura, den Büffelkäſe, welcher ſchwer verdaulich iſt. Das Büffelfleiſch iſt hart, und weil es verachtet wird, kaufen es die armen Juden im Ghetto zu Rom, deren allgemeine Fleiſchſpeiſe es iſt. Büffelheerden bevölkern die pontiniſchen Sümpfe, jene troſtloſen und fieberfeuchten Reviere von Ciſterna, Conca und Campo morto, wo ſelbſt der Mörder nicht gefahndet wird, wenn er ſich dort hinüber rettet; die Menſchen aber, welche jene Büffelheerden beaufſichtigen, fieberhaft und elend, leben ſelbſt im Zuſtande der Verwilderung, faſt den Indianern der Prärien zu vergleichen.

Vor ſolchen Begegniſſen hatten wir nicht geringe Angſt, und kaum waren wir in jene Region des Buſch-

waldes gekommen, als wir das ganze Ufer von Heerden wimmeln ſahen. Allein ſich überlaſſen, haben ſie hier ihre althergebrachten Pfade, wie die Regel ihrer Stunden. Mit dem Morgen kommen ſie aus dem Buſchwald ans Meer, um das Salzwaſſer zu ſaufen, dann ſtrecken ſie ſich am Strand hin oder weiden an der Küſte. Sie bleiben dort die heiße Tageszeit über, und wenn die Nachmittagskühle zu wehen beginnt, erheben ſie ſich vom Sande und wandeln langſam graſend die Küſte hinauf und ziehen ſich weiter ins Gebüſch, bis ſie im tiefen Wald zur Nachtzeit ſich niederlegen, um dann Morgens wieder zur Küſte hinabzuſteigen.

So ſtanden wir zweifelnd bei dieſem Anblick der wimmelnden Küſte ſtill. Wie ſollten wir hindurchkommen, da zahlloſe Rinder ſie bedeckten, uns den Weg abſchnitten, und da viele ſchon in den Wellen ſtanden, um die Flut zu ſchlürfen. Wenn wir nun auf dem Strande fortgingen, ſo durchſchnitten wir offenbar ihre Richtung, weil ſie doch den Zug meerwärts nahmen, und irgend ein wütender Stier ſchleuderte uns vielleicht nach dem Cap der Circe hinüber. Wir überlegten daher, ob es nicht beſſer ſei, uns in den Buſchwald zu ſchlagen, und „dieſer Rat ſchien den Zweifelnden endlich der beſte".

Immer ſtiegen neue Scharen herab und andere ließen ſich im Wald vernehmen, wo ſie aus dem Myrtendickicht hervorbrachen. Ein paar herrliche Stiere ſahen uns, hoben die ſchimmernden Stirnen auf, ſtutzten; wir wandten uns ſtillſchweigend ſeitwärts nach dem Buſch und im Augenblick waren wir darin.

Schwerlich kann ſich die Phantaſie einen Buſchwald denken, der ſich zum Räuberleben beſſer eignete als dieſer Wald von Aſtura. Hier ſind es noch nicht hochſtämmige Eichen, die ihn bilden, ſondern dichteſtes Geſtrüpp von Korkholz, Oleaſter, Maſtix, Arbutus, Schwarzdornen und Myrten. Die Gebüſche ſind von Schlingpflanzen dicht verfilzt oder vom Epheu ſo ganz überſponnen, daß ſie hohe Kuppeln nebeneinander bilden, gleich grünen Waldmoſcheen, undurchdringlich für die Sonne oder den Regen. Wir fanden Myrtengebüſche in Baumeshöhe, und rings flog und wehte ein Geruch der Wildniß, welcher alle Sinne durchdrang. Der Boden iſt wellenförmig gehügelt, von Quellen durchrieſelt, oder von Sümpfen durchzogen. Das Stachelſchwein, die Schildkröte und die Schlange wohnen hier. Oft ſahen wir die zerrauften Flügel und Federn eines wilden Huhns am Boden hingeſtreut, Reſte eines Adlermals, deren Anblick die düſtere Poeſie dieſes Ufers noch erhöhte.

Wir vermieden glücklich die Heerden, und ſo oft ein Nachzügler herabſtieg, hielten wir uns ſtill im Buſch, bis er vorüber war. Nachdem wir kreuz und quer über Quellen und Gräben und Hecken geſtiegen waren, gelangten wir endlich wieder ans Ufer, ſahen den Strand frei und ruhten behaglich an einem Gemäuer am Meer, von dem eine Verzäunung quer über den Strand gezogen war, die Abteilung einer Heerde zu bezeichnen. Auch dies Gemäuer gehörte zu einem alten römiſchen Palaſt, wie uns ein Stück Moſaik deutlich überzeugte.

Wir hatten nun Aſtura eine Stunde weit vor uns, und indem wir auf dem traurigen Strande den melan-

cholisch rauschenden Wellen entlang gingen, überschlich mich selbst eine Traurigkeit, wie sie die menschliche Seele an Gräbern großer Vergangenheit zu rühren pflegt. Es ist nicht die Erinnerung an das tragische Ende des jungen Konradin und des Hohenstaufengeschlechts allein, welche diesen Ufern ihre wehmüthige Seele gibt und die das deutsche Gemüt mehr als ein anderes ergreifen muß; es ist auch der Charakter der Gegend selbst. Ich wünschte, ihn so ganz ausdrücken zu können, wie es mein Gefährte in seiner Zeichnung vermochte, und es ist mein Wunsch, daß er die Blätter, die er hier entwarf, bald veröffentlicht. Ueberhaupt sollte irgend ein artistisches Institut Deutschlands ein Hohenstaufen-Album herausgeben.

Landhinein schließt hier die Gegend der wilde Sumpfwald, über welchem die Volskergebirge aufsteigen und in ernsten Formen sich zum Meere niedersenken; seewärts erhebt sich inselartig das blaue Cap der Circe; im Mittelgrunde zieht der stille, schneeweiße Strand hin und endet in einer ins Meer laufenden Düne. Auf ihr steht einsam und traurig eine kleine Kapelle, und wenige Schritte weiter erhebt sich mitten in der Flut das Schloß Astura, ein kleines Viereck von crenelirten Mauern, aus dessen Mitte ein Turm ragt. Kapelle und Schloß sind die einzigen Gebäude, die man in dieser weiten, grenzenlosen Einsamkeit erblickt. Weit und breit sahen wir keine andere lebende Seele als ein paar dunkle Gestalten auf den Zinnen der Burg, und zwei graue Fischer saßen am Gemäuer schweigend und wie verzaubert in der glimmernden Sonnenwärme und flochten still vor sich hin ein Trugnetz von Binsen, den Fisch zu um-

garnen, während ihre Barke auf den ſmaragdenen Wellen ſchaukelte.

Es war in den letzten Tagen des Auguſt 1268, nach der verlorenen Schlacht von Tagliacozzo, als über dieſen Strand geſprengt kamen fliehend und angſtvoll der junge Konradin, Friedrich, Prinz von Oeſterreich, der Graf Galvan Lancia mit ſeinen Söhnen und die beiden Grafen della Gherardesca, Verwandte des unglücklichen Ugolino von Piſa, welchen Dante unſterblich gemacht hat. Sie waren von Rom gekommen, denn ſo erzählt der Chroniſt Saba Malaſpina, daß ſie nach der Schlacht in jene Stadt geflüchtet waren, wo Guido von Montefeltro als Vicar des Senators Heinrich von Caſtilien zurückgeblieben war. Konradin war dort eingezogen „mit abgelegtem Pomp der Macht, nicht wie ein Oberhaupt, ſondern wie Einer, der ſeine Beute im Stich gelaſſen und entflohen, heimlich, verſtörten Sinnes“ (latenter ingreditur mente captus). Aber zugleich waren ſeine Feinde Johann und Pandolf Savelli und Berthold und viele Guelfen vom Schlachtfeld her nach Rom gekommen und wiegelten die Stadt auf: da rieten dem Jüngling ſeine Freunde, ſchnell zu entfliehen. Sie flohen gegen das Meer, um von dort Piſa zu erreichen und dann nach Sicilien zu gelangen. Sie ſuchten ein Schiff, das ſie fortbrächte; die Leute im Schloß Aſtura gaben es ihnen, und alſo ſtachen ſie in See. Aber Johannes Frangipani, der Herr von Aſtura, erhielt davon Kunde, und indem er aus den Kleinodien, welche Konradin hergegeben hatte, erkannte, daß die Flüchtlinge vornehme Herren ſein müßten, bemannte er ſogleich ein anderes Schiff, ſetzte ihnen nach

und führte ſie in das Schloß zurück. Vergebens beſchwor ihn Konradin, ihn und die Seinigen durch die Flucht zu retten, ſie nicht in die Hände des blutgierigen Karl zu liefern; er mahnte ihn an die Dankbarkeit, die er dem Schwabenhauſe ſchulde, denn die Frangipani hatten vom Kaiſer Friedrich große Lehen und Johann ſelbſt den Ritterſchlag erhalten. Konradin verſprach ihm den reichſten Lohn; es heißt, er verpflichtete ſich ſogar, Frangipani's Tochter ſeine Hand zu geben. Der Herr von Aſtura ſchwankte, vielleicht gerührt von der Jugend, von der Anmut und dem Unglück Konradin's, hauptſächlich aber, wie es auch die Chroniſten ſagen, ungewiß, wo er größern Gewinn zu ziehen habe, von Konradin oder von Karl von Anjou.

Während ſie ſo im Schloß hin und her unterhandelten, erſchien Robert von Lavena, Capitän der Galeeren Karl's, vor dem Caſtell und forderte Frangipani auf, ihm die Flüchtlinge auszuliefern. Man lieſt bei Saba Malaſpina, Frangipani habe die Unglücklichen in ein anderes Caſtell in der Nähe hinübergebracht, um nicht wider ſeinen Willen und ohne Ausbedingung des Lohns von Robert zur Ueberlieferung Konradin's gezwungen zu werden. Aber dies Caſtell, wol ein noch feſterer Turm von Aſtura ſelbſt, wird nicht benannt.

Bald darauf erſchien auch von der Landſeite her der Cardinal Jordan von Terracina, Rector der campaniſchen Grafſchaft für den heiligen Stul, mit Volk zu Fuß und zu Roß vor Aſtura und forderte die Auslieferung. Da gab der feige Verräter die edeln Herren, welche das Gaſtrecht bei ihm angeſprochen, um ſchnöden Judaslohn in

die Hände der grauſamen Feinde. Man führte ſie durch den Wald in die Gebirge von Paleſtrina und von dort weiter durch die ſchönen Gefilde, welche Konradin kurz vorher ſiegreich durchzogen hatte, nach Neapel. Schon am 29. October fielen die Edeln alle auf dem Schaffot, Konradin zuerſt, dann Friedrich, die tapfern Grafen della Gherardesca, der hochherzige Galvan Lancia, der Bruder jener ſchönen Blanca, welche dem großen Kaiſer Friedrich Manfred geboren hatte, und ſeine beiden jungen Söhne Galeotto und Gherardo, die man in des Vaters Armen zuvor erwürgte.

Am Turm Aſtura und auf dem einſamen Ufer kamen mir nun wieder alle jene fernen Stätten, welche die Geſchichte der Hohenſtaufen geheiligt hat und die ich, Italien durchwandernd, beſuchte, in die Erinnerung. Da trat auch vor mich die ſchöne, blondgelockte Geſtalt Manfred's vom Feld von Benevent, wie ſie Dante ſah mit doppelter Wunde auf Stirn und Bruſt und traurig klagend: „I' son Manfredi, Nipote di Costanza imperadrice!" Ich ließ erinnerungsvoll die Blicke über das Meer ſchweifen, dorthin, wo das ſchöne Sicilien liegt, und wo unter immer blühenden Gärten am ſeligſten Geſtade der Welt jenes Schloß von Palermo ſteht, in dem einſt Friedrich als Jüngling gelebt und geſungen und die italieniſche Poeſie erweckt hatte. In der Erinnerung ſtand ich wieder im ſchönen Dom Palermos, in jener dunkeln Kapelle, wo in blutroten Porphyrſarkophagen Heinrich VI. und Friedrich und die beiden Conſtanzen ruhen, die Kronen auf dem Haupt und angethan mit der

ſeidenen Dalmatica, deren Saum ſarazeniſche Inſchriften verzieren.

Wir gingen ins Schloß. Eine gemauerte Brücke verbindet es mit dem Land, und eine Zugbrücke führt in das Innere. Aus dem kleinen Hof erhebt ſich der achteckige Turm, und oben läuft um ihn her eine Terraſſe, auf welcher eine einzige verroſtete Kanone ſtand. Die Beſatzung, acht Mann Artillerie, exercirte eben im Hofraum, und Don Pasquale, Leutenant von Aſtura, ſah von der Terraſſe nieder wie Einer, der gern irgendwo anders, nur nicht hier ſein möchte. Er führte uns in ſein kleines Turmgemach; er ſelbſt malt gut und getröſtet ſich ſeiner ſchauervollen Einſamkeit mit Zeichnen von pompejaniſchen Arabesken. Der Leutenant ſagte uns, daß jeder dieſer Küſtentürme acht Mann Beſatzung habe mit einem Marſchall oder Offizier, und daß die Küſtenwacht, aus Furcht vor Mazziniſtiſchen Handſtreichen, nun ſtrenger gehandhabt werde.

Wir beſahen die kleinen Räume des Schloſſes, traurige Turmzimmer, an deren Wänden die Spinne ihre Netze webt und in deren Ritzen der giftige Scorpion ſich eingegraben hat; aber die Ausſicht nach allen Fernen in die grüne Wüſte landhinein und in die ſtralende Meeresweite, über welche die Wanderſchiffe dahingleiten, iſt ergreifend, ja ich möchte ſagen, ſie iſt berauſchend. Es iſt ein Turm für einen Barden, hier die Harfe zu ſchlagen und mit einem Schwanenliede zu ſterben, wenn die niederſinkende Sonne das Cap der Circe ganz in Purpur malt. Dann, in dieſer ſireniſchen Stille, wandelt es über das Meer, ein Schein, nicht in Worte zu faſſen, ein Geiſt

der Beruhigung, ohne Namen; es iſt, wie wenn Schlaf und Tod über See ſchweben, und jenes eilende Schiff, das um das Cap der Circe geiſterhaft zu kreiſen ſcheint, trägt vielleicht den Gott des Traumes, welcher Schlummer und Ruhe über die Wellen ſtreut.

In ſanften Uebergängen wechſelt hier die Stimmung. Wenn jenes Cap der Circe fort und fort an die homeriſchen Sagen erinnert und odyſſeiſche Geſtalten vor die Seele führt, erhebt auch der einſame Turm von Aſtura ſeine Stimme und redet von ebenſo großen und weit tiefſinnigern Sagen. Was verknüpft er nicht mit den Namen der Hohenſtaufen und Karl's von Anjou aus der Provence! Ehe man es gewahr wurde, iſt man ſchon tief in den „Parzival" Wolfram's von Eſchenbach verſenkt, und Konradin wird zum Parzival, der in die Welt hineinreitet, die heilige Blutſchale vom Graal zu finden, Eliſabeth von Baiern aber wird zur Herzeleide, zu ſeiner Mutter, die ihn nicht will ziehen laſſen, und ſo kommen auf und ab Gottfried von Anjou, der Ritter Gawein und Feirefiz, Arthur und Titurel, das Graalſchloß im wilden Walde, die Sarazenen, Harfner, Büßer, Pilger und tiefſinnige Weiſe des Morgenlandes.

Aſtura iſt die Warte der Romantik, der deutſche Poetenturm in Italien. Es gehört den Romantikern wie die blaue Grotte von Capri. In der Stille habe ich von ihm in ihrem Namen Beſitz genommen und dies Sagenſchloß für deutſches Nationaleigentum erklärt.

Aus der Zeit der Frangipani iſt nur der Turm allein, alles übrige Gemäuer ſpätern Urſprungs, denn ſchon im Jahr 1286 kamen die Sicilianer, welche den

Fall Konradin's durch die Vesper an dem Wüterich Karl ſo blutig gerächt hatten, unter ihrem Flottenhauptmann Bernardo da Sarriano vor das Schloß, zerſtörten es bis auf den Turm und erſtachen auch den Sohn Frangipani's. Heute ſieht man an der Außenmauer das Wappen der Colonna, denn dieſe mächtigen römiſchen Herren, Ghibellinen, beſaßen einſt das Schloß. Nach den Frangipani war es Lehn der Gaëtani geworden, dann hatten es nacheinander beſeſſen die Malabranca, die Orſini, die Colonna, welche es im Jahr 1594 an Clemens VIII. verkauften. Heute iſt Aſtura ein Feudum der Borgheſe.

Aber auch ältere hiſtoriſche Erinnerungen knüpfen ſich an dies Aſtura. Schon vor der Schloßbrücke war mir ein Marmormoſaikboden aufgefallen, welchen der Uferſand nur leicht bedeckt, und bald ſah ich auch, daß dies Caſtell mitten in den Wellen auf den Fundamenten eines großen römiſchen Palaſts ſteht, welche noch von allen Seiten, und um Vieles umfangreicher als das Schloß, unter der Flut heraufſpiegeln oder frei hervorragen. Auf einer Sandbank war dieſer Palaſt aufgebaut; vielleicht nennt deshalb Plinius Aſtura, die Colonie von Antium, eine Inſel, denn ſo bezeichnet er den alten Ort als Fluß und Inſel. Strabo nennt den kleinen Fluß Storas (Στόρας ποταμός); Plutarch den Ort Aſthra (τὰ Ἄστυρα), und er iſt es, der von einer andern tragiſchen Flucht erzählt, die hier ihre Scene hatte, von der Flucht Cicero's. Fürwahr, es ſollen meine Leſer nicht wenig erſtaunen, wie viel andere dunkle Erinnerungen dies einſame Aſtura verbirgt, und wie es ſchon lange vor Konradin ein verhängnißvoller, den Eumeniden geweihter Ort geweſen iſt.

Cicero besaß hier eine Villa. Er nennt sie oft in seinen Briefen und schreibt einmal von Astura aus an Atticus: „Est hic locus amoenus et in mari ipso, qui et Antio et Circaeis aspici possit.“ (Es ist hier ein angenehmer Ort und im Meere selbst, den man von Antium und Circëi erblicken kann.) Er wohnte gern in diesem Landhaus, das ihm mehr als jede andere seiner köstlichen Besitzungen Einsamkeit und Muße gab. Kurz vor seinem Ende hielt er sich hier auf, ja Astura selbst brachte ihm das Verderben. Als er im Frühling vernahm, daß er auf die Proscriptionsliste gesetzt sei, flüchtete er nach Astura; Plutarch erzählt, er habe hier ein Schiff bestiegen, um nach Macedonien zum Brutus sich zu retten. Aber er schwankte in seinem Entschluß, er kehrte wieder um. Indem er nun nach Rom wollte, das Herz Octavian's zu erweichen, verließ er Astura in der Richtung auf die Stadt, doch nach zwölf Millien Wegs kehrte er plötzlich, von Furcht bewegt, wieder um. Nun ließ er sich in einer Sänfte gegen Gaëta tragen; unterwegs aber ereilten ihn an der Stelle, die man noch heute bezeichnen will, nachfolgende Reiter und gaben ihm den Tod.

Wunderbar! Derselbe Octavian holte sich nach Sueton's Angabe in demselben Astura den Todeskeim. Er kam hierher vor seinem Ende und auf seiner letzten Reise nach Campanien. „Und nachdem er seine Reise begonnen hatte, gelangte er nach Astura, und wie er von hier wider seine Gewohnheit zur Nachtzeit ausfuhr, den günstigen Wind zu benutzen, zog er sich den Grund seiner Krankheit zu aus einer Dysenterie.“ Er starb

bald darauf in Nola, nachdem er kurz vorher in Capri gewesen war.

Aber hier endet der dämonische Einfluß von Astura noch nicht. Auch Augustus' Nachfolger Tiberius erkrankte in demselben Astura kurz vor seinem Tod. Dies sind die Worte des Sueton: „Er kehrte eilig nach Campanien zurück und verfiel in Astura sogleich in eine Krankheit. Er erholte sich ein wenig und schiffte dann nach dem Cap der Circe." Hier wurde er kranker, hielt sich jedoch aus Furcht aufrecht, schiffte nach Misenum, da er Capri nicht erreichen konnte, und fand dort seinen Tod.

Und was soll man nun dazu sagen, wenn eben dies Astura seine dämonische Gewalt auch an Tiberius' Nachfolger Caligula geltend macht? Denn kurz vor seinem Tode landete auch Caligula hier, und Plinius erzählt: „Ein Fischchen, Remora genannt, hängte sich an den Mast des Fünfruderers, welcher den Caligula von Astura nach Antium führte, und das betrachtete man als eine Vorbedeutung seines nahen Todes."

Astura mala terra, maladetta! Und auch uns, harmlose Wanderer, sollte der verhängnißvolle Turm noch in atemlose Flucht und in schimpfliche Todesangst versetzen.

Als wir Astura verließen, beschlossen wir, nicht wieder den Weg am Meer entlang zurück zu nehmen, sondern durch den wilden Urwald zu gehen, von dessen Pracht wir so viel gehört hatten. Der wegewirren Wildniß nicht kundig, nahmen wir mit uns einen Soldaten aus dem Turm, einen schönen, athletisch gebauten

jungen Mann, der uns einige Millien begleiten und zugleich als Beistand nicht gegen Räuber, wol aber gegen Büffel und Stiere dienen sollte. Wir schlugen uns rechts hin, eine Weile am Strand entlang gehend, wo wir auf dem Ufer die prächtigsten schwarzen Stiere sahen, von so herrlicher Gestalt, daß Jupiter keine andere wählen durfte, als er die schöne Europa durch das Meer trug. Bald umgab uns der Wald. Wir gingen zwischen duftigen Myrtengebüschen und unter riesengroßen breitwipfeligen Eichen auf Waldpfaden fort und ergötzten uns an der Sonnendämmerung, welche überall durch die Wipfel wehte und ihre Lichter weit und breit spielen ließ.

Der Wald von Astura ist sehr schön. Ich dachte an den heimatlichen Küstenwald und an seine hochstämmigen Eichen, durch die das blaue Meer scheint, und konnte mich ganz in die Vergangenheit zurückversetzen. Dort ist es auch schön zu wandern und Reh und Hirsch zu belauschen, wenn sie im Busche stutzend und neugierig ihr gekröntes Haupt hervorstrecken; hier blickt aus dem Waldesschatten statt ihrer manchmal das schwarze diabolische Haupt eines Büffels oder die hochgehörnte Stirn ein wilden Rindes, und lange schöngefleckte Schlangen schlüpfen über den Pfad.

Die Pflanzenvegetation hier ist von einer tropischen Pracht; der Epheu umschlingt die Riesenstämme der Eichen, Stamm neben Stamm, und bewundernd stand ich vor dieser noch nie in solcher Herrlichkeit gesehenen Erscheinung. Denn die Epheuranke hat hier selbst einen Stamm so dick wie ein Baum; so umstrickt sie die majestätische Eiche, ringelt sich mit Gewalt um sie, gleich der Schlange

Laokoon's, zieht ſich zuſammen, als wollte ſie den ungeheuern Stamm mit den Wurzeln dem Boden entreißen und in herculiſcher Umarmung erſticken, und tauſend grüne Aeſte, Zweige und tanzende Ranken läßt ſie bacchantiſch niederhängen, und windet und knüpft ihre Schlingen durch alles knorrige und laubige Eichengeäſt fort bis zum ſonnigen Wipfel, den der Flügelſchlag wilder Waldvögel umwittert.

Wir waren ſo in immer angeſpannter, froher Betrachtung einige Millien hingegangen. Der Soldat von Aſtura hatte uns auf den Weg gebracht, der nun wieder an die Küſte hinabführte, und verließ uns da, wo der Wald lichter wurde. Bald, ſo ſagte er, würden wir in niedriges Gebüſch kommen und das Meer ſehen. Wir gingen nun allein fort zwiſchen Myrten und Oelgeſträuch in der heiterſten Stimmung. Plötzlich ſahen wir vor uns eine Heerde, wol mehr als hundert Stück beiſammen. Wir blieben ſtehen. Ein Stier ſtutzte, hob die Stirn auf, ſah uns mit majeſtätiſchem Ernſt an, löſte ſich von der Heerde ab und kam gegen uns. In dieſem Augenblick machte mein Gefährte den verdammten großen weißen Malerſchirm zu, und kaum hatte er das gethan, als der Stier wild wurde und einen Sprung that; ſogleich ſetzte ſich die ganze Heerde gegen uns in Bewegung. Eine Staubwolke erhob ſich im Walde, und wie wir in wilder Flucht davonſprangen, in großer Angſt immerfort umſchauend, war es ein grauſer und ſchöner Anblick, im wirbelnden Staube dieſe mächtigen Geſchöpfe daherſtürmen zu ſehen. Wir nun ſprangen ins Dickicht, und über hohe Gebüſche ſetzten wir hinweg und ſchlüpften

wieder durch die Myrtensträucher und sprangen weiter, an den Händen von den Dornen blutend, die uns zerrissen, hinter uns die wirbelnde Staubwolke und die herausblitzenden Hörner und das Gekrach der brechenden Büsche.

Ich sah niemals so die lebendige Physiognomie des Entsetzens als auf dem Angesicht meines Gefährten, und mein Schreck war um nichts geringer. Endlich wurde es still, wir waren im dichten Wald und nichts mehr war zu sehen. Die wilde Heerde war meerwärts fortgestürzt.

Wir holten ein wenig Odem und gingen tiefer in die Wildniß hinein, immer nach den Stieren umschauend, bis wir endlich gegen die Küste kamen und, da wir diese frei fanden, auf den Strand sprangen. Und nie habe ich die Meereswellen mit solcher Freude begrüßt. So mußte ich denn in Astura, auf den Spuren Konradin's, selbst erfahren, was atemlose Flucht und Todesangst sei. Es war, als hätte irgend ein ironischer Geist, der Dämon dieses Ortes, weil er mich von Erinnerung so tief bewegt gesehen, mir von des armen Konradin Flucht ein lebendiges Nachgefühl geben wollen. Doch waren die Stiere der Wildniß barmherziger, als es einst die Menschen gewesen.

So wanderten wir weiter und ruhten wieder an den Trümmern des alten Palasts eine Stunde vor Astura, dessen melancholisches Schloß nun schöner und schöner die sinkende Sonne umstralte. Neue Sorge erfaßte uns, als wir hierauf den ganzen Strand bis Nettuno hin mit Heerden erfüllt sahen. Einige lagerten noch am Meer,

andere zogen ſich ſchon aufwärts, denn es kam die Abendkühle, wo ſie wieder zu Walde gingen. Als wir nun vorwärts ſchritten, war es wie ein Spießrutenlaufen an hundert und aber hundert ſpitzen Hörnern vorbei; aber die herrlichen Geſchöpfe thaten uns kein Leid, weil wir hinter ihrer Richtung an den Wellen blieben; auch kamen zwei ſtattliche Hirten, die erſten, die wir ſahen, mit ihren Lanzen das Meer entlang geſprengt und flößten uns guten Mut ein.

Glücklich erreichten wir Nettuno und betrachteten nun von hier aus freudigen Gefühls die zurückgelegte Straße und das Schloß Aſtura, welches nun wieder in traumhafter Weite wie ein Schwan auf den abendlichen Wellen zu ſchwimmen ſchien.

Das Cap der Circe.

1873.

Von Terracina aus, wo ich die Ostern zubrachte, wollte ich nach dem Cap der Circe hinüber, wenn auch nur zu einem flüchtigen Besuch. Es liegt drei Stunden von dieser Stadt entfernt, obwol die Transparenz der Luft es weit näher erscheinen läßt. Wie an einem Bande scheint das herrlich geformte Vorgebirge an der langen Düne zu schweben, und diese läßt überall einen Strandsaum frei, auf welchem man wie über einen Teppich von Sammet fortschreiten kann.

Es lockte mich sehr dies zu thun und zu Fuße nach dem Cap zu gehen. Aber Fischer in Terracina beredeten mich diesen Plan zu ihren Gunsten aufzugeben, und dies that ich nur aus dem Grunde, weil ich nicht darüber gewiß war, daß der Strand von Büffelheerden wirklich und an allen Stellen frei sei.

Diese Fischer waren eben über einen seltenen Fang erfreut: sie standen am Ufer mit anderm Volk, und alle folgten sie mit den Blicken einem Gegenstande, der sich von Weile zu Weile aus dem Wasser erhob, und augenscheinlich mit einem Seil zusammenhing, welches an einem

Pflock befestigt war. Es war eine gewaltige Meerschildkröte, die sich in den Maschen des Netzes verfangen hatte. Das arme Thier war mit einem eisernen Haken tief verwundet worden, dann hatte man es, einem Pferde gleich, an einem Bein mit dem Strick umbunden und so an dem Pfahle festgemacht. Nun strebte es gewaltsam sich loszureißen, und pausenweise hob es Kopf, Hals und einen Teil seiner dunkelroten Schale empor, um Luft zu schöpfen. So ließ man es die Nacht über in seiner Qual, und noch am Morgen sah ich diese Tartaruga an demselben Ort, als ich in die Barke stieg um nach dem Cap zu fahren.

Vier kräftige Ruderer befanden sich in ihr und ein Diener des Gasthauses, den ich mit mir nahm weil er in dem Ort San Felice auf dem Vorgebirge gelebt hatte, und daselbst mein Führer sein konnte. Die Barke faßte nur sechs Mann.

Es war 4 Uhr in der Morgenfrühe als wir einstiegen. Der helle Mond stand am westlichen Himmel, und warf noch, mit dem Nachtgrauen kämpfend, einen breiten goldenen Schimmer über die leise bewegte See. Dichte Nebel lagerten ostwärts über den Maremmen von Fundi, und verhüllten den Felsen von Sperlonga wie die Vorgebirge von Gaëta und von Mondragone. Auch das Circecap trug noch einen Schleier, aus welchem nur die höchsten Zacken hervorragten.

Nur wer zwischen Mondesuntergang und Sonnenaufgang auf See gefahren ist, empfand was die „heilige Frühe" ist, dieses ahnungsvolle Werden eines neuen Lebenstages. Wie der Urhauch der Schöpfung ist dieser

tief aufſtrömende Meeresodem aus dem quellenden, endlos flutenden Element. Warum erweckt in uns das Meer, ja nur ſein Anblick in der Ferne, oder nur das Rauſchen ſeiner Welle, die ſich in rhythmiſchen Zügen am Strande bricht, eine ſo tiefe Sehnſucht, wie ſie auch die erhabenſte Alpennatur nicht erregen kann? Vielleicht, weil da dieſes unſer kleines Ich, die perſönliche Notwendigkeit, das in einem Punkt zuſammengepreßte Bewußtſein der Natur, unmittelbar mit dem Unendlichen und Ewigen ſich berührt, was nicht Geſchichte und Zeit, nicht Gränze und Geſtalt hat.

So fuhren wir in der friſchen und belebenden Morgenluft ſchnell dahin, „von Wind und Ruder ſanft geleitet", und immer deutlicher entfalteten ſich das dunkle Cap, der weiße Ort auf ſeinem Vorberge und ein grauer Turm zu ſeinen Füßen am Meer. Nun aber will ich, ehe wir an jenem Wachtturm landen, ein paar Worte über die Geſchichte dieſes Mons Circeus oder Monte Circello ſagen.

Seit alten Zeiten wurde das Local der Circeſage auf das ſchöne Vorgebirge verlegt, welches in ſeiner faſt inſelartigen Abgeſchloſſenheit, mit ſeinen dichten Waldungen, ſeinen von balſamiſchen Kräutern erfüllten Abhängen auf der Landſeite und ſeinen Tropfſteingrotten am Meer, ein wenigſtens nicht unpaſſendes Local für das Zaubermärchen antiker Seefahrer darbot. Der Mons Circeus war in vorhiſtoriſchen Zeiten offenbar eine Inſel, wie es heute die ihm naheliegenden Ponzaeilande ſind, und wie es einſt auch der Soracte geweſen iſt. Erſt allmälich, aber ſicherlich ſchon unvordenklich lange vor den Odyſſeiſchen

Zeiten, verband sich diese Insel mit dem Land und wurde zum Cap. Die alten Geographen berichten, daß auf ihm eine Stadt lag mit dem Circetempel und dem Altar der Minerva, und daß man dort den Becher der Circe zeigte, aus welchem Odysseus getrunken habe. Auch der Grabhügel Elpenor's mit daraus entsprossten Myrten wurde den Besuchern gezeigt.

Diese Stadt Circeji oder Circëum war volskisch, wie Anxur, das heutige Terracina. Die Römer eroberten sie und verpflanzten in sie eine Colonie. Sie konnte niemals groß und mächtig sein, aber sie war durch ihre Lage eine der schönsten Festungen und zugleich ein reizender Aufenthalt. Lucull legte am Fuße des Caps seine Fischereien an und baute sich eine Villa, und Lepidus wohnte in Circeji als er vom Triumvirat zurücktreten mußte.

Die antike Stadt ging in ungewisser Zeit unter, vielleicht wurde sie von den Gothen zerstört. Auf ihren Trümmern entstand der heutige Ort San Felice, dessen Kern wol ursprünglich die alte Burg mit ihren mächtigen Cyklopenmauern sein mochte. Denn diese Arx Circaea, oder Rocca Circeji, wird in Urkunden und Geschichten des Mittelalters öfters genannt, und erst später erscheint der Name San Felice. Es gab in diesem Ort noch im 8. Jahrhundert einen Bischof. Die Circeburg galt als die festeste der ganzen pontinischen Maritima. Um ihren Besitz stritten daher die Gemeinde Terracina, die Grafen von Gaëta und die von Fundi, während sie die Päpste als Oberherren beanspruchten.

Im Anfange des 12. Jahrhunderts, wo die Normannen-Herzoge Süditalien beherrschten, bemächtigten sie

ſich auch der Circeburg, doch nur vorübergehend, denn die Päpſte hüteten mit Eiferſucht die Rechte der Kirche auf die Grenzſtadt Terracina und das von dieſer abhängige Cap. Am Ende deſſelben Jahrhunderts wurden die römiſchen Frangipani, welche Aſtura und viele andere Ländereien am lateiniſchen Meer beſaßen, Herren der Circeburg, welche ſie der Gemeinde Terracina zu entreißen wußten. Sie beſaßen die Rocca Circeji lange Zeit. Oddo und Robert Frangipani verliehen ſie an Roland Guidonis de Leculo, von welchem ſie Innocenz III. an die Kirche zurücknahm.

In der Mitte des 13. Jahrhunderts erſcheinen hierauf die Tempelherren als Beſitzer dieſes Vorgebirges, wo noch immer die Sage von dem Sonnenkind Circe fortlebte, und wo man einſt die Schale des Odyſſeus gezeigt hatte, den Graal dieſes antiken Zauberberges. Eine Urkunde vom 3. Mai 1259 beſagt: daß Petrus Fernandi, Ordensmeiſter der Templer in Italien, aus Vollmacht des Meiſter-Generals Thomas Berardi „den Ort Sancti Felicis auf dem Monte Circego, welcher dem Orden durch Rechtstitel zugehöre", mit Genehmigung des römiſchen Ordenshauſes der Templer auf dem Aventin (des heutigen Priorats von Malta) in Tauſch gab an den Vicekanzler Jordan für das Caſale Piliocta (heute Cechignola an der Via Arduatina). Dies war derſelbe Cardinal Jordan der als Rector der Campania und Maritima neun Jahre ſpäter mit Kriegsvolk vor Aſtura erſchien, um im Namen der Kirche die Auslieferung Konradin's von den Frangipani zu verlangen, was er, wie bekannt, zum Unglück des letzten Hohenſtaufen nicht durchſetzen konnte.

Jordan war ein Edler von Terracina, aus dem mächtigen Hause der Perouti. Durch ihn mochte die Circeburg wieder an Terracina zurückgebracht sein, oder in seiner Familie verbleiben bis sie gegen das Ende des 13. Jahrhunderts an die römischen Anibaldi kam. Diese behielten das Cap bis zum Jahre 1301, wo es in den Besitz der Gaëtani überging.

Die Macht dieses Hauses hatte eben Bonifacius VIII. gegründet; sein Nepote Petrus besaß bereits die volskischen Städte Sermoneta und Norma und einen großen Teil des pontinischen durch Viehzucht reichen Sumpflandes von Ninfa bis ans Meer. Diesem herrlichen Besitz, dessen sich seine Nachkommen noch heute erfreuen dürfen, gab Petrus Gaëtani durch den Erwerb des Circecaps den Abschluß. Er kaufte dasselbe mit allen Ländereien die zu ihm gehören, und noch heute den Titel „Feudum von San Felice" tragen, sowie auch mit dem fischreichen See von Paola, von Richard Anibaldi, dem Herrn des Turms der Milizen in Rom, um 2000 Goldfloren. Seither besaßen die Gaëtani die Circeburg durch 400 Jahre. In dieser langen Zeit wurden sie nur einmal daraus vertrieben, und nur für zwei Jahre, als ihnen nämlich Alexander VI. alle ihre Kirchenlehen entriß und dem Sohne seiner Tochter Lucrezia schenkte, dem kleinen Rodrigo von Biseglia. Damals erhob er Sermoneta zum Herzogtum. Doch schon nach seinem Tode setzten sich die Gaëtani wieder in den Besitz ihrer Güter. Da sie zugleich Grafen von Fundi waren, welches auf der andern Seite von Terracina und nur wenige Millien entfernt liegt, so bildete das feste Circeschloß den Grenz-

ſtein ihrer Herrſchaft am lateiniſchen Meer. Vom Söller ihres Palaſtes in San Felice überblickten ſie in dem Ringe dieſes ſchönen Panoramas ihr eigenes ausgedehntes Landgebiet von Fundi bis gegen Aſtura, von den Cyklopenſteinen Norbas bis zum pontiniſchen Strande.

Erſt im Jahre 1713 veräußerten ſie das Cap; der Herzog Michel Angelo Gaëtani verkaufte es damals den Ruspoli in Rom, zugleich mit dem gaëtaniſchen Palaſt am Corſo, welcher ſeither Palaſt Ruspoli heißt.

Hierauf ging das Cap im Jahre 1718 an die Orſini über, als Mitgift von Donna Giacinta Ruspoli; weil ſich aber die päpſtliche Regierung den Rückerwerb dieſes alten Kirchenlehens vorbehalten hatte, mußten es die Orſini ſchon im Jahre 1720 der apoſtoliſchen Kammer um 100,000 Scudi abtreten. Dieſe behielt es fortan 88 Jahre lang, bis ſie daſſelbe im Jahr 1808 an den Fürſten Stanislaus Poniatowski verkaufte. So wurde ein polniſcher Magnat, der letzte ſeines berühmten Hauſes, Herr des Caps der Circe, und blieb es 14 Jahre lang. Die päpſtliche Kammer erſtand es von ihm wieder im Jahre 1822. Mit dem Fall des Kirchenſtaates wurde es endlich eine italieniſche Staatsdomäne.

Dies iſt die kleine Chronik des Mons Circeus, und darüber iſt die Sonne hinter den Bergen von Gaëta aufgegangen und der Mond verblaßt. Das Cap liegt jetzt vollkommen entſchleiert vor uns. Die Morgenſonne beſcheint es mit einer faſt nüchtern zu nennenden Klarheit, ſo daß all der magiſche Duft von ihm hinweg geweht iſt.

Die wenigſten Dinge in der Welt vertragen zu große

Annäherung, oder vielmehr das Verhältniß unserer Einbildungskraft zu ihnen verträgt sie nicht. Berge wie Menschen und ihre Thaten, die Größe und der Ruhm, bedürfen meist einer Hülle von Luft und Licht, welche sie für die Phantasie geheimnißvoll macht und das kritische Bewußtsein ferne hält; sie werden oftmals minder groß und minder schön sein, wenn ihre Legende durch unmittelbare Nähe zerstört und das Medium der Illusion aufgehoben ist. Nicht grundlos ist das Bild der Isis in Schleier gehüllt.

Wie zauberhaft erscheint nicht den Blicken dieses Circecap wenn man es von Astura, von den lateinischen oder volskischen Bergen, selbst noch von Terracina aus betrachtet, zumal im Abendglühen! Nun sah ich es vor mir, grau und grün von Farbe, und der Berg war wie mancher andere auch; was in der perspectivischen Weite als Inselgestalt sich darstellte, war dies nicht mehr, sondern es senkte sich jetzt in einen breiten Landrücken nieder und verzog sich in die pontinische Ebene. Die schönen Formen verschwanden; dichter Wald bedeckt das Cap bis zu den Gipfeln, während es von ferne gesehen aus nackten Felsmassen zu bestehen scheint, die von Lichtreflexen stralen.

Ich landete am Wachtturm Vittoria, wo sich der Fuß des Vorgebirgs in einen Strandsaum herabsenkt, ohne jedoch einen hafenähnlichen Landungsplatz zu haben. Es gibt daher keine Fischer und keine Barken am Cap. Der Turm ist ein viereckiger Bau und wol von den Gaëtani aufgeführt. Seine Besatzung ist wie die aller andern Strandtürme der Maritima seit dem Ende der

päpstlichen Herrschaft eingezogen. Er dient jetzt den Doganabeamten zur Wohnung. Ein solcher kam auch sofort die hohe Treppe herab, die ihm bekannten Fischer zu begrüßen und ihren Fahrtschein an sich zu nehmen.

Ich ließ die Barcarolen am Strande, und stieg mit dem Führer nach San Felice hinauf. Die Lage dieses kleinen Orts und der schmale Weg der zu ihm emporführt, erinnerten mich an Capri; doch hat das Cap sonst nichts oder nur wenig was sich mit jenem Eiland vergleichen ließe. Nach einer Viertelstunde müheloſen Steigens über den von Myrten und Lentiscussträuchern bedeckten Abhang, an einigen Trümmern vorüber, erreichte ich den Ort, dessen Lage wahrhaft schön ist.

San Felice steht auf einem natürlichen Flächenraum von ziemlicher Breite; hinterwärts ragen darüber die waldigen Wände des Caps auf, vorwärts breitet sich die sonnige Ferne aus und unten in der Tiefe das blaue Meer. Das Städtchen hat nur wenige und geradlinige Straßen, welche das Baronalschloß und die neben ihm stehende unansehnliche Kirche überragt. Vor dem Palast liegt der Platz oder die Hauptstraße. Die Häuser sind meist einstöckig und ohne jede monumentale Architektur. Ich war daher nicht wenig erstaunt, einen so alten und vom Weltverkehr so ganz abgeschiedenen Ort als einen offenen Borgo von indifferentem Charakter zu finden. Denn daß San Felice die Stelle des alten Circeji einnimmt, kann nicht bezweifelt werden, weil es sonst nirgends auf dem Cap ein gleich großes Plateau gibt, wo eine Stadt gebaut werden konnte.

Alle antiken Reste sind hier verschwunden. Zwar

nimmt der Palast der Gaëtani offenbar die Stelle einer mittelaltrigen Burg ein, die wol schon vor der Herrschaft jener Barone von irgend einem ihrer Vorgänger angelegt war, aber dieses Baronalschloß war nicht die alte Arx Circeji. Denn diese lag über der heutigen Stadt auf einer hohen Felsenmasse, wo noch Reste von cyklopischen Mauern aus fünf Fuß dicken und ebenso langen Steinen erhalten sind. Ich kam darum diese Reste zu sehen, wegen meiner falschen, vorgefaßten Meinung, daß der Palast Gaëtani auf den Trümmern der alten Arx erbaut worden sei.

Dieser Palast bildet ein großes Viereck mit einem geräumigen Hofe, welcher ehemals Burghof war. In seiner Mitte steht eine prächtige Gruppe von hohen Oleandern und Myrtenbäumen. An einer Mauer liegen sechs marmorne Säulenbasen, die einzigen Altertümer die ich in San Felice wahrnahm. Vergebens suchte ich nach Wappenschildern und Inschriften des Mittelalters über den Thüren, von denen nur eine einzige gothische Form zeigte. Von dem älteren Schloßbau stammt noch der viereckige Turm her, an welchen sich das Hauptgebäude anlehnt, aber auch er ist moderniſirt. Der Umbau dieses Baronalschlosses gehört einer späten Epoche der Gaëtani, welche sich wol im 17. Jahrhundert hier gemächlicher einrichteten, um ab und zu einige Wochen in diesem Schlosse zuzubringen. Die gründlichste Moderniſirung erfuhr dasselbe hierauf durch Poniatowski.

Er hat das Innere neu ausgebaut, Säle und Zimmer angelegt und mit Malereien schmücken lassen. Die jetzt öde Wohnung war sicherlich ein reizender Sitz, und kein

schöneres Asyl konnte der Neffe des Königs von Polen wählen als dieses Circecap. Er kam oft hierher, von Rom, wo er die Villa vor der Porta del Popolo besaß, die noch seinen Namen trägt. Er scheint ein Wolthäter dieses kleinen Orts gewesen zu sein; er verbesserte ihn, legte eine Fontäne und einen Weg zum Strand an, und lohnte reichlich die ihm geleisteten Dienste und Arbeiten.

Neben dem Städtchen erbaute er sich auch ein Casino, welches jetzt wie der dazu gehörige Garten in gänzlichem Verfalle liegt. Es steht am Rande des Plateaus hoch über dem Meer, und ist deshalb das herrlichste Belvedere, welches man sich denken kann.

Wie ich gesagt habe, verkaufte Poniatowski das Cap im Jahre 1822; bald darauf verkaufte er auch seine Villa und Antikensammlung in Rom, und zog nach Florenz, wo er im Jahre 1831 starb.

Das Volk von San Felice zählt 1200 Seelen. Seine Beschäftigung ist Weinbau und Ackerbau auf den fruchtbaren Feldern zu Füßen des Caps. Es gab früher einige Industrie, namentlich in Gefäßen von Thon, auch gaben die Alabastergruben Beschäftigung. Diese Nahrungszweige sind eingegangen. Doch schien mir die Bevölkerung nicht gerade Mangel zu leiden, oder in bettelhafter Misère zu leben. Es gibt hier nur eine Herberge sehr primitiver Natur, die Kaffeeschenke auf dem Platz, und dort hätte ich übernachten müssen, wenn ich den Gipfel des Caps besteigen wollte, wie es wol mein Wunsch war, weniger um die antiken Gemäuer zu sehen, welche dort oben als Reste des Circetempels gezeigt werden, als um die

unvergleichliche Aussicht zu genießen. Denn in klarer Luft, so sagte man mir, sieht man von der Spitze des Caps, welche etwa 1900 Fuß beträgt, das Kloster Camaldoli oberhalb Neapel und die Peterskuppel von Rom.

Von San Felice kann man am bequemsten zum Gipfel des Berges steigen, denn dorthin führen Felsenpfade durch das dichte Waldgebüsch. Man braucht jedoch viele Stunden um sich emporzuarbeiten. Ich begnügte mich dem ganzen Cap entlang zu gehen, und dies kann man nur auf der Landseite thun, denn auf der Meeresseite fallen die Felsen so schroff ab, daß sie keinen Strandsaum übrig lassen. Die Entfernung von San Felice bis zu dem Punkte, wo der breite Landrücken des Caps wieder das Meer trifft, also beim Canal von Paola, beträgt drei Millien, und dies ist auch die Länge des Caps, während seine Breite auf eine Millie oder weniger berechnet wird.

Ich ging von San Felice erst eine kurze Strecke auf einem bequemen Wege fort, und stieg dann über den Felsenabhang in die bewaldete Ebene nieder. So wanderte ich am Fuße des Caps fort, dessen ganze Gestalt ich stets vor Augen hatte. Es ist eine mächtige Pyramide, deren höchste Spitze am äußersten Ende nach Westen zu sich emporstreckt. Bis zum Kamm hinauf ist der Berg landwärts mit Eichenwäldern und anderm Gebüsch bedeckt, aus dem hier und da schroffe rote Steinmassen hervortreten. Die Wände erheben sich oft perpendiculär, und scheinen ein Dach zu tragen, auf dessen First man zum höchsten Punkte gelangen kann. Das ganze Cap scheint überhaupt wie ein einziges schräg absinkendes Dach sich bis zum Gipfel fort zu erstrecken, doch unterscheidet

man zehn Berge oder Gliederungen des Vorgebirges, welche ihre besondern Namen tragen. In den Ritzen des Felsgeklüftes wächst wild die Zwergpalme; von dort pflegen sie die Gärtner Roms zu holen. Viele Palmen dieser Gattung, welche den Pincio zieren, sind auf diesem Circecap gewachsen.

Ich kam erst durch ein Gebüsch von Myrten, Lentiscus und Erica, die hier baumartig aufstreben; dann folgten hohe Korkeichen, immergrüne und deutsche Eichen. Die nordische Eiche, welche bei uns am spätesten zu grünen beginnt, ist in diesem Klima einer der frühesten Bäume. Ich fand sie längs des Canals der Linea Pia schon im vollentwickelten Schmuck ihres Laubes, während der Ulmbaum noch nicht so weit vorgeschritten war. Der schöne Wald am Cap trägt den Namen Selva Plana. Zahlreiche Heerden von Schafen und Rindern weideten in ihm, und sie gaben dieser stillen Landschaft den Charakter einer großen Idylle.

Wenn man überhaupt auf diesem Cap eine Stelle für das Tal und den Palast der „hehren melodischen Göttin" Circe suchen will, so gibt es dafür entweder nur auf dem Plateau von San Felice selbst oder an diesen Abhängen ein passendes Local. Denn hier sind, wenn auch nicht eigentliche Täler, so doch breite Flanken des Berges, wo das Homerische Zauberschloß zugleich in schattiger Waldeinsamkeit und in „weitumschauender Gegend" gedacht werden kann. Eine unerschöpfliche Flora wuchert hier. Vielleicht blüht darunter auch das heilsame Kraut Moly, welches Hermeias dem duldenden Odysseus darreichte.

Schwarz war die Wurzel zu schauen und milchweiß blühte die Blume.

Weil aber der Held selber sagt, daß es den sterblichen Menschen zu graben schwer sei, so werden die Botaniker darauf verzichten müssen es ohne eines Gottes Beistand aufzufinden.

Die Phantasie des Volks hat übrigens auf dem Cap keinen eigentlichen Ort als Wohnung der Circe festgestellt. Die Sage selbst lebt hier mehr als Name der Maga Circe, denn als Fabel fort. Ihre Existenz ist eine künstlich archäologische. Man scheint sich die Maga als eine Loreley zu denken, welche Schiffe an sich zog und stranden machte. Man sagte mir, daß sie endlich durch ein fremdes Schiff überlistet worden, welches ganz aus Krystall gebaut gewesen sei. Dorthinein habe man die Zauberin gelockt und dann entführt. Seither sei ihre Spur verschwunden. Ich glaube kaum, daß die Einbildungskraft dieses nüchternen und hart arbeitenden Volkes auf dem Cap an dem schönen Circemärchen weiter dichtet. Und vielleicht machte sich mein Führer nur ein Vergnügen daraus mir zu erzählen, daß in der Zeit seines Aufenthaltes in San Felice eines Morgens ein Wachtposten am Turm del Fico bewußtlos aufgehoben wurde, weil er des Nachts einen Hund mit feurigen Augen magische Kreise um ihn her hatte schlingen sehen.

Als ich aus dem prächtigen Walde trat, lag der See von Paola vor mir zur Rechten, links der Meeresstrand und über ihm am Ende des Caps ein großer Turm, die Torre di Paola. Der See zeigte sich als ein grauer melancholischer Wasserspiegel, zwischen flachen Ufern, ein

wahrer Maremmensee. Er zieht sich landwärts mehrere Millien weit fort. Zwei kleine sehr alte Kirchen stehen an ihm, San Paola und Santa Maria della Surresca genannt. In alten Zeiten hing er mit dem Meere zusammen und bildete einen Hafen. Nachdem er sich geschlossen hatte, wurde seine Verbindung mit jenem durch einen Canal hergestellt.

Lucull hatte dort eine Villa und seine berühmten Fischereien. Auch im Mittelalter betrieb man daselbst Fischfang und Entenjagd (die wilde Ente heißt hier Folaga), so daß die alte Canalisirung des Sees wol nur zeitweise in Verfall geriet. Innocenz XIII. ließ das stattliche Casino und die Kirche aufführen, die noch am Canal stehen, doch verwitternd und verlassen, und andere Häuser unmittelbar am Seeufer, Wohnungen für Fischer und Aufseher oder Magazine. Heute hat ein Speculant aus Sperlonga die Fischerei des Sees gepachtet, für die geringe Summe von 7500 Lire jährlicher Abgabe.

Die warme Mittagssonne flammte auf diesem bleifarbenen See in der tiefsten Wildniß von Sümpfen und Wald. Kaum regten sich die hohen Binsen und die Tamarisken an seinem Ufer; kein Nachen war auf ihm sichtbar: diese düstere versumpfte Stille rings umher hatte etwas Märchenhaftes.

Wir schritten auf die Häuserreihe am Ufer zu, einem ummauerten Garten entlang, der von Poniatowski angelegt wurde und jetzt ganz verwildert ist. Am Eingang eines Hauses saß ein Fischerweib mit ihren Kindern, die keineswegs fieberkrank, sondern frisch und blühend aussahen, unter weit umhergestreuten Netzen, Stangen und

anderm zum Fang dienenden Geräte. Nun kamen auch Männer hervor und mit ihnen der beglückte Fortsetzer der Luculliſchen Geſchäfte, jener Speculant aus Sperlonga. Dieſer Mann befahl einem jungen Knecht mir die Fiſchbehälter zu zeigen. Wir beſtiegen demnach einen Sándalo.

Ich ſah hier zum erſtenmal das Fahrzeug, welches ſo genannt wird, und hörte hier zuerſt dieſen Begriff in der lebenden Sprache. Denn er iſt alt; ich kannte ihn bereits aus Urkunden, welche das pontiniſche Sumpfland betreffen. So wird in einer ſolchen vom Jahr 1223 der Abtei Grotta Ferrata das Recht verliehen, zu halten duos sandalos ad piscandum in Lacu Folianensi: zwei Sandalen zum Fiſchen im See von Fogliano. Der Sándalo iſt das Fahrzeug für Sumpfwaſſer, viereckig und platt; die Größe richtet ſich nach dem Bedürfniß. Er iſt Laſtſchiff und Reiſekahn zugleich. Von den älteſten Zeiten herab hat ſich demnach Name und Gebrauch dieſes Bootes erhalten, welches ohne Zweifel von ſeiner Form ſo genannt wird. Auf ſolchen Sandalen fuhren wol ſchon in Römerzeiten die Reiſenden, wenn ſie beim Forum Appii auf dem Canal Decemnovius eine Strecke im Kahn zurücklegten.

Die Fiſchbehälter befinden ſich in der Nähe des Ufers; ſie bilden einen Zuſammenhang von Kammern, die mit Geflecht umzogen ſind. Ich hatte gehofft hier das ſeltenſte Aquarium zu ſehen, aber meine Täuſchung war groß; denn weder in dieſen Behältern noch in den gemauerten antiken Baſſins, welche noch heute benutzt werden, bekam ich auch nur einen einzigen Fiſch zu ſehen.

Ich ging vom See längs des Canals zurück, um an

das Meer zu gelangen. Dieser Canal von römischer Anlage ist etwa 30 Fuß breit, und zu beiden Seiten aus Backsteinen aufgemauert. Innocenz XIII. ließ ihn im Jahr 1721 wiederherstellen. Massive Schleusen sperren ihn gegen den Meeresandrang; man öffnet dieselben um die Fische hereinzulassen, deren ich dort auch einige sah. Das eine der Schleusenwerke dient zugleich als Brücke. Ich fand auf dieser eingemauert das Wappen der Conti, den Campagnaadler mit Schachbrettwürfeln, und darunter folgende Inschrift, das Denkmal jenes Papstes vom Hause Conti: Quod Inter Mare Tyrrhenum Lacumque Circejum Pristino Aquarum Restituto Commercio Carolo Collicola Aerario Ac Rei Marittimae Praefecto Piscatorio Urbis Foro Fisci Rationibus ac Publicae Utilitati Providerit Anno Pont. Primo.

Mitten in der circeischen Wildniß, am äußersten Ende des alten päpstlichen Landgebietes, mutete mich diese Inschrift auf dem bleichen Marmorstein mit so historischer Kraft an, als gehörte sie einer viel längern Vergangenheit, ja als stände sie in gleicher Zeitlinie mit der berühmten Inschrifttafel im Gemeindehause von Terracina, die das Andenken der Austrocknung der pontinischen Sümpfe durch den großen Gothenkönig Theodorich verewigt. Der Zeitraum von zwölf Jahrhunderten, welcher zwischen beiden Tafeln liegt, umfaßt beinahe die ganze Entwicklung des Abendlandes seit dem Falle des Römerreiches; er erscheint deshalb sehr groß — aber was sind im Weltleben zwölf Jahrhunderte? In Wahrheit nur ein Gestern und nichts mehr. Auf andern Localen wird man sich der vielen und langen Umwandlungen des mensch-

lichen Geiſtes deutlicher bewußt, aber in dieſem pontiniſchen Sumpfe ſcheint die Zeit als eine unterſchiedloſe gleichgültige Fläche ſich auszudehnen.

Ich empfand niemals ſo ſehr, wie ſchnell die menſchlichen Dinge legendär werden, als vor dieſer Inſchrift. Das weltliche Reich der Päpſte, welches erſt vor kaum drei Jahren für immer zu Falle kam, dünkte mich hier ſchon eine Mythe, auf deren Geſchichtlichkeit man ſich beſinnen muß, wie auf die Herrſchaft der Gothen. Viele unauslöſchliche Spuren haben die Päpſte dem Land eingedrückt, welches ſie von Etrurien herab bis zum Circecap beherrſchten. Wenn die geſammte hiſtoriſche Geſtalt des Chriſtentums wird vergangen ſein, wenn die Dogmen und der Cultus der Kirche für die kommenden Geſchlechter nur noch eine culturgeſchichtliche Bedeutung haben werden, wie ſie heute für uns der Tempeldienſt des Ptah und des Oſiris hat, ſo wird man die Wappenſchilder, die Inſchriften und Denkmäler der mächtigſten aller Prieſterkönige, die man Päpſte nannte, mit noch größerer Wißbegierde aufſuchen als heute die Monumentalinſchriften des Altertums; und die Ruinen des Sanct Peter und des Lateran werden für den Betrachter und Forſcher Gegenſtände tieferer Teilnahme ſein als die Rieſenmaſſen des Coloſſeums und die Trümmer der Tempel und Thermen Roms.

Die Päpſte haben vieles mit großem Römerſinn zu ſchaffen vermocht. Selbſt dieſe Sümpfe hier bezeugen es. Denn ſeit jenem Gothenkönig Theodorich waren es zuerſt wieder Sixtus V. und Pius VI., welche die Via Appia und das pontiniſche Canalſyſtem herſtellten. Jetzt hat die Regierung Italiens mit ihrem Erbe auch die Aufgabe

übernommen Begonnenes fortzuführen und noch Größeres zu leisten. Die Zeit, welche seit dem Untergang des Dominium Temporale verfloß, ist noch zu kurz, als daß man jener einen Vorwurf daraus machen könnte, daß sie noch nicht an die Vollendung des Hafens von Terracina gedacht hat. Dringender aber als diese wäre der Ausbau dessen von Brindisi, da er dem ganzen Süditalien ein neues Leben und den Handel mit dem Orient zurückgeben würde.

Ein Blick auf die Bucht Paola am Circecap, wie sie sich hier unter dem Schutze des Vorgebirges als Ankerplatz darbietet, lehrt daß auch sie noch eine Zukunft haben wird. Hier ist die einzige Stelle am Cap wo man landen kann. Dort stieg also Odysseus aus:

Dort mit dem Schiffe gelangt an den Felsstrand, lenkten wir heimlich
Zur herbergenden Bucht, und ein Gott war unser Geleiter!

Dort landete Tiberius als er von Astura herkam; dort die Saracenen, welche mehrmals das Circecap plünderten. Noch dauert der von den Gaëtani erbaute viereckige Küstenturm, Torre di Paola, ein schartiger und verwitterter Held, welcher manchen grimmigen Kampf mit den Meerpiraten bestanden hat.

Er steht auf einem Felsenvorsprung unmittelbar am Cap, welches hier seinen höchsten Gipfel emporstreckt. Das Meer und der Canal sind nur wenige Schritte entfernt.

Diese Stelle am Turm war das schönste Ziel meiner Wanderung. Es ist eine köstliche, von der Homerischen

Sage durchdrungene Meereseinsamkeit. Die Saracinesca ist zerfallen; Fenster und Thüren sind zugesperrt, so daß ich vergebens einzudringen versuchte. Das bleiche Salbkraut wächst auf dem grauen Gemäuer, und vom bittern Seewind verdorrte Halme wilden Korns schwanken rings umher, während die Felsen droben von purpurroten Moosen glühen. Alles ist hier wie in Schlummer versenkt. Die Meereswelle rauscht an dem stillen Ufer in gleichförmigen Tacten, welche alles Gegenwärtige in Schweigen begraben und ferne Bilder und Erinnerungen in der Seele wachrufen. Manchmal fliegt aus dem Myrtendickicht am Ufer ein Falk auf, einen hellen Jagdruf ausstoßend, dann zieht er seine geisterhaften Kreise weiter über Sumpf und See.

Die blendendweiße Düne umfaßt das blaue Meer in meilenweiter sanft gebogener Linie, bis wo sie sich nach Astura hin in Duft verliert. Hinter ihr liegen Wälder und Sümpfe, als schwarze Massen. Sie verdecken andere Maremmenseen, den Lago di Crapolace, bei Monaci und Fogliano, welche eine ähnliche Beschaffenheit haben wie der See von Paola, aber hafenlos sind.

Soweit mein Blick diesem schönen Strande folgte, sah ich ihn vollkommen leer; nicht Hirt noch Heerden entdeckte ich auf ihm. Keine Barke war irgend am Ufer sichtbar; nur drei oder vier weiße Segel schwebten auf dem Meer in der Richtung von Astura. Aus der Ferne flimmerte ein Turm, entweder die Torre di Fogliano oder das größere Schloß von Astura. Man kann bis dorthin, ja bis Ostia am Strand entlang wandern oder reiten. Im Altertum aber ging hier hinter den Dünen entlang

die Via Severiana bis zum Cap, und um daſſelbe herum nach Terracina. Ihre Stationen waren von dieſer Stadt aus: Ad Turres, Circejos, Turres Albas, Cloſtra Romana, Aſtura und Antium.

Von der Höhe über dem Turm Paola blickt man in das weite ſtralende Meer, aus welchem Iſchia und die Ponzainſeln deutlich auftauchen. Unter ſich hat man die ſchroffſten Felſenabſtürze von grauen oder rötlich glühenden Maſſen, ſo daß man hier durchaus an den Monte Solaro von Capri erinnert wird. Ich ſtieg wieder zum See hinab, und kehrte dann auf derſelben Straße nach San Felice zurück.

Nach zehnſtündigem Faſten, nach der Meerfahrt, dem Wandern und Klettern in der ſchon wirkſamen Sonnenwärme labten wir uns, mein Führer und ich, mit Wolbehagen an den herrlichen, durſtſtillenden Orangen dieſes Landes. Das Zimmer der Kaffeeſchenke war von Bewohnern des Caps angefüllt, zum Teil großen und ſchönen Männern, doch ohne beſonderes Coſtüm. Man zeigte mir einige von ihnen mit der Bemerkung, daß ſie beim Papſt gedient haben, was unter den jetzigen Verhältniſſen als etwas Beſonderes, und zwar Ehrenvolles betrachtet zu werden ſchien. Man ſagte mir auch, daß bis zur letzten Umwälzung die Beſatzung aller Strandtürme von Terracina bis nach Porto d'Anzo aus San Felicianern beſtanden habe.

Ein Fiſcher war heraufgekommen meine Rückkehr zu erwarten oder zu beſchleunigen; denn wie ich ſchon vom Turm Paola aus beobachtet hatte, war mittlerweile der Wind ſtärker geworden und das Meer mit Wellenſchaum

bedeckt. Beim Gedanken an eine mehrstündige Fahrt gegen Wind und Wogen war mir dies ein nicht gerade erfreulicher Anblick.

Wir stiegen an einer andern Stelle des Abhangs herab zum Strande, wo sich einige antike Trümmer zeigten. Es würde wol belohnend sein hier einige Tage zu verbringen, auf den Felsen umherzuklettern, die schönen Höhlen zu sehen und die Türme del Fico, Cervia und Moresca zu besuchen, welche dort auf vorspringenden Rändern des Caps stehen. Auf dem Strande fortschreitend gelangten wir wieder zum Turme Vittoria und bestiegen die Barke.

Alle sie stiegen hinein, auf Ruderbänke sich setzend,
Saßen gereiht, und schlugen die grauliche Woge mit Rudern.

Wir blieben eine Millie weit vom Strand entfernt. In Wahrheit nur wie eine Nußschale erschien mir die Barke auf dieser wogenden Flut, bald über die Linie des Horizonts und die Berggipfel im Hintergrunde hoch aufsteigend, bald tief unter dieselbe herabtauchend. Dies machte mir großes Vergnügen, weil ich das bewegte Meer nicht fürchte und niemals auf ihm seekrank werde. Die Ruderer arbeiteten mühsam, und mit fehlloser Kunst vermieden sie hier und benutzten sie dort jeden stärkeren Wellenzug. Ich sah dort in der That was „ein gleichschwebendes" Meerschiff sei, denn unsere Barke hing fest und sicher in ihren vier Rudern, welche ihre Arme und Anker zugleich zu sein schienen. Es war indeß eine harte Arbeit vorwärts zu kommen, und schon hatten sich die Ruderer mehr als zwei Stunden lang angestrengt, als

wir uns erſt dem Turme von Badino gegenüber befanden.

Dieſer Turm und ein Caſino neben ihm bezeichnen die Stelle, wo ſich der Portatore, ein Arm des pontiniſchen Canals, ins Meer ergießt. Molen ſind daſelbſt aufgeworfen. Die Fiſcher beſchloſſen hier unter Wind zu kommen und, ſtatt die ermüdende Seefahrt fortzuſetzen, auf dem Canal nach Terracina zu fahren.

Die Brandung wälzte ſich in hohen grauen Wogen in die Mündung des Portatore; die Barke taumelte darüber hinweg, und wir fuhren alsbald unter einer Zugbrücke in den mehr als ſtillen, völlig todten, ſumpfſchwarzen Waſſerarm ein. Aus ihm gelangten wir bald in die Linea Pia, welche in gerader Richtung nach Terracina führt. Sie iſt auf beiden Seiten mit hohen Ulmbäumen eingefaßt, und um ihre Ufer blüht der reichſte Flor von gelben Waſſerlilien. Stellenweiſe war der Canal verſumpft oder mit wucherndem Pflanzenwuchs buchſtäblich ausgefüllt. Es ſtiegen daher drei Ruderer aus der Barke, und zogen dieſe, auf dem Lande fortgehend, an einem Seil weiter.

Zu jeder Zeit im Jahr wird die Linea Pia ſtreckenweiſe gereinigt, und ebenſo ſchnell füllt ſie ſich wieder mit dem dichten Gefaſer der Sumpfgewächſe. Die Reinigungsmethode iſt ſehr einfach: man treibt nämlich von Stelle zu Stelle ein Rudel von Büffeln in den Canal, und läßt von ihnen das Sumpfkraut niederſtampfen. Dieſe Thiere ſtreben natürlich ſich zu befreien und das feſte Land zu gewinnen, nicht weil ſie das Waſſer ſcheuen (ſie ſind im Gegenteil Sumpfthiere), ſondern weil die Arbeit des

Stampfens und Zerreißens so dichter Pflanzengewebe auch ihre gewaltigen Kräfte bald ermüdet. Aber die sie begleitenden Treiber stoßen sie mit langen Lanzen in das Wasser zurück, und hinter dem Rudel fahren noch andere Peiniger auf dem Sándalo, den Speer in der Hand. So sah ich folgenden Tags an der Appischen Straße bei der Station Mesa diese wilde Sumpfscene, und nichts Sonderbareres kann man sich vorstellen als jene im Canal zusammengedrängten schwarzen Unthiere, welche Nilpferden ähnlich scheinen, ihre mächtigen Häupter mit zurückgewendeten Hörnern schnaubend aus dem Wasser heben, und so schwimmend und stampfend dahergezogen kommen.

Je mehr wir uns Terracina näherten, desto belebter wurde der Canal. Viele belastete Sandalen fuhren auf ihm daher; auf manchen saßen Männer in guter bürgerlicher Kleidung, welche Reisende zu sein schienen und wol pontinische Landbesitzer sein mochten.

Wir stiegen aus dem Boot an der Brücke beim großen Militärhospital. Ich ging sofort zum Ufer, neben dem Gasthaus, um zu erfahren was aus der Riesenschildkröte geworden sei. Sie lag jetzt auf einem zweirädrigen Karren mit Stricken umbunden und sorgsam in eine Hülle von Bast gewickelt, wie als wollte man sie vor Erkältung schützen. Viel Volk stand umher sie zu betrachten. Ihre starke Schale war vom schönsten Braun mit schwarzen Flecken; ihr Kopf wie eines Adlers Kopf, selbst das Maul hatte Schnabelform. So lag sie noch lebend, und blickte aus geöffneten Augen mit stoischem Gleichmut die Gaffer an. Vielleicht wollte sie sagen:

ein wie viel gräulicheres Geſchöpf als ich, biſt du, o Menſch, tauſendmal grauſamer und gefräßiger als der Hai, da du ſelbſt die Ungetüme des Meeres ihrer Tiefe entreißeſt, um ſie dann in deinem Magen zu begraben, dem großen Schlund und Abgrund der lebenden Welt! Nachts ſollte die Schildkröte ihrem letzten Schickſal entgegengeführt werden, nach Piperno nämlich im Volskergebirg, wo man ſie als Faſtenſpeiſe verkaufen wollte.

Römische Figuren.

1853.

Dieſe muſiviſchen Blätter werden ſo bunt ausſehen wie ein Carneval und wollen eigentlich als ein Kaleidoſkop betrachtet ſein. Indeß werden wir verſuchen, die wirre Figurenwelt durch einige ſyſtematiſche Ordnung im Zaum zu halten, und deshalb ſollen todte und lebende Bilder, Puppen, mimiſche Tänze, Kinderpredigten, Volkstheater und andere ausgeſlitterte Herrlichkeiten in auffſteigender Linie vor uns ſpielen.

Das erſte Stück ſpielt, wie billig, unter der Erde.

Eines Abends lockte mich, da es die Todtenwoche war, der Lichterſchein in das Pantheon des Agrippa. Ein Prieſter predigte hier über das Purgatorium und ermahnte die Zuſchauer fleißig zu beten, denn dies ſeien eben die Tage, wo das Fegefeuer geleert würde, und fromme Bitten vermöchten viel. „Che qui per quei di là molto s'avanza", ſagt ja auch die Seele des Königs Manfred im Purgatorium. Der Prieſter ſprach mit großer Wärme, mit ſonorer Stimme und in der theatraliſchen Weiſe, wie italieniſche Geiſtliche zum Volke reden. Im Pantheon des Agrippa machte ſeine Predigt einen

geſchichtlich überzeugenden Eindruck. „Denn", ſagte der Mann, „wir wandeln hier auf lauter Staub; gedenkt nur der unzähligen Chriſten, welche einſt Nero, Domitian, Decius und Diocletian den Thieren vorwarf, ans Kreuz ſchlagen und erwürgen ließ." Die Stimme des Prieſters hallte in der großen, halbdunkeln Rotonda mächtig wider, und das Echo ſchmetterte von dem Gewölbe: Nero! Domitian! Decius! Diocletian! daß es ſchien, als riefen dieſe ſchreckenden Namen die Geiſter Roms ſelbſt herunter. Ich ſaß am Grabe Rafael's, und indem ich durch das Dämmerdunkel auf die knieenden Gruppen und die weiße Geſtalt des Predigers blickte, erſchien mir der Mann wie ein Todtenbeſchwörer.

Dieſe Pantheonſcene bewog mich, die unterirdiſchen Grüfte Roms zu beſuchen. Nun gibt es in der römiſchen Todtenwoche die Rappresentazioni oder Darſtellungen von Märtyrergeſchichten und bibliſchen Scenen auf einzelnen Kirchhöfen, welche merkwürdig genug ſind. Die Kapellen dieſer beſtehen in der Regel aus einer Oberkirche und dem eigentlichen Todtengewölbe. In der obern Kirche pflegt während der Todtenwoche ein ſchwarzbehängter Sarkophag zwiſchen Cypreſſen und Candelabern zu ſtehen, worauf ein Crucifix und ein Todtenſchädel liegen. Prieſter ſingen Bittpſalmen, Trauernde oder Neugierige ſtehen, knieen und drängen ſich umher, Weihrauch umlagert ſie wie eine Wolke.

Da iſt die Todtenkapelle alla Morte am Ponte Siſto, und in deren Unterkirche wollen wir hinabſteigen. Wir ſehen hier verwunderſame Dinge. Alle Wände und Decken derſelben ſind mit den ſonderbarſten Reliefs bekleidet, mit

phantaſtiſchen Arabesken und Moſaiken bedeckt. Hier ſind zierliche Blumen angebracht, dort Roſetten, hier Sterne und Quadrate, Kreuze und allerlei Ornamentik, wie ſie nur morgenländiſche Phantaſie erfinden mag. Alles iſt auf das ſauberſte gearbeitet, zuſammengeſetzt aus — Menſchenknochen. Man möchte ſeinen Sinnen nicht trauen. Man denke ſich nur eine unterirdiſche, von Kerzen hell erleuchtete Kapelle gleichſam aus Schädeln und Gerippen erbaut, die mit Todtenknochen ganz und gar überkleideten Wände aber rings beſetzt mit einer Guirlande von lebenden, atmenden Menſchen, meiſt von Mädchen und Frauen und in Seide gekleideten Damen, welche reihenweiſe auf Stülen umherſitzen, blühende Geſichter, lachend, kichernd, angelehnt an Moder und bleichendes Gebein, in einer von Fäulniß durchzogenen Atmoſphäre und umwallt von dumpfen Weihrauchwolken.

Ich ſetzte mich neben ein junges Mädchen, welches gerade unter einem grinſenden Gerippe ſaß und mit ihrer Nachbarin fröhlich und von ſehr lebendigen Dingen plauderte; nachdenklich und faſt erſchreckt betrachtete ich den Knochenmann und ſeine junge Beute, über welcher er beide Hände ausgeſtreckt hielt, denn das Mädchen ſaß ſo, daß es ſchien, es wäre dem Skelett geradezu in die Arme geſunken. Dies hier alſo iſt der Todtentanz unſers Holbein in ganz wirklicher Lebendigkeit.

Ganze Gerippe ſtehen in den Niſchen der Kapelle. Ein jedes hält in ſeinen Knochenfingern eine Schrift, einen moraliſchen Spruch von der Eitelkeit des Lebens, oder eine Bitte an die Lebendigen, der Seelen im Fegefeuer eingedenk zu ſein.

Die saubere Kunst und der peinliche Fleiß, womit die Knochen zur Decoration verwendet sind, sind ganz erstaunlich. Hier hat man einen Teil der Wand mit Kinderschädeln, dort wieder mit größern Schädeln bedeckt; hier sind lauter Schulterblätter zusammengesetzt, dort Brustknochen, Schlüsselbeine, Rippen, Fingerknochen, Gelenkknöchelchen zu Arabesken geordnet. Alles hat man ausgelesen, gesondert und zu Mosaikfiguren verwandelt. Selbst die Candelaber sind aus Menschengebeinen phantastisch zusammengefügt.

Es ist merkwürdig, wie künstlerische Form und ästhetisches Gesetz das natürlich Schauderhafte beinahe überwunden haben. Aber daß hier die Kunst solche That gethan, daß sie aus Dem, was dem Lebendigen als das Grausigste erscheint und was die Erde in wolthätiger Nacht begraben halten will, formenreiche Bildwerke und graziöse Arabesken geschaffen hat, ist doch gar zu abschreckend und abstoßend. Es scheint mir dies der höchste Gipfel fanatischer Verachtung des Lebens zu sein, die bizarrste Phantastik vom Triumf über den Tod und seine Schrecken. Wäre es möglich, daß sich eine solche Todtenkapelle des Jahres 1853 nach Christi Geburt unter der Erde so lange Zeit erhielt, wie sich Grabgewölbe der Etrusker und der Aegypter erhalten haben, und vermöchte man sie nach 3000 Jahren wieder aufzugraben, so würde sie dann ohne Zweifel ein wichtiges culturgeschichtliches Denkmal sein, aus welchem die Nachwelt ihre Ansichten über den christlichen Cultus sich versinnbildlichen könnte. Aber auch uns lebenden Menschen ist ein Blick in eine solche christlich-römische Todtenkapelle

lehrreich genug; es ist ein Blick in das Wesen des Christentums selbst.

Die Aegypter trugen die Mumien ihrer Anverwandten bei Gastmälern umher, auf daß der Fröhliche des Endes aller Dinge sich bewußt bleibe; sie gelten bei uns als dasjenige Volk, welches mehr als alle andern Nationen der Erde die Schrecken vor dem Tode überwunden hatte, und ihre Religion nennt auch unsere Philosophie die Religion des Todes. Aber schwerlich haben jene düstern Aegypter Aehnliches zu schaffen oder zu ertragen vermocht, als sich in diesen christlichen Kapellen zeigt. Auch das Christentum ist die Religion des Todes oder des Triumfes über ihn. In keiner mythischen Vorstellung der Religionen hat der Tod eine gleiche Rolle gespielt; die Passion, die Kreuzigung, die Kreuzesabnahme, die Grablegung, die Auferstehung und die lange Reihe von Märtyrern im Gefolge jener Christenverfolgungen des Nero, Domitian, Decius, Diocletian und anderer Kaiser, haben dem christlichen Cultus dies leichenhafte Gepräge aufgedrückt, die Lebensansicht der Christen bestimmt und ihre Kunst, Musik, Bildnerei und Malerei gleichfalls mit Todesanschauungen durchdrungen. Der melancholische Tiefsinn des deutschen Gemüts, welches Alles zu höherem Geistesleben zu verklären sucht, hat aus diesen Anschauungen die Todtentänze Holbein's geschaffen, die plastische Spruchweisheit Salomonis.

Wer aber mag zuerst auf den Gedanken gekommen sein, aus menschlichem Gebein Mosaik zu machen? Wenn ich diese Todtenkapelle betrachtete, so war es mir, als hätte die verrückte Phantasie unsers Hoffmann sie

gedichtet. Oder ich bildete mir ein, einen wahnsinnig gewordenen Kapuzinermönch zu sehen, welcher in dunstiger Mitternacht beim trüben Schein einer Lampe diese Menschenknochen zusammensetzt und jedesmal ein Gelächter ausstößt, wenn ihm eine Arabeske gelang. Ein Gerippe hilft ihm dabei. Es ist das Gerippe eines schon im Leben wahnsinnigen Künstlers. Da sitzen sie nun beide und sticken emsig die Knöchelchen zusammen und grinsen und schlagen eine Lache auf, wenn ein bleiches Menschenknochenbild fertig geworden ist — wenn nicht überhaupt all dies phantastische Knochenwerk ein paar wahnsinnige Gerippe in wüsten Nächten gemacht haben, was wol das Wahrscheinlichste ist.

Ich sagte zu einem neben mir stehenden Kapuzinermönch: „Padre, wenn einst alle diese Schädel und Gebeine ihr Zubehör suchen müssen, welche Verwirrung!“ — „Ja“, entgegnete der Mönch ernsthaft, „am Jüngsten Gericht, wenn die Todten auferstehen, wird hier ein großes Rasseln sein.“

Auch die Todtenkapelle der Kapuziner auf der Piazza Barberini ist ähnlich verziert wie jene am Ponte Sisto. Nur gelang es dort der Kunst minder gut, das Schreckliche der Natur zu überwinden. Man hat hie und da Gerippe mit Kapuzinerkutten bekleidet, was einen fürchterlichen Eindruck macht. Ein nacktes Skelett ist weniger schrecklich, weil es immer natürlich bleibt, ein aus der Kutte grinsender Schädel ist ganz entsetzlich gespensterhaft. Ich sah an der Decke des Gewölbes zwei Gerippe schwebend angebracht, wie man wol an Kirchendecken liebliche Engel schwebend darstellt. Es waren Kindergerippe, einst

Prinzeſſinnen des Hauſes Barberini. Die Todtenerde, wie es heißt, aus Jeruſalem gebracht, ſoll die Leichen ſchnell verzehren.

Von der Oberkirche unſerer Kapelle am Ponte Siſto ſchallt nun das Domine! Domine! und Miſericordia der oben ſingenden Prieſter dumpf und ſchauerlich, wie Stimmen aus dem Purgatorium von abgeſchiedenem Volk „cantando Miserere verso a verso". Auf einmal kamen ſie herunter, mit ſchwarzen Fahnen, mit ſchwarzen Kreuzen, in ſchwarzen Kapuzen, mit Kerzen und Weihrauchfäſſern, ſtellten ſich zu zwei Reihen in der Kapelle auf und ſangen das Miſericordia. Der Kerzenſchimmer und die Dampfwolken ſchienen, indem ſie flackerten und wallten, den Gerippen Leben und Bewegung zu geben, und ſelbſt ſchienen nun dieſe beinernen Todten den eintönigen Klagegeſang zu ſingen: „In te Domine speravi — Beati, quorum tecta sunt peccata"; ich weiß nicht, was ſie ſangen, aber es erſchreckte die ſchon lange beängſtigte Seele. Einige Frauen in ſchwarzer Trauer ſah ich weinen, di pentimento che lagrime spanda — nach Luft und Leben ringend wühlte ich mich hervor und trat aus dem Purgatorium heraus, „aufs neu zu ſchaun die ſchönen Sterne".

Und nun ſeid gegrüßt, freundliche, lebenſpendende Sterne! Wie ſtehen ſie in ſtiller, klarer Nacht unverwandelt und ewig am Himmel Roms und ſchauen in dieſe öde Katakombe der Geſchichte hinunter, als die alleinigen Götter, welche hier dauerten. Welchen religiöſen Taumel und Wahnſinn ſahen ſie nicht einſt in dieſen Straßen — Iſispriester, Melittapriester, Korybanten und

Gallen, Klageproceſſionen des Adonis, Chöre des Mithras, Juden, Chriſten, zum heiligen Feſt nach den Katakomben wallend, oder brennend in den Gärten des Nero, wo nun die Kuppel Sanct-Peter's zum Himmel aufragt.

Ich ſah in der dunkeln Straße ein einſames Licht auf mich zuwandeln. Ich erwartete, was es ſei. Es war ein goldlockiger Knabe von vier Jahren, der, eine kleine Wachskerze in der Hand, gegangen kam. Er ging, das Licht vergnügt anblickend, an einen Palaſt, wo ein Haufen von Holzſpänen zuſammengekehrt war, und dieſen zündete er an. Das Kind ſprang mit dem Kerzchen an dem Feuer umher und ſchürte fröhlich das flammende Geſpän zuſammen. Es war ein gar reizendes Nachtbild. Ein Fremder kam hinzu und gab dem Kind einen Bajocco. Aber der Kleine ließ ihn fallen und wiederholte ſtets: „Nein, das iſt meine Candela! ich will euch meine Candela nicht geben.“ Er hatte keinen Begriff davon, daß man Geld ſchenke, und als wir ihm ſagten, er könne beides behalten, das Geld und die Kerze, nahm er den Bajocco und ſtreckte uns zugleich zögernd und weinerlich ſeine Candela entgegen. „Welch ein rührendes Kind“, ſagte der Fremde, „es iſt die Unſchuld ſelbſt.“ Ja, es iſt ein kleiner Lichtgeiſt, der mich aus dem ſchauerlichen Purgatorium geführt und mich von den Phantomen befreit hat.

In einem Teile der Oberkirche jener Kapellen, oder auch im Hofraum in eigens dazu aufgeſchlagenen Gerüſten pflegen Wachsfiguren irgend welche Heiligen- und Märtyrergeſchichte oder eine bibliſche Begebenheit darzuſtellen. Das Volk ſtrömt zu dieſen Rappreſentazioni mit der-

selben Neugierde und mit demselben Vergnügen, als man bei uns zu Lande in die Wachsfigurencabinete geht, welche in alten Zeiten größtenteils auch Scenen aus der biblischen Geschichte darstellten, wie vor allen Dingen das ganz volkstümliche Urteil Salomo's. Ist die Hauptperson ein Heiliger oder Märtyrer, so fehlt es nicht an Andächtigen, welche dort ihr Gebet verrichten und um Fürsprache für die Erlösung ihrer Verstorbenen aus dem Fegefeuer bitten. Mancher Bajocco und mancher Grosso fällt in die zinnerne Schale, die der Thürsteher an dem Wachsfigurencabinet neben sich stehen hat. In der Regel geht ein Chorknabe vor den Wachsfiguren auf und ab, eine große Büchse in der Hand, in welcher er die klappernden Groschen schüttelt, um zu Geldspenden einzuladen.

In der Kapelle alla Morte hatte man eine Scene aus der Geschichte der heiligen Agnes dargestellt. In transparenten Wolken erschien diese blondgelockte Märtyrin, in einem Kleid von ätherischer Gaze herabschwebend; vor ihr knieten verehrend die Glieder ihrer Familie. Die Gruppirung der Figuren, die malerische Gewandung und die rosige Beleuchtung zeigten, wie viel Fleiß die Brüderschaft auf diese Repräsentation verwendet und wie sie ihre Ehre darein gesetzt hatte, hinter andern Darstellungen nicht zurückzubleiben, sondern sie alle zu übertreffen.

In der Todtenkapelle der Santa Maria in Trastevere hatte man die Begegnung Mosis mit Jethro in der Wüste als ein vortreffliches idyllisches Stück dargestellt und mit landschaftlichem Zubehör von Felsen und Palmen, wie mit einer guten Staffage von Schafen aus-

geſtattet. Aber die Krone aller Rappreſentazioni war das Wachsfigurencabinet auf dem Kirchhof am Sanct Johann vom Lateran.

Dort wurde der heilige Erasmus und ſein Martyrium gezeigt. Der Heilige liegt rücklings auf einem Geſtell mit aufgeſchnittenem Bauch, die Eingeweide heraus, welche zwei Henkersknechte aufhaspeln und um eine Garnwinde winden. Erasmus ſieht und hört nichts mehr, denn ſein Kopf ſinkt ſchon erſterbend zur Erde. Neben ihm ſteht ein Prieſter des Zeus, das Haupt bekränzt, in ſchönſter Gewandung, und zeigt mit liebevoller Geberde auf das Jupiterbild in der Ecke, vor welchem eine Opferflamme brennt. Auf keine Weiſe iſt dieſer Heidenprieſter als fanatiſcher oder diaboliſcher Menſch vorgeſtellt, ſondern ſeine ſanftmütige Miene ſagt offenbar: „Siehſt du, mein Freund Erasmus! jetzt werden dir die Eingeweide herausgehaspelt, weil du dieſem höchſten Jupiter nicht haſt opfern wollen; darum beſchwöre ich dich, o mein Sohn, kehre um, ſolange es noch Zeit iſt, und Alles ſoll vergeſſen ſein.“ Dagegen iſt der höchſte Jupiter als eine Art von fratzenhaftem Kobold aufgefaßt. Die ganze Märtyrerabſchlachtung, vor deren Gräuel man nur durch Ironie ſich retten kann, geſchieht vor dem Tron des Kaiſers Hadrian, welcher ihr ruhig und in majeſtätiſcher Haltung zuſchaut, zwei lanzenhaltende Kriegsknechte neben ſich. Er trägt einen ſchönen kohlſchwarzen Bart und den Lorbeerkranz. Ich war nicht wenig erſtaunt, dieſen im Ganzen chriſtenfreundlichen Imperator hier in Rom als handelnde Perſon bei einer ſo kannibaliſchen Scene wiederzufinden, und muß nun zu ſeiner Ehre er-

klären, daß er ſolchen japaniſchen Hofvergnügungen, als wie das Bauchaufſchneiden iſt, niemals ergeben war.

Uebrigens waren die Figuren mit viel maleriſchem Verſtand und offenbar von einem Künſtler drapirt; ich erinnere mich kaum, beſſere Wachsfiguren geſehen zu haben. So unmenſchlich auch die Scene war, ſo beleidigte ſie doch das Gefühl weit weniger als das entſetzliche Gemälde des Nicolas Pouſſin in der vaticaniſchen Bildergallerie, welches denſelben Gegenſtand darſtellt. Denn dort macht der Betrachter keine Anſprüche an ein äſthetiſches Kunſtwerk. Dieſes Bild aber iſt wol das Aeußerſte von Mishandlung der Kunſt und von Verhöhnung aller ihrer ſittlichen Geſetze; es ſetzt voraus, daß der Beobachter entweder ein Gladiator oder ein Metzger ſei.

Die barbariſche Luſt der alten Römer an der Qual ſterbender Thiere und Menſchen ſcheint ſich vielfach in die chriſtliche Malerei hinübergezogen zu haben, nur noch ekelerregender und frivoler. Denn was kann die menſchliche Empfindung mehr beleidigen als ſolches Gemälde, oder die in San Bartolomeo auf der Tiberinſel dargeſtellte Abſchindung dieſes Heiligen, oder endlich jene Fresken in Santo Stefano Rotondo, welche die Todesarten von Märtyrern in blühenden Farben und guter Zeichnung mit himmelſchreiender Wahrheit vorſtellen. Würde ein Grieche die Bildermuſeen des heutigen Italien und deſſen Kirchen durchwandern, ſo möchte er das Urteil fällen, daß er zu einem Volk menſchenfreſſender Cyklopen von ganz kannibaliſcher Religion gekommen ſei, welche ſich mit der Zeit auf Malerei verlegt hätten, daß aber unter ihnen

auch ebenso viel Bilder zu finden seien, welche die Grazien selbst gemalt zu haben scheinen.

Der Sinn der Römer für Figuren und jederlei scenische Darstellung oder Gruppirung ist groß und allgemein. Es gibt kaum ein Fest, wo man ihn nicht gewahrte. Die biblischen Scenen, Legenden, Weihnachts- und Passionsvorstellungen sieht man in vielen Kirchen. Es erstreckt sich das bis in die Buden der Fettwaarenhändler und der öffentlichen Straßenküchen. Auch diese haben ihre Heiligen und Patrone und ihre Feste, an denen sie miteinander wetteifern, ihre Buden mit Blumen, mit Buntwerk, Ampeln und Figürchen auszuschmücken.

Sobald die Fastenzeit vorüber ist, verwandeln sich die Läden der Pizzicaroli, der Verkäufer von Käsen, Würsten, Schinken und andern fetten Dingen, in kleine Tempel, in denen irgend eine köstliche Wurst als Wurstgottheit, als mythische Göttin Salami verehrt zu werden scheint. Wie in den Todtenkapellen die Wände mit Schädeln und Menschengebein überkleidet sind, so macht der Pizzicarolo seinen Laden zu einer graziösen Wurstkapelle. Symmetrisch aufgeschichtete Käse bilden etwa die eine Wand, die andere wieder mächtige Speck- und Schmeerseiten, die weißen Kanten, welche mit Arabesken von Gold- und Silberpapierstreifen überkleidet sind, zierlich herauskehrend. An der Decke hängen zahllose Wurstmosaiken, und Würste schweben hier phantastisch unter zwischengesteckten Blumen-, Lorbeer- und Myrtenzweigen, nicht minder graziös als die schwebenden Bacchantinnen auf Fresken von Pompeji oder die reizenden Jahreszeiten des Giulio Romano. Es sind ohne Zweifel höchst geschmackvolle Wurstfresken. In

der Mittelwand wölbt sich eine mysteriöse Grotte, und darin dreht sich zwischen Schinken und Würsten die Passion Christi. Sie ist in einem Tempelchen vorgestellt, welches umkreisend alle bezüglichen Figuren und Figürchen auf das beste sehen läßt. Ueberall flimmern Ampeln und Lichter, und von Freude, von Stolz und Fett stralend steht der kunstreiche Wurstbildner hinter seiner Fleischbank und scheint der hereindringenden Menge die großen Worte zuzurufen: „Anch' io sono pittore!"

Glückliches, kindlich heiteres, aber auch kindisches Volk! Haben sie doch Alles, die ganze Weltgeschichte und den Pulcinella, die Kunst und die Sonne des Südens, Blumen, Früchte und Wein in unerschöpfter Fülle. Seht also diesen Fetthändler, wie er die große Menschheitstragödie, das Weltleiden zu einem Puppenspiel travestirt und zwischen den Schinken sich drehen läßt, und was er für ein großer Triumfator über den Tod ist!

Dies Rom ist eine wunderliche Figurenwelt. Die ganze Entwicklungsgeschichte der Erde ist hier in Figuren zu finden, von den Museen des Vatican und des Capitol und den Kirchen herab bis auf die Springbrunnen des Bernini und die Marionettentheater. Wenn alle diese Figuren lebendig würden, so möchten sie das römische Volk austreiben, und es sollte eine lustige Gesellschaft sein, die dann Rom bewohnte, vom Apollo im Belvedere bis zu dem kleinen Pagliazzo auf der Montanara und dem armen Erasmus, dem die Eingeweide aus dem Leibe gewunden werden. Aber das ist keineswegs ein burlesker Spaß für die Phantasie, sondern es ist für den Denkenden. Denn alle diese Figuren und Figürchen, Götter-

geſtalten, Menſchengeſtalten und Thierbilder ſind ebenſo viel geſchichtliche Geſtalten des Menſchen ſelbſt und alle aus ſeinem innerſten Weſen durch große Proceſſe von Entwicklungskämpfen vieler Zeitalter herausgeſchaffen; und am Ende kann ſich die Marionettenpuppe neben Laokoon ſtellen und ausrufen: „Anch' io sono Laocoonte!“

Gegenwärtig ſpielen in Rom zwei Marionettentheater (Teatri delle marionette oder dei burattini), eins auf der Piazza Montanara, das andere auf der Piazza Sant' Apollinare. Jenes iſt das echt volksthümliche Theater für die unterſte Claſſe der Bevölkerung, dieſes hat ſchon civiliſirte Puppen, welche auch im Leibrock und in Glacéhandſchuhen ſpielen und ihre Vorſtellung jedesmal mit einem prächtigen Ballet endigen. Die Puppen auf der Montanara dagegen ſind noch nicht von der Cultur ergriffen, ſondern gehen in mittelalterlichem Coſtüm, und ihre Art ſich zu betragen iſt reckenhaft und von einer wilden Ungeberde. Sie tragiren faſt durchgehends alte Ritterſtücke, bisweilen auch ein Stück vom Aeneas und vom König Turnus, in der Regel aber ſpielen ſie die mittelalterlichen Romanzen und den ganzen Arioſto von A bis Z, ſodaß ſie die romantiſchen Sagen im Volk lebendig erhalten, was kein kleines Verdienſt iſt.

Am heutigen Tage hängt am Arco dei Saponari, wo das Marionettentheater aufgeſchlagen iſt, ausnahmsweiſe ein großes papiernes Aushängeſchild, auf welchem in langen Buchſtaben zu leſen iſt, daß man ſpielen wird den Criſtoforo Colombo, wie er die Indien entdeckt hat, nämlich im Jahre 1399, wie ſolches der Wahrheit gemäß der Zettel beſagt.

Die Piazza Montanara, eher Straße als Platz zu nennen, gegen den Fuß des Tarpeischen Felsens gelegen und zwischen ihm und dem Tiber, ist einer der Sammelplätze des römischen Volkslebens, namentlich für die untersten Schichten und für die vom Lande kommenden Campagnolen. Alles sieht hier erbärmlich und unsauber aus; die Bedürfnißartikel, welche dort auf den Bänken feilgeboten werden, zeigen, daß hier für Quattrini gehandelt wird. Wer wird jene zahllosen Cigarrenstummel kaufen, welche die Jungen von den Straßen aufgelesen haben und die nun in hölzernen Kisten zum Verkaufe ausliegen? Der arme Mann und der Arbeiter von der Campagna kauft sie für seine Pfeife oder als Kautaback. Es fehlt auch nicht der Straßenschreiber, welcher an der Ecke jenes Hauses hinter seinem Tische sitzt, Papier und Feder vor sich und das großmächtige Tintenfaß, aus welchem er mit derselben Geläufigkeit Liebesbriefe, Drohbriefe, Contracte, Beschwerden und Bittgesuche aufzusetzen weiß. In dieser Gegend hat also das Marionettentheater sein passendes Local gewählt; es findet sein Publicum an den Straßenjungen, an den Bettlern, Arbeitern und Handlangern, welche Abends sich am Arioste zu ergötzen ein Recht haben.

Nun thut sich das gähnende Tor der Seifensieder auf, in welchem es dunkel und ungeheuerlich ist, und schon dringen durch diese Höle Stimmen von lärmenden und quäkenden streitbaren Jungen, welche vor der Billetverkaufsbude und vor der steinernen Treppe des Hauses lungern und sich drängen. Da es heute noch obenein Carnevalstag ist, so wird das Publicum sehr zahlreich

ſein. Das ſchmuzige alte Haus ſteht in einem kleinen Wolfswinkel, welchen eine Lampe erhellt, wenn der Mond nicht hineinſcheint. Unten findet ſich ein zimmerartiges Loch, worin die Billets verkauft werden. Wir können dreierlei Plätze haben: im Paradieſe für 2 Bajocchi, im Parterre für 1 Bajocco und auf dem Palchettone für 3 Bajocchi. Da wir vermögende Leute ſind, bezahlen wir den beſten Platz.

Nachdem nun das Billet gelöſt iſt, gilt es, ſich ins Haus zu ſchieben. Dies aber iſt kein geringes Unternehmen, denn die enge Treppe iſt von Schauluſtigen, namentlich von Jungen, vollgepfropft, von denen jeder der erſte ſein will, und ein ohrenzerreißender Lärm wird verführt. Hundert Füße und Hände ſind im Aufruhr, und keine anſtändige Taſche iſt vor Fingerübungen ſicher. Man wird alſo durch eine enge Thüre in das Haus hineingeſchoben, denn es geht hier Alles im Schub hinein, und ebenſo werden die Zuſchauer nach Beendigung des Spiels, da Alles hinausſtürzt, im eigentlichen Sinne des Wortes im Schub wieder an die Luft geſetzt. An der Thüre aber ſteht gedankenvoll ein päpſtlicher Jäger und bemüht ſich um die Drangſale der Menſchen, ſo oft es ihm einfällt.

Wir haben uns jetzt über einer Hühnerſtiege auf den Palchettone gerettet, eine um die Wände laufende ganz enge hölzerne Baluſtrade, und dort haben wir auf wackelnden Holzbänken Platz genommen. Wir beſchauen jetzt das Haus in der Nähe. Ein Vorhang mit mythologiſchen Figuren, Apollo und einige Muſen, welche nur noch halb kenntlich und in der elendeſten Verfaſſung ſind, ver-

schleiert die Geheimnisse der Bühne. Von der Decke hängt ein halber Bretterverschlag, der von den Lampen angeschmaucht ist und in dessen Ritzen zahllose Düten hineingesteckt sind, die uns rätselhaft erscheinen. In diesem Verschlag trampeln die Zwei-Bajocco-Menschen umher, denn das ist das irdische Paradies. Unter uns liegt auf dem Boden das Parterre. Wenn Hercules, als er nach Rom kam, den Riesen Cacus auf dem Aventin zu erschlagen, dieses Parterre gesehen hätte, so hätte er wahrscheinlich eine Arbeit daran gewendet, und wir würden heute in der Schule nicht lernen: siebentens, er hat die Ställe des Augias gereinigt, sondern: siebentens, er hat das Marionettentheater auf Montanara ausgefegt. Denn dies Parterre hat wol, solange es existirt, niemals weder die Ehre noch die Wolthat eines Besens erfahren. Auf seinem erdigen Boden liegen Tausende von weißen Kürbiskernhülsen, Fruchtschalen und Papierfetzen, welche nun eine natürliche Mosaik bilden. Auf den Bänken sitzt eine zerlumpte Jungenschaft, Roms Sprößlinge von der Wolfsmilch genährt, die raubsüchtige Brut des Romulus.

Betrachtet man die Physiognomien der Erwachsenen, diese bronzefarbenen, schwarzhaarigen Kerle, so glaubt man wahrlich in das Banditen- und Räuberasyl des Romulus gekommen zu sein. Indessen so irrevolutionär auch der Lärm ist, welcher von unterwärts aufsteigt, so friedlich ist der Zweck dieser Versammlung, denn sie Alle wollen sich von Puppen schöne Dinge vorspielen lassen, also ein höchst unschuldiges und kindliches Vergnügen genießen. Es hat die ganze Versammlung einen Marionettenanstrich; denn nun kommen vom Carneval her

Masken ins Parterre, Pulcinelle, Pagliazzen mit Peitschen und aufgeblasenen Schweinsblasen, Wunderdoctoren und Charlatane. Sie nehmen unter Gelächter Platz; ein Zug von infernalischer Heiterkeit, ein ganz Höllenbreugheliſcher Charakter ist über das Parterre ausgegossen. Die Gesellschaft bedarf einiger Erfrischungen. Und siehe da, ein Verkäufer schlüpft mit Geschick durch die Bänke, auf beiden Händen einen Korb balancirend, in welchem Pfefferküchelchen, kleine Pasten und die beliebten Kürbiskerne in Düten zu haben sind. Bald beginnt das ganze Parterre Kerne aufzuknuppern und die Mosaik des Bodens zu vermehren, während die Düten von den Jungen in die Ritzen des Paradieses gesteckt werden, wo sie wie Tropfsteinbildungen in einer Höle herabhängen. Der Lärm ist wahrhaft sinnbetäubend.

Es haben sich nun auch einige Damen, Wölfinnen und tarpejische Nymphen, auf dem Palchettone eingefunden; es ist Zeit zum Beginnen. Man ruft: „Anfangen! Anfangen!“ Die Musik beschwichtigt. Welche Musik! In der Ecke des Palchettone sitzen eingedrückt drei Musikanten, erzdurchtönende Männer, langausatmende Tubabläser. Wenn sie nicht von den Posaunisten Jerichos abstammen, so stammen sie sicherlich von den alten pelasgischen Tyrrhenern, welche die ersten Tuben nach Italien in die Stadt Tarquinii gebracht haben. Ihre Musik ist niederreißend, wahre Ruinenmusik. Trotz des Heulens, Pfeifens, Schreiens und trotz all dem schrillen Spectakel blasen die Musikanten mit unerschütterter Standhaftigkeit, und es fährt bisweilen durch das Chaos der Töne ein armstarker schrecklicher Trompetenstoß.

Nun werden die Puppen ſpielen, und wir können die herrlichſten Geſchichten ſehen, den Kaiſer Karl und die Paladine, den Orlando, den Medoro, den Lancelot, den Zauberer Malagis, den Sultan Abdorrhaman, die Meliſandra, den Ruggero, den König Marſilio und die Königin Ginevra; wir können ganze Völkerſchaften von Mohren und Sarazenen und die ſchrecklichſten Bataillen anſtaunen.

Heute ſpielen ſie die ſchöne Geſchichte „Angelica e Medoro“ oder „Orlando furioso e li Paladini“. Es geht der Vorhang auf und die Puppen erſcheinen. Da kommt der tapfere Orlando und ſein Schildknappe Pulcinella mit einem Schwung und gleichſam durch die Luft; jener iſt vom Scheitel bis zur Sohle gepanzert, und das Schwert Durandal iſt an ſeiner Hand befeſtigt. Der Pulcinella trägt die weißen Hoſen, den weißen weitärmeligen Rock und die ſpitze weiße Kappe. Die Puppen ſind zwei Fuß und darüber hoch, ihre Glieder ſind höchſt gelenk und leiſten alle menſchenmöglichen Bewegungen mit einer burlesk-komiſchen ſteifen Grandezza, wobei das Klopfen ihrer hölzernen Beine, auf welchen ſie beſtändig balanciren, um ſich aufrecht zu halten, das Aufhüpfen und Aufſpringen und die puppenhafte Geberdung zu dem Pathos der von obenher unſichtbar declamirenden Stimmen eine ganz ergötzliche Wirkung hervorbringt.

Allmälig gewöhnt ſich das Auge an die Maße dieſer Gliederchen, indem es die natürlichen Verhältniſſe herabſtimmt, und wenn nun eine Marionette nicht gehorchen will und plötzlich eine nachhelfende Menſchenhand herunterfährt, ſo erſcheint dieſe dem Auge als die

ungeschlachte Hand eines Riesen und als etwas Unnatürliches.

Während die Puppen spielen und in bombastischen Ritterreden einander ausfordern oder sich verliebte Herzensergießungen machen, geschieht es bisweilen, daß es einem Jungen im Parterre einfällt mitzuspielen, und daß er ein Stück Holz auf die Bühne unter die Marionetten schleudert. Ich sah eines Abends, da man die Geschichte des bösen Ganelon gab, einen Jungen diesem schändlichen Verräter ein Stück Holz nach dem Kopfe werfen, und ich glaube, der Junge that das aus demselben heroischen Mitgefühl, welches den edeln Ritter Don Quixote so weit fortriß, alle Puppen eines Marionettentheaters mit seinem tapfern Degen zusammenzuhauen, weil sich seine Ehre dagegen sträubte, zu dulden, daß schändliche Verräter eine edle und tugendsame Dame auf ihr Schloß gefangen führten. Der Anteil an dem Stück zeigt sich immer auf das lebhafteste, und es fehlt nicht an kritischen und witzigen Bemerkungen, welche beweisen, daß der Zuhörer mit dem Gegenstande bestens vertraut ist.

Den höchsten Jubel rufen immer die furiosen Scenen hervor, die sich natürlich häufen. Als Orlando über die Untreue Angelica's in Raserei gerät, schüttelt er sich mit einer so beispiellosen Wut, daß ihm Panzer, Beinschienen und Helm Stück für Stück abfallen, und er wie Amadis von Gallien im Büßerhemde dasteht. Hierauf schlägt er mit dem Degen eine Hirtencapanne, zwei Bäume und einen Felsen nieder, immer brüllend: à terra, à terra! Dazu brüllt auch Pulcinella: à terra, à terra! und rüttelt aus Leibeskräften an der Capanne.

In den Kampfscenen, deren so viel als möglich in jedem Stück vorkommen müssen, wird hinter den Couliſſen stets die Trommel gerührt. Die kämpfenden Paladine oder Ritter und Mohren schlagen wol drei Minuten lang mit unbeschreiblicher Tapferkeit aufeinander; die Puppen werden dabei in der Luft mit großer Geschicklichkeit gegeneinander geschwenkt und ihre Arme an den Gelenkfäden so geschickt bewegt und gegeneinander geschlagen, daß die Degenklingen sich beständig treffen und ein fürchterliches Getöse machen. Ich sah Orlando mit immer gleicher Tapferkeit zehn Hirten erschlagen und ungezählte Mohren niederstechen. Ist es eine Schlacht, so rennen sich die Heere stoßweise an und hauen wütend ein; der unterliegende Teil stirbt jedesmal paarweise. Denn es fallen je zwei Puppen; auf diese fallen wieder zwei und so weiter, bis ein gräuelvoller Leichenhaufe aufgeschichtet liegt, worauf sich dann der Paladin triumfirend oder der Pulcinella einen Witz machend hinstellt.

Der Pulcinella, welcher in einem gurgelnden Tone spricht, der zur komischen Rolle vortrefflich passend ist, liebt es, in der platten Mundart von Trastevere zu reden. Die Ausgelassenheit dieses Volkshumors ist so groß, wie oftmals die Feinheit der Einfälle. Er ist ein unveräußerliches Eigenthum der romanischen Völker, der Italiener und der Spanier. Er zeigt, wie im Wesen der Volkspoesie das Tragische und das Komische zusammengehen. Auch der Leporello ist nichts Anderes als der Pulcinella. Calderon hat die komische Volksfigur ganz vortrefflich und weit volkstümlicher aufgenommen als irgend ein anderer Tragödiendichter, vor allem in

seinem Faustischen Stück: „Der wunderthätige Magus“. In unserm Puppenspiel „Faust“, das vor dem Volk leider selten geworden ist, erscheint auch der Pulcinella leibhaftig, wenn auch im deutschen Kittel; im Goethe'schen „Faust“ hat Wagner den ursprünglichen Charakter verloren und ist eine dem Volk unverständliche scholastische Figur geworden. Der Pulcinella ist eigentlich zum Mephistopheles erweitert, und namentlich ist der Teufel in der parodistischen Gartenscene ganz pulcinellenhaft. Es besteht aber das Wesen der italienischen Figur nicht in der Ironie, sondern in der Parodie, welche hier wieder nur ein ganz bewußtloser Zug des ausgelassenen Humors überhaupt ist.

Die schöne Geschichte vom Cristoforo Colombo spielt das Puppentheater bereits seit 14 Tagen unausgesetzt dreimal am Abend. Es ist ein ausgesuchtes Spectakelstück und reizt die Neugierde besonders durch die unerhörte Erscheinung der Indianer. Die Fabel ist aus allen zu einem Ritterstück erforderlichen Bestandteilen auf das beste zusammengesetzt. Diese Dinge sind: schändlicher Verrat, Liebe und Eifersucht, ritterliche Ausforderung und Kampf, und so viel Schlachterei als möglich. Der schändliche Verräter im Stücke ist Roldan, die einzige geschichtliche Person neben dem Colombo in diesem trefflichen Drama. Roldan war zu den Indianern übergegangen, man sah ihn sogar auf einem Tron sitzen, über und über mit Federn ausstaffirt, sodaß er einem Paradiesvogel ähnlich sah. Die Indianer waren ebenfalls mit prächtigen Federbüschen gekrönt, und trugen mitunter auch Federn an den Beinen, nach Art des Mercur.

Roldan redete sie Soldati an. Sie waren übrigens gut einexercirt und erschienen in der Schlacht mit Flinten und Schießgewehren. Colombo dagegen trug einen stattlichen spanischen Rock mit einer Halskrause und ein schwarzes Barett. Man hatte ihn nicht als Paladin aufgefaßt, sondern als Admiral; daher war ihm der Degen nicht an der Hand befestigt. Er handelte gar nicht, desto mehr aber seine Ritter Pisandro, Glorimondo und Sannazaro. Vor seinen Augen forderu sich zwei edle Damen, welche nach Ariostischer Weise Panzer tragen, zum Kampf, worauf die beleidigte Martidora ihre Feindin und deren Gemal erschlägt. Der Pulcinella ist Colombo's Schildknappe. Ein Engel erscheint ihm und gibt ihm einen Ring, mit welchem er Roldan und die Indianer so verzaubert, wie Ritter Hyon den Sultan von Babylon und die Heiden mit dem Horn verzauberte. Die gefiederten Indianer fahren beim Anblick des Rings in die Lüfte, aber Roldan bleibt regungslos an den Boden geheftet stehn. Hierauf erscheinen zwei gräuliche Prügelgeister, welche ihn auf Befehl Pulcinella's grausam durchprügeln. Dieser Act der Gerechtigkeit erregte ein unglaubliches Jauchzen unter dem Parterre, welches vor moralischem Wolbehagen nicht anders schrillte als eine Wolke von grillen Mauerschwalben; dazu wurde auf der Trommel der Gerechtigkeit geraſſelt, und ein Hornbläser hauchte in erschütternden Tönen seine Seele aus. Ich sah wieder einige Jungen dem schändlichen Verräter mit Papierdüten nach dem Kopfe werfen, um ihm so die gründlichste Verachtung des Parterre kund zu geben.

Nun folgt ein Zwischenact. Wer niemals einen solchen auf der Montanara erlebt hat, kann sich keine Vorstellung von Lärm machen. Man glaubt in der Arche Noah zu sein und alle Thiergeschlechter schreien zu hören. Es ist das nächtliche Thierleben im Urwald, wie es Humboldt beschreibt, und dieses Gezeter von 300 Jungen begleitet mit einer wahrhaft göttlichen Ruhe ein pflichtschuldiger Hornbläser. Vom Parterre kriechen nun beständig Jungen nach dem Palchettone empor, um sich dort einzuschmuggeln: sie klettern wie Marder, wie Wiesel und Eidechsen. Sieht sie der wachthabende päpstliche Jäger auf dem Palchettone, so schlägt er ihnen mit der Faust auf die Köpfe, daß sie hinunterpurzeln. Hat er sich weggedreht, so sind sie wieder oben. Kaum aber ist der Vorhang zum Zwischenact gefallen, so kriechen einige Jungen an die Bühne und heben ihn von unten auf, um zu sehen, ob es nicht bald wieder losgeht.

Der Schluß des Cristoforo Colombo war eine der glänzendsten Schlachtscenen; denn beide Heere, Indianer wie Spanier, rückten mit Feuergewehr an, welches losgebrannt wurde. Auch eine Kanone wurde abgefeuert, worauf die Indianer alle paarweise, doch erst nach heldenmütigem Kampfe, niederfielen. Dies Schießen, Trommeln, Hornblasen, das Klappern der im Kampf zappelnden Marionetten und das gellende Kreischen des Parterre war das ausgesuchteste Schlachtgetöse, das je auf einer Bühne gehört worden ist.

In der Regel spielen die Marionettentheater drei mal des Abends. Sie beginnen mit Ave Maria; das

erste Stück ist das kürzere, dann folgt ein größeres, welches man Camerata lunga nennt. Wir wollen nicht mehr zur Camerata lunga bleiben, sondern nach dem zweiten Marionettentheater auf Piazza Santo Apollinare gehen.

Da führt uns der Weg über den Sant' Eustachio-Markt mitten in ein unabsehbares Gewühl von Menschen und in einen Orkan von schrillenden, pfeifenden, knarrenden und schnarrenden Tönen, die das Ohr zu zerreißen drohen. Nicht wie bei uns zu Lande beschenkt sich hier die Welt am Christabend, sondern sinnvoller am Tag, da die drei Magier dem Christkind die Bescheerung brachten. Dieser Begebenheit zu Ehren wird mit dem 6. Januar hinter dem Pantheon jener Markt eröffnet. Mehrere Straßen hindurch gibt es nichts als Ausstellungen von Spielwaaren jeder Art, welche oft auf das sinnreichste zusammengesetzt sind. Es scheint davon so viel vorhanden zu sein, daß man die ganze Kinderwelt versorgen könnte. Nun wogt durch diese Straßen eine Flut von Menschen; man trommelt auf kleinen Trommeln, man bläst auf Muschelhörnern, man kreischt mit Schnarren, und besonders wird auf kleinen Pfeiffen gepfiffen, welche die Form von Kinderspielzeug haben, als Pulcinelle, Springmännchen, Hündchen und Vögelchen von Thon. Buben, die als Pulcinelle herausstaffirt sind, gehen bandenweise mit solchem Gepfeife durch die Straßen. Es ist ein dämonischer Lärm. Er steckt an, Alles pfeift und kreischt, und selbst mancher feingekleidete Herr widersteht nun dem Drange nicht länger und setzt nun auch die Pfeife an den Mund. Diese Tausende von schrillen

Tönen bringen eine Wirkung hervor, welche die Seele im Leibe zu einer miauenden Katze verwandelt. Seltsam! dieselbe Neigung, die den Menschen bisweilen plagt, sich in eine fremde Maske zu werfen, treibt ihn auch, seine Stimme und Sprache zu maskiren und in die wunderlichsten Laute ausbrechen zu lassen. Wie der im Zorn kreischende Mensch will er aus seiner Haut fahren.

Wir sind in Sant' Apollinare angelangt. Dieses zweite Marionettentheater, ehemals Teatro Fiano und in der Zeit der jüngsten römischen Republik durch die sarkastische Figur Cassandrino belebt, welche sich jetzt in den politisch unschuldigen Pulcinella verwandelt hat, ist, wie ich schon gesagt habe, das civilisirte Puppentheater. Die Puppen spielen hier vor einem anständigen Publicum auf einer kleinen, zierlich ausgestatteten Bühne, welche sauber gemalte Coulissen jeder Art aufzustellen vermag und mit einem vollständigen Bühnenapparat ausgerüstet ist. Der Zuschauerraum in einem kleinen Saal besteht aus dem Parterre und dem Palchettone. Für einen Sitz in jenem zahlt man 3, für den Palchettone aber 5 Bajocchi. Der Preis verwehrt also der untersten Classe den Eintritt. Man sieht die mittlere und die halbgebildete Welt, welche das Vergnügen eines Marionettenspiels nicht verschmäht. Das Proscenium hat sogar Lampen, vor denen ein kleines Orchester in den Zwischenacten spielt, und der Vorhang ist neu und elegant.

Man gibt hier wol auch Ritterstücke, wie den bekannten Volfango fiero, aber in dem schönsten Costüm, da die Ritter vergoldete Harnische, die Damen sammtene und seidene Schleppkleider tragen; doch meist spielt man

Leibrockstücke in Glacéhandschuhen, Conversationsdramen, Localpossen und Heiratsgeschichten, in denen bisweilen reiche Engländer herhalten müssen. Der Pulcinella hat dasselbe Costüm wie sein Zwillingsbruder auf der Montanara, und ist gleich seine Natur dieselbe, so hat er sich doch in höherer Gesellschaft Lebensart angeeignet. Ganz erstaunlich ist seine Gelenkigkeit, denn sitzend weiß er sogar die Beine übereinander zu schlagen und mit den Füßen zu schlenkern wie ein Engländer. Bei Hochzeiten oder bei andern festlichen Gelegenheiten lassen sich Herren und Damen des Stücks mit Anstand auf die Polster nieder und schauen einem Ballet zu, welches das Orchester mit Musik begleitet. Außerdem wird jedes Stück mit einem Ballet geschlossen.

Die Kunstfertigkeit und Grazie, wozu es diese Puppen im Ballet gebracht haben, ist bewundernswürdig; denn nicht allein tanzen sie die schwierigsten Tänze ebenso feenhaft und anmutig, als die Cerrito oder die Pepita sie tanzt, sondern auch der Anstand ihrer Bewegungen und die huldreichen Mienen, mit welchen sie sich verneigen und grüßend die Arme bewegen, sind hinreißend. Man vermißt hier nichts, was einem Ballet der Oper zukommt. Diese Puppen tanzen mit den ausgesuchtesten Beinschwenkungen, und bald schweben sie in lustiger Polka, bald wiegen sie sich wie Schmetterlinge, bald drehen sie sich auf der äußersten Zehspitze, bald knien sie zur Attitude nieder, und jedesmal endigen sie ihr Ballet mit einer großartigen malerischen Gruppe, zuweilen in bengalischem Feuer. In allem Ernst, es ist das non plus ultra von Gelenksamkeit, wozu es Puppen gebracht haben.

Wir haben alſo geſehen, daß dies melancholiſche und düſtere Rom in ſeiner Phyſiognomie auch einen kindlichen Zug zeigen kann, und daß der Pulcinella auf all dieſen Trümmern, Katakomben und Todtenſchädeln luſtig ſein Weſen treibt, und ſo fröhlich iſt wie das Heimchen auf dem Graſe der zerſtörten Kaiſerpaläſte und die grüngoldene Eidechſe, welche an dem Grabmal der Cäcilia Metella ſich emporſchlängelt.

Ich wollte nun meine Freunde in das Volkstheater auf die Piazza Navona führen, aber ich höre die Stimme eines predigenden Kindes, und dieſe lockt uns in die alte ſchöne Baſilika von Ara Celi auf das Capitol. Dort predigen Vormittags und Nachmittags kleine Kinder, Buben und Mädchen, mehr als eine Woche lang bis zum Feſt der heiligen drei Könige, an denen die Kinderpredigten endigen. Aus einem Marionettentheater iſt es kein weiter Sprung zu einer Predigt kleiner Mädchen von ſechs oder acht Jahren. Auch iſt der Mittelpunkt dieſer Schauſpiele eine Puppe, eine mit Edelſteinen und flimmernder Krone reich gezierte, der heilige Bambino von Ara Celi.

In einer Kapelle dieſer Kirche iſt die Grotte von Bethlehem und die Verehrung der drei Könige vom Morgenland auf das zierlichſte dargeſtellt; es ſind Wachsfiguren mit Staffagen von Schäferei und landſchaftlichem Zubehör. Die Jungfrau ſitzt in der Grotte und hält auf ihrem Schoos den Bambino, welchem die Könige die Geſchenke knieend darreichen. Draußen kniet am Pfeiler eine ſtattliche Figur im ſcharlachnen Mantel, mit türkiſchen Pantalons und einem Kopfbunde; anbetend hält ſie die Arme zum Bambinello erhoben. Ihr gegenüber ſteht

an dem andern Pfeiler ein großes und erhabenes Weib, welches dem knieenden Halbtürken das Jesuskind zu zeigen scheint. Dieser Halbtürke ist kein Anderer als der Kaiser Augustus, und das Weib ist die Sibylle. So hat man hier die Sage dargestellt, daß die Sibylle Augustus in einer Vision das Jesuskind gezeigt habe, welches in die Welt gekommen sei, sie zu beherrschen. Sie ist eine der tiefsinnigsten Legenden des Christentums.

Der Grotte gegenüber steht auf der andern Seite des Kirchenschiffs ein Predigtpult, auf welches Kinder im Alter von sechs bis zu zehn Jahren steigen, eins nach dem andern, jedes etwa fünf Minuten lang predigend; und das geht etwa zwei Stunden vor einigen Tausend Menschen so fort.

Ein kleiner hübscher Junge stieg zuerst auf das Pult, schlug ein Kreuz und fing nun mit Geberden, wie Kinder handbewegend zu declamiren pflegen, eine wolgesetzte Predigt von dem in die Welt gekommenen Heile an. Sein Nachfolger, ein größerer Knabe im Chorhemd, verstand es noch besser. Er schrie mit komischem Pathos, donnerte seine Predigt gleich einem Kapuzinermönch herunter und gesticulirte trotz einem tragischen Schauspieler. Man sah ihm an, daß er ein angeborenes Talent zur Mimik besaß; kam in seiner Predigt das Wort Kopf vor, so faßte er nachdrucksvoll nach dem Kopfe, Auge, nach dem Auge, Ohr, nach dem Ohre. Als er einmal Harfenspiel sagte, machte er sofort mit beiden Händen die Griffe eines Harfenspielers. Diese kindliche Art, mit der Mimik die Dinge selbst in ihrer Leiblichkeit zu geben, fand den leb-

hafteſten Beifall bei allen Zuhörern, welche die Predigt teils andächtig hinnahmen, weil Kinder die Wahrheit ſagen, teils ſich an ihr vergnügten wie an einem Marionettenſpiel.

Keins der Kinder war im mindeſten verlegen, die meiſten ſchienen ſtolz zu ſein, daß ſie vor Tauſenden ſprechen durften, und mit dem zunehmenden Sicherheitsgefühl nach überwundenem Anfang ſchwoll ihre Stimme immer höher und wurden ihre Geberden immer theatraliſcher. Mancher Redner vor dem Parlament würde ſich die Unbefangenheit eines ſolchen predigenden Kindes zu wünſchen Urſache haben, und nur wenige Redner möchten ein ſo großes, aus ſo vielen Nationen zuſammengeſetztes Publicum vor ſich ſehen, als hier in Ara Celi ſich beiſammenfindet.

Auf die Knaben folgten Mädchen, zierliche kleine Fräulein mit Locken, im Federhütchen und im atlasnen Jäckchen. Sie machten einen Knix, ſchlugen ein Kreuz und begannen ihre Predigt. Es iſt ſeltſam genug zu hören, wenn ein ſo kleines Ding von der Sünde Adam's ſpricht, die der Herr von uns genommen hat, von dem Glauben an das Heil und an das Wort, welches Fleiſch geworden iſt durch Jeſum Chriſtum, und von deſſen Opfertod, wodurch er die Menſchheit gereinigt hat. Es iſt nicht anders, als ob die Puppen auf der Montanara zu reden anfangen, und die kleinen Marionettenpaladine mit dem ernſteſten Pathos ungeheuere Dinge ſagen, zur Ehre Chriſti gegen die Mohren das Schwert ziehen und die geſammte Heidenſchaft herausfordern, oder als ob die Marionettendämchen in Federhut und Mäntelchen in die

herzbewegendſten Declamationen ausbrechen und bei den Sternen ewige Liebe ſchwören.

Betrachtet man dieſe predigende Kinderwelt, ſo möchte man glauben, daß auch ihre Predigten und die Dinge, welche ſie darin ſagen, marionettenhaft ſein müßten, und daß es ſich hier um einen ganz kleinen Puppencultus und kleine Gefühle handelt, die der Zuhörer mit dem Mikroſkop beſehen müßte. Aber dem iſt keineswegs ſo; es ſind vielmehr ſehr gewichtige Predigten im großen Stil, und keiner fehlt der grundgelehrte Anſtrich der Citate. Und ſo hört man faſt ein jedes Mädchen, unter denen auch Kinder von ſechs Jahren predigen, einzelne Glaubenswahrheiten durch Anführung von Kirchenvätern bekräftigen und ſagen: ſo ſagt der heilige Paulus, così dice San Bernardo, dice Sant Agostino, und ſo ſagt der heilige Tertullian.

Ich glaube, irgendwo ſteht geſchrieben: „Wenn die Propheten ſchweigen, werden die Kinder reden, und wenn die Kinder ſchweigen, werden die Steine ſagen: Amen!“ Geſchahen doch ſelbſt Wunder in Bremen, wo die Tiſche anfingen zu wandeln. Aber der ernſte und wahrhaft religiöſe Menſch wendet ſich mit Erſtaunen von dieſem Kindercultus in Ara Celi und überdenkt die Metamorphoſen des Chriſtentums. Was würden Paulus und Petrus ſagen, träten ſie in jene Kirche und ſähen ſie, was aus ihrer Predigt geworden iſt!

Eins bemerke ich noch, daß Madame Harriet Beecher-Stowe, die Verfaſſerin von „Uncle Tom's Cabin“, welche die menſchliche Natur in unſerm ohnehin ſchon frühlebigen Jahrhundert ſo weit geſteigert hat, daß ſie

die fünfjährige Evangeline zu einer Methodistenpredigerin, ja zu einem Genius des Christentums machte, in Ara Celi zu Rom in einer einzigen Stunde mindestens zwölf kleine Evangelinen sehen könnte, welche noch obenein sämmtliche Kirchenväter studirt haben.

Die Kinder nun, die das Jesuskind im Schooße der Maria, wie ein Püppchen anlächelten, knieten am Schluß ihrer Predigt nieder und richteten ein Gebet an den Bambinello. Ein kleines Mädchen betete also: „Allerliebstes kleines Knäbchen, schlag' doch deine kleinen Augen auf und wirf auf uns Sünder einen Blick der Gnade."

Das Ansehen, welches der Bambinello von Ara Celi in Rom genießt, ist sehr groß; es hängt mit einer Legende zusammen. Eines Tags, es war vor vielen Jahren, verliebte sich eine junge Engländerin in den Bambino bis zum Sterben. Täglich besuchte sie die Kirche, täglich wuchs ihre Sehnsucht, endlich beschloß sie, den Kleinen zu entführen. Sie verfertigte heimlich einen ähnlichen Bambino, einen Wechselbalg, trug ihn in die Kirche und vertauschte ihn mit dem echten Bambinello, welchen sie mit sich nach Hause nahm. Aber in derselben Nacht fingen alle Glocken im Kloster und in der Kirche Ara Celi von selbst zu läuten an, die Mönche stürzten heraus und fanden den entführten Bambino mit gebogenem Kniee an der Thüre stehen, im Begriff, sie aufzustoßen, denn er hatte sich aus den Gemächern der Engländerin auf und davon gemacht. Dies ist die Legende vom Bambino von Ara Celi. Seitdem kam er in große Liebe, und oft genug kann man ihn in seiner Kutsche fahren sehen, wenn er Krankenbesuche macht. Auch in der jüngsten Revolu-

tion Roms spielte er eine Rolle. Das Volk hatte nämlich die Wagen der Cardinäle zertrümmert und verbrannt, es schleppte selbst den kostbaren Wagen des Papsts aus seinem Verschluß und wollte ihn vernichten. Einige gemäßigte Männer, oder solche, die von den Priestern bearbeitet waren, erhoben sich dagegen. Sie wollten die Prachtkutsche des Papsts retten, sie machten also den Vorschlag, sie dem heiligen Bambino von Ara Celi zum Geschenk zu machen. Niemand von den Republikanern wagte diesem Vorschlag zu widersprechen, und feierlich wurde der Bambino in Besitz des Wagens gesetzt. Zum Beweise, daß er factisch davon Besitz ergriffen habe, führten ihn eines Tags die Mönche in dem Papstwagen öffentlich auf dem Corso spazieren.

Seht, die große Procession setzt sich in Bewegung, sie holt den Bambino aus dem Schoos der Mutter Gottes, führt ihn durch die Kirche und auf die große Treppe, wo er dem Volk gezeigt wird, und dann kehrt sie zurück, um den Bambinello zu verschließen. Es sind prächtige Köpfe unter den Franciscanern von Ara Celi, Physiognomien, die in der Kutte stecken, wie ein halb eingesunkener Grabstein von römischem Travertin in der Erde steckt mit verwischter Lapidarschrift; andere sind eherne Köpfe, Dickköpfe wie Claudius, und Fettgesichter gleich Nero.

Die Kinderpredigten sind zu Ende.

Wir aber gehen in das recitirende Volksschauspiel, das Teatro Emiliani, das unterste von allen römischen Theatern für das Drama. Die dramatische Gesellschaft Emiliani hat ihrem Repertoire gemäß, gleich der Ma-

rionettenbude auf der Montanara, ein paſſendes Local gewählt, nämlich die Piazza Navona. Auf dieſem großartigen, ſchönſten Platze Roms, ehemals das Stadium Domitian's, werden im Auguſt die Waſſerluſtbarkeiten gefeiert, da man die Brunnen verſtopft und den Platz unter Waſſer ſetzt, worauf dann das Volk in Wagen umherfährt oder nach Vergnügen darin watet. Die Mitte des Platzes ziert der phantaſtiſche Springbrunnen Bernini's, ein ausgehölter Felſen, auf deſſen Ecken die Flußgötter Ganges, Nil, Donau und Rio de la Plata in koloſſaler Größe liegen, während ſeine Spitze der Obelisk vom Circus des Maxentius krönt. Zwei andere Springbrunnen ſprudeln auf jeder Seite des Platzes. Um den Obelisk nun und zwiſchen den Brunnen, über die ganze Länge der Navona tummelt ſich vom Morgen bis zum Abend das Volk; denn hier haben die Gemüſehändler, die Kaſtanienröſter, die Fruchtverkäufer, Wirker, Strumpfer und Händler mit alten Eiſenwaaren ihre Poſten, und der Mittelſtand kauft hier ſeine Bedürfniſſe ein. Die große Volksmenge zieht deshalb Charlatane, Spielleute, Menageriebeſitzer auf den Platz, und jener Trompeter dort ſagt, daß man hier auch ein recitirendes Schauſpiel genießen könne. Er kommt von Zeit zu Zeit weit in den Markt hinein, ſtößt in die Trompete und ruft mit hallender Stimme: „Ai biglietti, ai biglietti!“ Vor dem Theatergebäude, welches ſich von den andern Häuſern nur durch einen großen Theaterzettel unterſcheidet, ſitzen Verkäuferinnen von Pfefferkuchen und von Kürbiskernen, welche hoch aufgeſchichtet auf den Tiſchen liegen. Das Volk ſtrömt nach der Kaſſe. Es iſt der Mittelſtand,

der Handwerker und der Kleinbürger, die im Stande sind, drei oder fünf Bajocchi für einen Theaterabend auszugeben.

Das Haus hat ganz dieselbe räumliche Einrichtung wie jenes in der Montanara, nur in etwas größerm Maßstabe. Auch hier ruft das Gebaren der Zuschauer im Parterre, welche die krächzende Musik mit Fußstampfen und Pfeifen zu begleiten pflegen, oder mit den Händen auf den Banklehnen den Takt schlagen, bisweilen die Montanara ins Gedächtniß. Indeß ist die Frauenwelt zahlreich vertreten, und nach löblicher italienischer Sitte überschreitet die Heiterkeit niemals die Grenzen des Schicklichen. Man kann Frauen auf den Bänken sitzen und geruhig ihre Kinder säugen sehen, während sie mit aller Lebendigkeit der Handlung auf der Bühne folgen.

Der Vorhang, mit einer Scene von Satyrn um den trunkenen Silen ausstaffirt, geht in die Höhe, und da wir nicht wissen, was heute gespielt wird, müssen wir es erraten. Es tritt ein alter Wucherer auf. Er gewinnt die Marketenderin eines Regiments, um deren Hand sich ein Cadet und ein Sergeant bewerben, zum Eheversprechen. Hierauf erscheint auch der Sergeant, die lustige Person; er betrinkt sich nach und nach in Aquavita. Wie er nun auf der Scene allein bleibt, kommt ein blasser Mensch von ziemlicher Leibeslänge mit Schnauz- und Knebelbart und in hohen Reitstiefeln herein. Bei Seite sagt er, er sei gekommen, seine Soldaten zu beobachten, und das bringt uns auf den Gedanken, daß er, wenn nicht gar ein berühmter König, so doch mindestens ein großer Feldherr sein müsse. Indem er martialisch seinen Schnauz-

bart dreht und mit den Reitstiefeln umherpoltert, zieht er auffallend oft eine große Dose hervor, und fast unaufhörlich schnupft er Taback, welcher bereits die Aufschläge seiner Montur bedeckt. Der rätselhafte Mensch gibt sich dem Sergeanten für einen verarmten Veteran aus und fragt ihn, wie er es mache, wenn er in Geldverlegenheit gekommen sei. Hierauf zeigt ihm jener im Vertrauen seine Säbelklinge; die eiserne, sagt er, habe er versetzt und sich dafür eine hölzerne einsetzen lassen. Unterdeß kommt der Wucherer. Der alte Fritz — denn kein Anderer ist jener martialische Veteran mit Schnauz- und Knebelbart — verkauft ihm endlich seine goldene Dose für den Spottpreis von einem Friedrichsdor.

Im folgenden Act sitzt der betrunkene Sergeant eingeschlafen auf einem Stul: ein Tambour geht um ihn herum und erweckt ihn mit Trommelschlägen. Nun marschiren sechs päpstliche Jäger auf, welche den Wucherer arretiren; dann erscheint der alte Fritz in königlicher Uniform mit demselben Schnauz- und Knebelbart, mit einem großen Dreimaster und ungeheuern gelben Rockaufschlägen. Der betrunkene Sergeant hat sich zwar in Reih' und Glied gestellt, taumelt aber mehrmals auf den König, was vom Publicum mit großem Gelächter bemerkt wird, der alte Fritz aber zu ignoriren scheint. Indeß verhängt er sowol über den Wucherer als über den Sergeanten die gebührende Strafe. Jenem soll auf der Stelle der Kopf abgeschlagen werden, und zwar soll diese Execution der Sergeant mit seinem eigenen Säbel vollziehen. Während nun der Wucherer nach vielen flehentlichen Geberden sich in sein Schicksal ergeben hat und niedergekniet ist,

den Todesſtreich zu empfangen, hat auch der Sergeant nach vielem Sträuben ſich in das Unvermeidliche gefügt. Er bringt das Schlachtopfer zuerſt in die paſſende Lage, beſieht deſſen Hals und merkt ſich die Stelle, in welche er einzuhauen hat, dann wirft er ſich auf die Kniee und bittet die Madonna um Beiſtand bei dieſer ſchrecklichen Action. Sobald er endlich zum Schlag ausholt, ruft er plötzlich aus: „Miracolo! miracolo! Sehet, die Madonna hat meine Säbelklinge in Holz verwandelt!“ Es folgt die großartige Verzeihung des alten Fritz; doch muß der Wucherer zur gerechten Strafe das Regiment drei Tage lang auf ſeine Koſten verpflegen.

Der alte Fritz wurde mit Ungeſtüm gerufen, erſchien und bat in wohlgeſetzter Rede das verehrungswürdige Publicum, zum nächſten mal wiederzukommen, wo man die Ehre haben würde, den Artaxerxes, König von Perſien, zu ſpielen, was denn mit großem Beifall aufgenommen wurde.

Dieſes ſchöne Schauſpiel lehrt, in wie mythiſcher Geſtalt der große König im Gedächtniß des italieniſchen Volks lebt, welches noch heute die Deutſchen unterſcheidet als Austriaci und als Prussiani. Die Prussiani kennt es nur aus der Geſchichte des alten Fritz, von welchem geſagt wird, daß er ein zweiter Attila geweſen ſei und die Austriaci bezwungen habe.

Die Schauſpieler auf der Navona ſind ſehr mittelmäßig. Man findet wol auf den kleinſten wandernden Bühnen Deutſchlands nicht ſchlechtere, als hier agiren, und namentlich iſt das Frauenperſonal ausgezeichnet durch Häßlichkeit.

Jede Vorſtellung im Teatro Emiliani ſchließt entweder ein Ballet oder eine Pantomime und ein lebendes Bild, wie Abel's Tod, Ahasver, die römiſche Virginia, Salvator Roſa unter den Banditen, und andere Darſtellungen.

Eines Abends kündigte der Theaterzettel ein beſonders vielverſprechendes Stück an, deſſen Name iſt: Ravanello spaventato da un morto parlante (Der durch einen redenden Todten erſchreckte Ravanello). Das mußte alſo eine außerordentliche Begebenheit ſein und eine ergötzliche Vorſtellung werden. Es war die Geſchichte des Don Juan im volkstümlich romaniſchen Gewande. Wie im Spaniſchen, und wie auch ſein eigentlicher Name lautet, heißt er hier Don Tenorio, der Leporello aber heißt Ravanello. Donna Anna, Don Octavio und der Commendatore ſind Figuren wie bei uns. In dieſer volkstümlichen Faſſung iſt Don Juan keineswegs ein Fauſt der Sinnenluſt, ſondern ſchlechthin ein gottloſer und frivoler Lebemann. Sein Charakter wird nur in einer Handlung entwickelt. Er tödtet den alten Comthur aus Rache, nachdem er deſſen Zimmer Nachts erſtiegen hat. Wenn er ſich ſpäter auf dem Kirchhof findet, folgt dieſelbe Scene der Einladung der zu Roß ſitzenden Statue, wie ſie in unſerer Oper vorgeſtellt wird, nur fehlen die herkömmlichen Witze des Leporello.

Der Commendatore erſcheint zum Banket. Er iſt vorgeſtellt als ein weißer Mehlteufel und höchſt gräuelvolle Geſtalt. Der erſchreckte Don Juan ladet das Geſpenſt ein, Platz zu nehmen und ſich zu bedienen. „Ich eſſe keine Speiſe", ſagt der Geiſt. „Willſt du Muſik

hören?" fragt Don Tenorio. „Ja", ſagt der Geiſt. Nun ſpielt die Muſik einige Minuten lang, während Don Tenorio und das Geſpenſt ſich ſprachlos gegenüberſtehen. Dieſe Scene iſt von einer tiefen Wirkung und, wie man erkennen wird, höchſt ſinnreich, da die Muſik gleichſam als himmliſche Macht, als die überſinnliche Stimme Gottes und die Poſaune des Gerichts Don Tenorio in die Seele dringen ſoll. Sobald ſie ſchweigt, ladet der Comthur Don Tenorio ſeinerſeits zu ſich, das heißt in das Todtengewölbe zum Banket, und da jener als ächter Caballero dieſe Einladung nicht ausſchlagen darf, ſagt er zu, ſein Gaſt zu ſein.

Er geht alſo in die Todtengruft, worin er ſich allein befindet. Unter Särgen und Monumenten ſteht ein ſchwarzbedeckter Tiſch, auf welchem man Teller und Flaſchen ſieht; das Gedeck iſt mit Todtenſchädeln decorirt. Plötzlich kündigen, wie in der erſten Geſpenſterſcene, laute Stöße unter dem Boden das Erſcheinen des Gaſtgebers an, und die weiße Geſtalt tritt, feierlich ſchreitend, auf. „Iß!" ſagt der Geiſt. Der ſchaudernde Don Tenorio wendet ſich hinweg. „Ich mag nicht eſſen", ruft er mit bebender Stimme. „Willſt du Muſik?" „Ja!" ſagt Don Tenorio. Wieder eine wirkſame Pauſe, da nur die Muſik ſpielt. Die Muſikanten, vier Hornbläſer und ein Baſſiſt, thaten ihr Möglichſtes, um etwas ganz Infernaliſches von Tönen zuſammenzubringen, und ſo erkannte man deutlich die Wirkung der Scene auf die Gemüter der Zuhörer.

Sobald die Muſik ſchwieg, begann der Geiſt ſeine Stimme zu erheben und nach Art eines Kapuzinermönchs

eine eindringliche Ermahnungsrede an Don Tenorio zu richten, indem er ihn aufforderte, in ſich zu gehen, das Heil ſeiner Seele zu bedenken und ſich zu Gott zu wenden. Der aber verweigert die Bekehrung in cavaliermäßigem Trotz. Nun folgte der Handſchlag, das Ergreifen und Feſthalten der Hand Don Tenorio's, und es öffnete ſich augenblicks eine Fallthüre, aus welcher ſchreckliche Flammen von Kolophonium hervorbrachen. Nicht ſo bald erſah Don Tenorio dieſe Fallthüre, als er auf ſie zuſchritt und mit der Tapferkeit des römiſchen Curtius ſich mitten in das Kolophonium hineinſtürzte.

In der letzten Scene ſieht man die Hölle ſelbſt mit bengaliſchen Flammen, oder den in großer Fürchterlichkeit aufgeſperrten Höllenrachen. Jetzt ſtürzt Don Tenorio herein; halbnackt, an den Armen gefeſſelt und mit geſträubtem Haar, wälzt er ſich am Boden, während ihn einige Kobolde von der hölliſchen Inquiſition zwicken. In ſolcher Pein ruft der Verdammte: „Schon tauſend Jahre ſchmachte ich hier, iſt keine Rettung?“ Hinter der Scene brüllen die Dämonen: „Keine! keine!“ Der Vorhang fällt.

Dies iſt Don Juan in ſeiner volkstümlichen Behandlung; aller Nachdruck geht auf die moraliſche Wirkung, das Poſſenhafte verſchwindet faſt gänzlich, und der Ravanello iſt eine ganz unbedeutende Figur geworden; denn die Färbung von Humor, welche das Stück anfangs zeigte, verliert ſich ſchon in ſeiner Hälfte.

Wir ſehen, daß dieſes Teatro Emiliani ziemlich intereſſante Dinge von tragiſchem Kaliber vorzuführen im Stande iſt, und ſo wollen wir es uns nicht nehmen

laſſen, die erſchütterndſte Tragödie der italieniſchen Poeſie auf ihm ſpielen zu ſehen, nämlich „Francesca da Rimini".

Die weltberühmte Epiſode des Dante'ſchen Gedichts hat, wie die Malerei, ſo auch die Dichtung zur Behandlung gereizt und auch dramatiſche Verſuche veranlaßt, welche ſich alle als undramatiſch erwieſen haben. Selbſt Byron ſagt in ſeinen Tagebüchern, daß er den Gedanken faßte, eine Tragödie „Francesca da Rimini" zu ſchreiben. Es iſt zu bedauern, daß er es nicht that; wenn er auch kein Bühnenſtück geliefert hätte, ſo war er doch der Poet dazu, große Leidenſchaften groß aufzufaſſen. Die Einfachheit der Handlung erſchwert den dramatiſchen Fortſchritt ſie fordert einen großen Dichter, welcher ſich auf die Dialektik der Leidenſchaft verſteht. Silvio Pellico iſt der Einzige, der ihr nahe gekommen iſt. Seine „Francesca da Rimini" hat eine gute innerliche Entwicklung bei ſehr edel gefaßten Charakteren, wenn auch die dramatiſche Wirkung nicht groß iſt. Das Stück iſt in Italien claſſiſch und wird auf kleinen wie auf großen Bühnen geſpielt. Hier in Rom ſpielten es in dieſen Tagen zwei Theater nebeneinander, Valle als ernſtes Trauerſpiel, und Teatro Emiliani als Traveſtie.

Sehen wir es alſo auf der Navona. Die Schauſpieler tragiren es hier im römiſchen Dialekt, das iſt in der platten Mundart von Trastevere. Es wird traveſtirt oder trasteverirt. Es iſt, als gäbe man die „Iphigenia" plattdeutſch, oder den „Fauſt" in der niederländiſchen Ueberſetzung des Bleeſchhauer. Bei uns wäre eine ſolche Caricatur des Tragiſchen unmöglich. Wo würde ſich wol

eine noch ſo kleine Bühne finden, welche es wagen ſollte, „Maria Stuart“ als lachenerregende Traveſtie vor dem Volk zu ſpielen? Man traveſtirt bei uns die Tragödien nur durch ſchlechtes Spiel, nicht aber aus Abſicht zu ergötzen.

Auf der Navona traf Alles zuſammen, um die größtmögliche Lächerlichkeit zu erregen, der platte Dialekt und das ſchon von Natur entſetzliche Spiel der Schauſpieler, namentlich der Franceſca ſelbſt. Indem ſie die tragiſchen Rollen, welche der Dialekt lächerlich machte, ernſt ſpielten und von dem Kothurn immer wieder auf die Socken fielen, glichen ſie jenen Schauſpielern von Pyramus und Thisbe. Der alte Guido von Ravenna hatte ſich einen Buckel gemacht und ſpielte in ſammtenen Hoſen und in Hemdärmeln als Kobold. Die unglückliche Franceſca glich einer von Geſundheit ſtrotzenden Milchmagd, und Lanciotto und Paolo hatten Figur und Art von zwei ledernen Raufbolden, welche ſchimpfend und ſchreiend die Plempen ziehen. Sie ſpielten jedoch mit vollem Ernſt und in unveränderter Handlung des Stücks, nur war jede erhabene Sentenz ins Trasteveriniſche nicht allein dem Wortlaut, ſondern auch dem Gedankenausdruck nach herabgeſtimmt. Dieſelbe Tragödie war ſtehen geblieben, aber ſie war nach dem Recht des Carneval in eine Hanswurſtjacke geſteckt, und die Muſe der Tragödie hatte ſich gleichſam das Geſicht beſchmiert und ſich mit Kohlen einen Schnurrbart angemalt.

Der Fremde, welcher in die Unterſchiede des reinen Italieniſch und des Trasteveriniſch nicht eingeweiht iſt, lacht nur über die Verhunzung des Tragiſchen ſelbſt, der

Römer aber lacht über den Dialekt. Es iſt ein ganz localrömiſches Vergnügen. Als einmal der alte Herr von Ravenna zur Francesca ſagte: „State mosca!“ brach das Publicum in ein ſchallendes Gelächter aus. Ich fragte einen neben mir ſitzenden jungen Menſchen, der ſich in Lachkrämpfen wand: „Warum lacht ihr denn eigentlich?“ „Mosca“, ſagte er, „o mein Gott! ſo ſagen ſie ja in Trastevere ſtatt zitto (ſtille).“ Statt niente (nichts) ſagt der Dialekt nientaccio, wie überhaupt das accio und uccio ein vorherrſchendes Anhängſel von Trastevere iſt, und jedesmal erregte das ein ſchallendes Gelächter.

Der Dialekt liebt, wie jede platte Mundart Italiens, das ne anzuhängen und die Verbalendungen are und ire zu verſchlucken, er ſagt deshalb andane und partine, ſtatt andare und partire. Ebenſo verwandelt er das l gern in r, und ſagt alſo ſtatt del teatro: der teatro. Indeß verſtellte man auch die Ausdrucksweiſe ins Platte; es ſagte Lanciotto einmal zu Paul: „Warte, ich will dich zerhacken wie eine Wurſt.“ Bei Silvio Pellico ſchließt das Stück: Es iſt genug Blut, daß die Sonne, wenn ſie wiederkehrt, ſchaudert; im Dialekt hieß es: daß die Sonne, wenn ſie wiederkehrt, das Zipperlein kriegt. Die Stelle im Dante, wo Francesca und Paul die Liebesgeſchichte von Lancelot und Ginevra leſen, wurde ſo traveſtirt, daß geſagt wurde: „Wir laſen eines Tags die ſchöne Geſchichte von Chiarina und Tamante.“ Dies iſt nämlich eine Liebesgeſchichte aus Corſica, welche als fliegendes Blatt durch ganz Italien verbreitet iſt und hier überall verkauft wird, wie bei uns die neuen Lieder.

„Was würde wol Dante und Silvio Pellico dazu ſagen, wenn ſie dieſe Tragödie auf den Brettern in ſolcher Form ſähen?“ ſo fragte ich einen meiner Nachbarn. Der Mann ſah mich verwundert an, und nachdem er begriffen zu haben ſchien, was ich meinte, ſagte er: „Eh! si vuol ridere.“ Ich habe nun in Wahrheit kaum etwas Lachenswürdigeres geſehen als jene Scene, in welcher Lanciotto den Bruder und ſein Weib erſticht, und wie dieſe beiden Liebenden nun niederfallen, Paul zur Franceſca, welche hier Checca heißt, ſagt: „Checca, verzeihe mir — ach, ſie iſt caput! — nun bin ich auch caput“, und wie der Signor von Ravenna, buckelig, in ſammtmancheſternen Hoſen und in Hemdärmeln an den Leichen ſteht und zu Lanciotto ſagt: „Genug Blut, daß die Sonne, wenn ſie wiederkehrt, davon das Zipperlein kriegt.“ Der Vorhang fällt.

Man kann im Theater Emiliani auch Medea im dialetto romanesco vorſtellen ſehen, oder ſich an der „Didone abbandonata“ ergötzen, worin Aeneas als der mythiſche Ahnherr der Römer dem Volk mit heroiſchen Erinnerungen ſchmeichelt. Doch ſei deſſen genug.

Damit aber der Leſer die trasteveriner Sprache vor ſich habe, gebe ich hier den Anfang des Theaterzettels:

Teatro Emiliani
In Piazza Navona
Invito Strasordinario

Per la sera der giorno de Giuvedine 27 Gennaro der mille ottocento cinquantatrene. A Benefiziamento della

prima donna Pantomimica assoluta Marietta Descarsi. Man wird, wie der Zettel ſagt, geben den

Purcinella Impicciato in tra' una Mucchi de Sorci, dopo na nova pantomimica tutta de spettacolo, fadica d'un regazzino granne de 5 anni e questa se chiama Er Naufragiamento de Tom-Pusse.

In der Camerata Lunga wird man an demſelben Abend geben das erſte Stück von neuem, dann ein Balletto in punta e tacco, hierauf den Capo d'Opera der Sor Pietro Metastasio Didone abbandonata, endlich die Pantomimica er balletto. Darum, ſo ſchließt der Zettel, kommt und lacht und macht auch die Schauſpielerin lachen, deren Benefiz es iſt, und ſie wird euch zum Lohn Alles geben, was ſie in der Bruſt verſchloſſen hat (tutto quello che tie chiuso nder petto).

Dante nennt in ſeinem Buch „De vulgari eloquentia" den römiſchen Dialekt den häßlichſten von allen Dialekten Italiens.

Die beiden Marionettentheater auf der Montanara und auf Sant Apollinare und das recitirende Theater Emiliani ſind alſo die eigentlichen römiſchen Volkstheater mit ganz localem Gepräge. Dazu kommt noch im Winter das große Theater Alibert für Spectakelſtücke und mit dem Beginn der ſchönen Jahreszeit das Volkstheater im Mauſoleum des Auguſt.

Alle übrigen Theater haben nichts eigentlich Nationelles mehr. Nur Capranica ſteht noch in der Reihe der Volkstheater, macht aber ſchon den Uebergang zu den größeren. Man gibt hier Tragödien und Komödien, Ritter- und Räuberſtücke, Singſpiele, Pantomimen, Ballete

jeder Art. Die ſtehende luſtige Perſon iſt der Stenterello, eine toscaniſche Figur ohne ſtereotype Maske, überhaupt nur der Luſtigmacher, welcher auch in den Rührſpielen nicht fehlen darf. Er iſt der Pulcinella der recitirenden Volksſchauſpiele in ganz Ober- und Mittelitalien, und ſelbſt das Teatro Emiliani hat ihn neben dem Pulcinella aufgenommen. Einen guten Stenterello haben, gilt für das toscaniſche Volkstheater Daſſelbe, was ein erſter Tenor und eine Primadonna für die Oper gelten. Die Theaterzettel kündigen ihre Stücke jedesmal mit dem Zuſatz con stenterello an, wie auf den Marionettentheatern die Stücke immer angekündigt werden: con pulcinella.

Außer Capranica ſpielen noch die Theater Torre d'Argentina, Valle, Tordinona oder Apollo. Das Apollotheater iſt das Opernhaus; in der Winterſaiſon brachte es den „Trovatore" von Verdi. Valle iſt das größte Theater für recitirendes Schauſpiel; eine gute turiner Geſellſchaft ſpielt hier ſeit Oſtern und begeiſtert das Publicum durch die im tragiſchen Fach ausgezeichnete Signora Riſtori. Man ſpielt hier, wie bei uns, viele franzöſiſche Bühnenſtücke, bisweilen auch Dramen Kotzebue's, und höchſt ſelten gehen Goldoni, Silvio Pellico und der cenſurwidrige Alfieri über die Bühne. Alle dieſe Theater entziehen ſich dem Bereich der Figurenwelt dieſer Blätter.

Wir wollen alſo den Vorhang fallen laſſen und die Puppen ſammt und ſonders wieder in die Schachtel legen. „Ebenſo", ſagte einſt Don Quixote, „geht es in der Komödie und in der Darſtellung dieſer Welt, wo

Etliche Kaiser spielen, Andere Päpste, und kurz, ebenso viele Figuren, als nur in der Komödie auftreten können; wenn es aber zu Ende ist, wenn das Leben nämlich aus ist, zieht der Tod allen die Kleider aus, nach welchen sie sich unterscheiden, und in ihren Gruben sind sie alle einander gleich."

Und so sehet hier, meine Freunde, eine römische Figur, die ihre Rolle ausgespielt hat, und jetzt auf dem Paradebette zwischen brennenden Kerzen öffentlich ausgestellt daliegt, starr und todt, neugierig begafft von dem herzudrängenden Volk, von Menschen des niedrigsten Standes, die, als jener Mann lebte, ihm nicht in die Augen zu sehen wagten und scheu den Hut zogen, wenn er in seiner Prachtcarrosse vorüberfuhr. Es ist ein Cardinal. In einem Zimmer des Palasts der Consulta liegt er über dem Paradebette an der Wand in seiner roten, fürstlichen Gewandung. Wie wenig Prunk um diesen Mann, der einst den römischen Staat gelenkt hat und dessen Lebensgeschichte mit den größten Weltereignissen sich verzweigte.

Das Zimmer ist klein und nicht zu sauber. Betrachtet die Behänge seines Paradebettes, sie sind von schwarzem Tafft, sie haben schon manchem Cardinal gedient, denn sie sind alt und abgebraucht, schmuzig, zerrissen und hie und da geflickt. Ein paar Kerzen brennen. Ein Priester murmelt an einem Pult Gebete. Ab und zu strömt das Volk herein: Arbeiter von der Straße, Weiber und Kinder, und sie gaffen dem Todten mit dumpfer Gleichgültigkeit ins blasse Angesicht. Er liegt da wie eine rote umgestürzte Porphyrsäule eines Tempels. Sein Haupt

ist groß und wie aus Stein gehauen, steinalt und von spärlichem Haar umsilbert; seine bleichen Züge drücken noch festen Willen und ruhige Ergebung aus.

Ueber diesem Haupt schwebte im Jahr 1846 die Papstkrone, der Gegenstand langgenährter Hoffnung. Als Gregor XVI. gestorben war, zweifelte Niemand an der Wahl dieses berühmten Staatsmannes, des Ministers von Gregor, Erzbischofs von Genua, Großpriors der Malteser und Abts von Farfa, der einst Nuntius in Paris gewesen war. Viele Cardinäle waren seine Creaturen, sein Anhang in Rom sehr groß. Als nun das Conclave beisammen war und man zur ersten Abstimmung schritt, fielen auf ihn die meisten Stimmen. Er zweifelte nicht an seiner Wahl, in der Stille seines Herzens trug er schon den Namen, den er sich als Papst hatte geben wollen. Aber die Papstwahl ist wie das Spiel einer Lotterie, und jener Cardinal zog eine Niete. Ein Mann, welcher einst an seine Thüre in Genua geklopft hatte, demüthig um seine Gnade und seine Beförderung bittend, der arme Graf Mastai Ferretti, gewann die Papstkrone, und der Greis Lambruschini fiel vor ihm auf die Kniee und küßte die Füße Seiner Heiligkeit.

Da liegt nun Lambruschini, der stolze unbeugsame Genueser, der einst Niemand neben sich geduldet und eigentlich statt Gregor's geherrscht hatte, ein Mann von großer Energie und eine despotische Natur, von der unerbittlichen Strenge eines Mönchs, unzugänglich den Leidenschaften der Welt, nur auf die Herrschaft der Kirche bedacht, noch einer der Wenigen aus der alten Zeit und alten Schule. Fünf Päpste hatte er erlebt, der sechste nahm ihm die

Krone. Und welche Stürme der Geschichte von der französischen Revolution bis auf die jüngste von 1848 hatte er nicht erfahren, welche Erscheinungen, welche Personen, Kaiser, Könige und Fürsten, Gewaltherrscher und Entthronte waren nicht einst an ihm vorübergegangen. Im Papismus alt und grau geworden, das Haupt der Kirchenabsolutie, mußte er auch noch die letzte Revolution erleben, die Pio Nono mit den Reformen selbst hervorrief; wie ein Verbrecher mußte der alte Mann, schon an der Schwelle des Grabes, aus Rom entfliehen. Ich sah ihn oft bei Kirchenfesten, wenn er vor Alter zusammengesunken, gebeugt und zitternd, ehrwürdig wie ein Patriarch, in der Procession einherwankte oder in die Sixtinische Kapelle geführt ward. Aller Augen waren dann auf ihn gerichtet und es lief ein Murmeln durch die zuschauende Menge: „Das ist Lambruschini!"

Hier nun steht der zerlumpte Bettler und Handlanger von der Straße frank und frei an seinem Paradebette und gafft ihn an: „Ecco Lambruschini!" So liegt er, ein gleichgültiger Gegenstand, von den Weltdingen und der Geschichte abgetrennt, eine Figur, die ausgespielt hat und nun zu den andern Puppen gepackt wird, schon vergessen. Diese Oeffentlichkeit, diese gleichgültige Beschau einer Leiche hat etwas Erschreckendes, sie zwang mich, dem todten Cardinal im stillen Nachsinnen eine Leichenrede zu halten, indem ich an seine hohe Stellung, an seine große Thätigkeit und an sein großes Zeitalter zurückdachte und sein greises Todtenantlitz mit Ehrfurcht betrachtete.

Aber was kümmert sich auch das Leben um Kaiser

Könige, Päpſte und Cardinäle, und was bedeuten ſolche Erſcheinungen in Rom! Hier unter den Ruinen der Weltgeſchichte wird Alles, was draußen durch Größe blendet, fahl und bleich oder klein wie ein Marionettenſpiel; denn hier modert eine Welt von Purpur, und die Luft iſt voll von Namen todter Kaiſer und todter Päpſte.

Alſo weiter in das Puppenſpiel des Lebens! Aber wohin ſoll ich meine Freunde nunmehr führen? Auf den Corſo, wo rote und goldgeſtickte Teppiche aus allen Fenſtern hängen, wo tauſend ſchöne Frauen von den Balconen herablachen und einen ganzen Frühling von Blumen herunterſtreuen, wie Pfirſichbäume, wenn ſie der Zephyr bewegt und ihre Blüten umherſtreut? Oder ſollen wir nach Sant Antonio in die Diocletiansthermen, wo die langen Züge von buntbebänderten Pferden geweiht werden, wo wir die Equipage des Papſts und ſein ſchönes weißes Maulthier bewundern, oder die Carroſſe des Herzogs Buoncompagni-Ludoviſi anſtaunen können, deren herrliches Geſpann, 16 Roſſe zumal, der Wagenlenker vom Bock regiert? Doch nichts von alle Dem, ſondern hier drängt ſich uns mit unabweisbarer Allgegenwart die glänzende Erſcheinung auf, welche Graſſo Lucido heißt.

Aber nein! unſere Aufmerkſamkeit nimmt jener wunderliche Zug von Weſen in Beſchlag, welche paarweiſe und feierlich daherſchreiten und dem tiefſten Mittelalter anzugehören ſcheinen, wie deſſen Geſtalten von Giotto oder Ghirlandajo und Sandro Botticelli gemalt ſind. Dieſe Männer ſind von Kopf bis zu Fuß in ein langes rotes Gewand gekleidet; eine Kapuze, welche ſpitz zuläuft,

verhüllt ihr Haupt und läßt nur die Augen wie durch die Augenlöcher einer Maske ſehen. Alle ſind ſie barfuß. Ein Strick umgürtet ihre Lenden; einige tragen Kreuze, aber jene beiden roten Geſpenſter, die den Zug eröffnen, halten vor ſich in beiden Händen einen Menſchenſchädel und Menſchenknochen. So ſchreiten ſie einher und murmeln Gebete. Es iſt die Brüderſchaft der roten Sacconi. Wahrlich, ihr Anblick iſt von unſaglicher Bizarrheit und verſetzt in die älteſten Jahrhunderte zurück. Aber es gibt auch Brüderſchaften von andern Farben, und wenn wir Abends Rom durchwandern, können wir wol mehr als einem Zuge ſolcher Art begegnen, dieſe in ſchwarzen Kapuzen, jene in himmelblauen, andere in weißen oder gelben Gewändern. Das ſind römiſche Figuren, die man täglich ſieht, und wenn ſie jene menſchenöden und altertümlichen Stadtviertel Roms, die Regionen Monti, Campitelli oder Trastevere durchſchreiten, oder wenn die Kapuziner ſelbſt in ihren braunen Kutten und ſilbergrauen Bärten mit angezündeten Wachskerzen feierlich hinter dem Kreuz oder einem Sarge voraufgehen, erfüllen ſie die öden Plätze und Straßen mit ſchauerlicher Schwermut.

Der Cultus Roms, ja das ganze innere Leben der Stadt hat weſentlich den Charakter der Proceſſion, denn Rom iſt die Stadt der Proceſſionen. Und ſelbſt wenn es nicht kirchliche Umzüge ſind, die zumal im Sommer mit dem Mai und Juni ihren Anfang nehmen, ſo ſind es ungezählte andere Züge von Genoſſenſchaften, welche paarweiſe über die Plätze hinwandeln und überall ein feierliches Weſen verbreiten.

Seht, dort ziehen Mädchen, von Nonnen geführt, paarweise durch die Straße. Sie alle tragen ein schwarzes Kleid und ein weißes Brusttuch, ein weißes Kopftuch mit schwarzem Bande; vorauf gehen die Kleinen, dann in aufsteigender Linie geht es so fort bis zu Mädchen von achtzehn bis zwanzig Jahren. Es sind Zöglinge irgend eines Instituts, welche spazieren gehen. Sie begegnen sich mit einem Zug von Jünglingen, welche von Geistlichen spazieren geführt werden. Auch sie sind paarweise in aufsteigender Linie geordnet. Alle tragen sie schwarze Leibröcke und einen schwarzen Hut, selbst die kleinsten sind also ballmäßig angezogen, und wol 30 bis 50 Knaben sieht man beisammen, ein komischer Anblick, da Leibrock und Hut ihnen ein zwerghaft veraltetes Ansehn geben. Wenn sich jene schwarzen Mädchen und diese schwarzen Jünglinge begegnen, werfen sie sich sehnsüchtige Blicke zu und gehen stumm aneinander vorüber. Denn ach! sie sind stumm und ihre Ohren hören nicht, nur mit den Augen und mit den Händen telegraphiren sie sich ihre Unglückszeichen.

Es ist unmöglich, alle diese Vereine und Körperschaften zu nennen, welche so paarweise und in socialer Uniform Rom durchschreiten. Es sind Hunderte von pädagogischen Provinzen in dieser Stadt des geistlichen Socialismus, Hunderte von kirchlichen Phalansterien, welche die Phantasie Goethe's oder Fourier's zu Schanden machen.

Seht, da kommt wieder ein anderer Zug von Jünglingen, schwarz uniformirt in kaftanartigen Röcken mit aufstehenden Kragen, welche ein roter Streifen verziert.

Ein paar Mohren aus Afrika sind darunter, andere haben dunkelgelbe Gesichter. Sie sprechen in diesem Zuge Sprachen aus allen Zonen, europäische und asiatische wie afrikanische, sie reden chinesisch, persisch, hindostanisch, malabarisch, abyssinisch, koptisch und orangutisch. Das sind Schüler der Propaganda, spazierende junge Missionäre. Aber die dort, die rotgekleideten, flachshaarigen Jünglinge, welche eben vorüberkommen, paarweise wie die andern, sprechen alle deutsch, denn es sind Zöglinge des Collegium Germanicum. Und so sehen wir noch andere Collegien, bald hellblau gekleidete Jünglinge, bald weißgewandige und bald schwarze, Engländer oder Schotten, Nazarener und Nobili — wer möchte sie alle benennen!

Fürwahr, dieser Grasso Lucido, welcher uns schon einmal und immer wieder begegnete, ist doch gar zu zudringlich; aber er gedulde sich noch eine Zeit, denn wir haben noch ein wunderbares Schauspiel zu sehen. Folgt mir, Freunde, nach dem Lateran, und denkt euch, es sei der sonnengoldigste Junitag. Dort wird eine der größten Processionen über den Platz ziehen, alle Mönchsorden werden erscheinen und viele Körperschaften sich beteiligen, viele reizende Mädchen mit kleinen silbernen Kronen auf dem Haupt und mit Gewändern und Busentüchern, die nicht genäht, sondern mit tausend Stecknadeln zusammengesteckt und gleichsam in Mosaik gestickt sind, werden in der Procession auftreten; auch das riesengroße Kreuz werden Kuttenmänner tragen, ohne es mit Händen zu berühren, sondern es wird auf der Brust des Trägers in einem ledernen Behälter stehen und so ge-

ſchickt balancirt werden, als wäre dies die Production einer Kunſtreiterbude. Dieſe unermeßliche Proceſſion wird mitten durch jenes Lazaret am Lateran ſchreiten, mitten durch die Reihen von Betten gehen, in welchen kranke Frauen und Mädchen liegen, und dieſe werden den Segen empfangen. Habt ihr je ſo etwas geſehen oder nur gehört, meine Freunde? daß kranke Mädchen Beſuche empfangen, nicht von einzelnen guten Freunden, ſondern vom römiſchen Volk und allen Quiriten? Seht, es ſtehen die Thüren des Lazarets ſperrweit offen, grüne Buxuszweige und Blumen ſind davor geſtreut. Schweizerhellebardiere ſind am Eingang aufgepflanzt, ſtattlich und rotgelb wie Königskerzen und wie Feuerlilien. Aber ſie wehren den Eintritt Niemand, und ſchon ſtrömen Hunderte hinein und wir mit ihnen.

Welch ein Anblick! und wo ſind wir? Wir treten ſanft auf; wir dürfen uns an keinem Bette aufhalten, ſondern nur vorüberſchreiten. Seht, wie luftig und ſchön iſt der Saal und wie reich iſt er ausgeſchmückt. Heute feiert die Krankheit ihr Feſt und borgt von der Freude und von der Geſundheit Schminke und Putz; denn in dieſem Rom will Alles einmal Figur machen, der Glückliche und der Reiche, der Bettler und der Krüppel, ja ſelbſt die Todten müſſen ihre Feſte haben. Seht die Betten zu beiden Seiten in langer Reihe, wie ſind ſie ſauber und weiß, mit purpurroten Teppichen und Goldfranſen und künſtlichen Blumen ausgeziert! Jedes Bett ſieht aus wie ein Gedicht von Matthiſon oder von Geibel. In jedem ſitzt aufrecht oder liegt ſchmachtend eine Frau oder ein Mädchen, ſchneeweiß angethan mit der ſauberſten

Krankenjacke. Viele ſehen aus — zum Davonlaufen, aber viele zum Krankwerden ſchön. Seht dort das Mädchen, wie ihr Geſicht von Geneſung verklärt iſt, und von dem unwiderſtehlichen Zauber der Ermattung glänzt! Ihre ſchwarzen Augen funkeln wie illuminirt von Erinnerungen. Bald werden es wieder Blitze ſein. Ihr wollt ſtehen bleiben, gute Freunde? Das iſt nicht erlaubt, denn ſeht, an dieſem Bette ſteht der ſchmuckſte junge Ritterſporn mit geſchultertem Gewehr als Ehrenhold, und er ſieht aus, als ſtünde er an einer Pulvermine Schildwache. Und dort wieder, wo das junge Mädchen aufrecht ſitzt, deſſen Wangen roſige Fieberröte ſo ſchön anhaucht und deſſen Blicke wie Feuerfliegen in die Irre ſchweifen, dort ſtehen gar alte gelbgekleidete Hospitaldienerinnen wie Parzen Schildwache. Fort alſo, fort, denn dieſer Aufenthalt iſt gefährlicher als die Malaria in der Mondnacht. Das war eine Lazaretſcene aus dieſem wunderbaren Rom!

Wer kann aber nun dem Graſſo Lucido entrinnen? Eine Volksgruppe ſteht auf irgendeiner Straße, eine declamirende Stimme erſchallt aus ihrem Kreiſe. Wir eilen herbei: was gibt es hier? Il legittimo Grasso Lucido. Ein ganz friſcher, blutroter Maueranſchlag dort an der Ecke — wir eilen ihn zu leſen, denn was mag es geben? Il legittimo Grasso Lucido. Wir ſitzen im Café Ruspoli — ein Zettelträger verteilt Zettel — was gibt es? Il legittimo Grasso Lucido. Dieſer legitime Graſſo Lucido hat alſo auch ein unbeſtrittenes Recht, die Augen aller Welt auf ſich zu ziehen, ja er iſt nichts Geringeres als die im Jahr 1850 nach Chriſti Geburt mit einer ſilbernen Medaille patentirte Glanzwichſe, welche

gar keine corroſiven Zumiſchungen von Vitriol oder andern Säuren enthält, ſondern jedes beliebige Leder nicht allein im höchſten Maß geſchmeidig, ſondern auch in einer ganz wunderbaren und unglaublichen Weiſe dauerhaft macht.

Sehen wir alſo einer ſolchen Vorſtellung des Graſſo Lucido unter dem Obelisk vor dem Pantheon zu. Dort ſtehen neben einem Tiſch, welcher mit blechernen Wichsbüchſen überladen iſt, zwei dieſer Straßenſophiſten und reden ſtundenlang in nie endendem Redefluß über die Vortrefflichkeit des Graſſo Lucido. Sollte man dem größten Philoſophen die Aufgabe ſtellen, etwas zum Lob einer Glanzwichſe zu ſagen, ſo würde er in ein paar Sätzen damit zu Ende ſein; aber dieſer Mann dort, in ſchmierigem Rock und langer Sammetweſte, welche beide gleichſam mit Glanzwichſe überzogen ſind, ſpricht über die Materie des Graſſo Lucido ohne Aufhören mehrere Stunden fort, immer zur Sache und immer mit ganz neuen Argumenten und genialen Anſichten von Dem, was eigentlich der Graſſo Lucido ſei und was er für ein Verhältniß zur Oekonomie, zur menſchlichen Geſellſchaft, zum verſchiedenartigſten Leder, zur Cultur, zur Witterung, zur Sonne und zu den Sternen habe, und welches ſein Einfluß auf das menſchliche Gemüt ſei.

In der erſten halben Stunde fallen dem Zuhörer die Schuppen von den Augen, er wird von der Vortrefflichkeit des Graſſo Lucido beinahe überzeugt; allmälig aber beginnt er die Einzigkeit und ungeheuere Wichtigkeit des Graſſo Lucido zu begreifen und gerät in Verwunderung, wie er bisher ohne ihn nur habe exiſtiren können. Immer-

fort aber perorirt der Sophist vor dem Pantheon. Gorgias, Protagoras und Karneades sprachen nie schöner über die Gerechtigkeit, als dieser Mann über den Grasso Lucido. Er verdient, daß man ihm in Padua einen eigenen Katheder über den Grasso Lucido stifte; er selbst nennt sich bereits Professor und wahrscheinlich auch Mitglied mehrerer gelehrten Akademien, und seinen Collegen desgleichen; denn, sagt er, seht diesen Professore, er hat elf Bände über den Grasso Lucido geschrieben. „Nicht wahr, Professore, hast du es nicht in deinem zehnten Bande auseinandergesetzt, daß dieser ächte und in ganz Europa einzige Grasso Lucido eine so wunderbare Eigenschaft habe, daß er selbst das härteste Ochsenleder durchdringt und so weich macht wie ein Stück Sammet?" Der Professore bejaht es, daß er dies im neunten Bande von dem Grasso Lucido geschrieben habe, und ergießt sich nun, da jener heiser geworden ist, von neuem in das Lob dieses erstaunlichen Products.

Er demonstrirt zuerst, was der Grasso Lucido an sich sei. „Man will behaupten", sagt er, „daß in diesem Grasso Lucido vernichtende Säuren und corrosive Substanzen enthalten seien — ich frage euch nun, kann ein lebendiger Mensch Vitriol verschlucken? Glaubt ihr wirklich, daß es einen Mann gebe, der sich mit Schwefelsäure den Magen anfüllen könne? Seht her, ich will euch den Beweis liefern, denn ich will vor euern Augen diesen Grasso Lucido essen, und er wird mir weder den Tod geben, noch Uebelkeit zuziehen, vielmehr einen solchen Wolgeschmack erregen, als wäre es die allersüßeste Polenta." Hierauf verschlingt der Professore vor Aller Augen

eine ziemliche Quantität von Grasso Ludico, die Zuhörer aber sind bis in die Eingeweide hinein überzeugt, daß in diesem Präparat kein Vitriol enthalten sei. „Kauft also", ruft der große Philosoph, „profitirt von diesem höchst ökonomischen, genießbaren, unschuldigen und einzigen Grasso Lucido, das Schächtelchen nur zu 13 Bajocchi. Sagte ich 13? Nein, nehmt es für 12. Sagte ich 12? Seht, ich gebe es für 10."

Um nun zu beweisen, daß der Grasso Lucido alle ledernen Dinge blank mache, und zwar ohne Anstrengung, nimmt er zuerst ein Stück Papier und wichst dasselbe mit der äußersten Gemächlichkeit und mit einem Lächeln des Wolbehagens; dann ergreift er einen Jungen und wichst ihm unter beständigem Declamiren einen Stiefel. Der Junge strahlt im Antlitz vor Freude, denn es ist ihm noch nicht passirt, daß ihm Jemand die Stiefel gewichst hat, noch hat er überhaupt, solange er lebt, gewichste Stiefel getragen. „Seht", sagt der Professore, „dieser Stiefel war eben erst gleichsam der Stiefel eines Schweins, und jetzt erglänzt er wie das reinste Silber, ja, ein kaum geborenes Kind könnte ihn mit leichtester Mühe blank machen." Der Junge geht mit einem gewichsten und einem ungewichsten Stiefel von dannen, und drei Straßen entlang läßt er kein Auge von seinem blanken Stiefel und scheint sich und sein Glück darin zu spiegeln.

Dies war eine Vorstellung von dem Grasso Lucido, welcher uns in den Stand setzt, nicht allein in der feinsten Gesellschaft anständig zu erscheinen, sondern geradezu auf einen Ball zu gehen.

Der Ball wird weder beim Duca Torlonia, noch

beim Duca Braschi gegeben, ſondern iſt weit mehr intereſſant und ſehenswert als ein Tanz in fürſtlichen Prunkgemächern und im Coſtüm der Zeit Ludwig's XIV. Es iſt ein ſogenannter Modellball in einem großen wüſten Saal in der Via Claudiana.

Es gibt in Rom eine eigene Menſchenclaſſe, deren Leben ſo abſonderlich und ſeltſam iſt, daß es den Novelliſten vielleicht mehr reizen ſollte als das Leben jener Blumen-Marien und Griſetten von Paris, welche die franzöſiſche Literatur gegenwärtig zu Idealen der ſchönen Weiblichkeit und zu Muſen der Poeſie erhoben hat. Die römiſchen Figuren, welche hier einen Ball halten werden, ſind nämlich Modelle der Künſtler, Männer und Mädchen, die das traurige Loos erdulden, viele Stunden des Tags als Figuren leblos dazuſitzen. Sie erwerben ihren Unterhalt durch die ſchönen und charakteriſtiſchen Formen ihres Leibes. In allen nur denkbaren Geſtalten erſcheinen ſie. Heute iſt das Mädchen, welches Modell ſteht, die Venus von Medici, morgen Diana, Ariadne, Madonna, eine Bacchantin, eine büßende Magdalena, eine Pſyche, eine Göttin, eine Sklavin, eine Mirjam, eine Veſtalin; heute nackt und morgen ſittig verſchleiert, mit bunten Gewändern drapirt, bald als Türkin, bald als Griechin, wieder im Coſtüm von Albano, im Coſtüm der Campagna und als Römerin. Immer iſt das arme Geſchöpf eine Figur, deren Aufgabe es iſt, ſo ſehr Statue zu ſein als möglich, und in der vom Künſtler vorgeſchriebenen Stellung auszuharren; denn einer Puppe gleich werden dem Modell Lage und Stellung des Leibes und der Glieder angeordnet, verſucht, geändert, aufs neue

gerichtet, bis die Figur in die regelrechte Position gekommen ist.

Es gibt außer den größern Akademien, in denen zu bestimmten Tagesstunden Act gezeichnet wird, auch Privatakademien, welche Besitzer von geeigneten Sälen eröffnen und wo gegen ein Eintrittsgeld Modelle gezeigt werden. Der berühmteste dieser Modellväter ist Nicola in der Via Claudiana, ein Mann, welcher eine erstaunliche Fertigkeit im Modellstehen besitzt und in der Kunst der plastischen Darstellung jeder beliebigen Figur es mit dem besten Schauspieler aufnehmen darf.

Ein Modellsaal gewährt einen sonderbaren und fremdartigen Anblick; ich habe ein Bild davon noch niemals angetroffen, und doch sollte eine solche Scene in guter Ausführung ein gar interessantes Genregemälde liefern. In einem öden Saal sitzt auf erhöhtem Postament das Modell, sei es Mann oder Mädchen, gleich einer Statue regungslos. Um sie her ein drei- oder vierfaches Amphitheater von Zeichnenden, ihrer vielleicht hundert, Menschen aus allen Ländern, Franzosen, Engländer, Deutsche, Amerikaner, Polen, Russen, Dänen, Belgier, Italiener. Ein jeder hat einen kleinen Tisch und eine kleine Lampe vor sich. Ein jeder zeichnet das Modell, je nachdem er sitzt oder steht, von vorn oder von hinten oder von der Seite; der zeichnet es in Blei, dieser in Kreide, jener in Aquarell, der eine schülerhaft, der andere stümperhaft, der dritte vortrefflich. Der eine zieht es ins Gemeine, der andere idealisirt es, und so verhundertfacht sich mit einem mal die Schaupuppe gleich einer Schrift in einer Abschreibeofficin. Man erinnert sich wol unwillkürlich

an eine Druckerei, wo in einem gleicherweise wüsten und angerauchten Saal die Setzer niedergebeugten Kopfes, ein jeder an seiner Lampe, stehen und abwechselnd zur Schrift aufschauen, abwechselnd zum Satz niederblicken. Indem nun die tiefste Stille herrscht und alle diese Zeichnenden dieselbe stumme auf- und niederschauende Bewegung des Kopfes machen, aller Blicke aber auf das bunt aufgeputzte leblos-lebendige Modell gerichtet sind, welches wie ein Götzenbild dasitzt, entsteht in dem unbeschäftigten Zuschauer eine gemischte Empfindung von Lächerlichkeit und Mitleid mit dem gequälten Geschöpf. Denn dieses scheint von hundert Blicken gleichsam unabläßig durchbohrt zu werden und zu einer neuen und unerhörten Todesstrafe verdammt zu sein, nämlich sich zu Tode sehen und zu Tode zeichnen zu lassen.

Schon zwei Stunden sitzt das Schlachtopfer in derselben Stellung; das Gesicht ist von Anstrengung gerötet, die Züge sind erschlafft, die Augen matt, ihr Auf- und Niederschlagen verrät allein die atmende Seele. Was denkt dieser aufgeputzte Körper? Gar nichts. Indeß manchmal fliegt ein Lachen über ihren Mund, sie beißt die Lippen zusammen, um nicht in ein unsterbliches Gelächter auszubrechen und ihre ganze Position über den Haufen zu werfen. Sie kommt sich selbst lächerlich vor, oder die Zeichnenden kommen ihr im höchsten Maße albern und lächerlich vor; vielleicht hat sie einen blondhaarigen Pfuscher gesehen, welcher in einer komischen und ungeschlachten Stellung mit Begeisterung zeichnet, und dessen Figur und Erscheinung der jungen Römerin lachenerregend ist.

Solchen Modellen zu Ehren gibt der Beſitzer der Akadamie in der Carnevalszeit einen Ball, auf welchem ſie im Coſtüm erſcheinen und wozu Künſtler und Bekannte eingeladen werden, und auch der Fremde eine Karte erhalten kann.

Wenn man die römiſchen Nationaltänze in aller ihrer Mannichfaltigkeit und Anmut kennen lernen will, ſo muß man ſie auf einem Modellball von Mädchen und jungen Männern tanzen ſehen. Der Reiz wird noch erhöht durch den Wechſel der Coſtüme, die man hier beiſammen ſieht, und unter denen das Campagnacoſtüm, das von Albano und das reichſte von allen, die Tracht von Nettuno, beſonders in die Augen fallen. Dazu wirkt auch die Muſik, Mandolinen und Tamburins, eigentümlich national. Man ſieht die Jugend Roms auch im October in den Oſterien und auf dem Felde ihre Nationaltänze tanzen; denn zur Zeit der Weinleſe ziehen Scharen von Mädchen und jungen Männern vor die Tore, beſonders die Porta Angelica, und man ſieht ſie dort auf der ſchönen Aue unter dem Monte Mario, auf Wegen und in Schenken das Tamburin ſchwingen und tanzen. Abends kehren dieſe Mädchen mit Geſang heim. Indem ſie dann durch die Straßen fahren oder zu Fuß einherkommen, einen blumenbekränzten Thyrſusſtab vorauftragen, ein gellendes und ſehr lebhaftes Lied ſingen, und einige auch Fackeln in den Händen halten, möchte man wähnen, einen Zug von Mänaden oder Bacchantinnen vorüberziehen zu ſehn.

Nun finden wir in der Via Claudiana einen großen Saal, welchen der Ballgeber mit beſonderm Fleiß decorirt

hat. Von der Decke herab läuft in vielen Gewinden nach allen Richtungen eine Blumenguirlande zu den Wänden hin; ſie trägt einen Kronleuchter. Es fehlt nicht an Gold- und Silberpapierſtreifen und allerlei buntem Ampelwerk. Die Decoration hat etwas Ländliches; der Boden des Saals iſt ſchwarz wie die Erde und ziemlich ungleich. Auf einem kleinen Orcheſter ſtimmen ſchon die Muſiker Mandoline und Hackebret, rings an den Wänden aber ſitzen die Modelle, diesmal in höchſter Regſamkeit und in Feſtfreude. Viele kamen eben vom Corſo, wo ſie in demſelben Coſtüm auf gemieteten Stülen an den Paläſten ſaßen und Blumenſträußchen empfingen oder austeilten. Die Mütter begleiten ihre Töchter auf den Ball als Schutzgeiſter; wie überhaupt kein unverdorbenes Mädchen unter den Modellen (denn es gibt deren auch ſolche), ohne die Mutter neben ſich zu haben, im Privatatelier Figur macht.

Die Ballgeſellſchaft iſt ziemlich bunt, denn auch Masken untergeordneter Art finden ſich vom Corſo ein, und bald wird der Saal von Fremden jedes Landes angefüllt, welche die Modelle wollen tanzen ſehen. Der natürliche Anſtand und die gefällige Weiſe des Benehmens dieſer armen Mädchen iſt überraſchend; der von Natur feine Takt des italieniſchen Volks erſtreckt ſich durch alle Schichten der Geſellſchaft. Wenn dieſer Ball, auf dem in ausgelaſſener Luſt Modelle tanzen, bis an die helle Morgenſonne währte, ſo würde der Zuſchauer ſich niemals durch eine Frivolität beleidigt, noch überhaupt die Schranken des Wolanſtändigen überſchreiten ſehen.

Es herrſcht die volle friſche Tanzluſt der Jugend,

welche allein diese jungen Leute zu beseelen scheint, und es ist ein Genuß, ihren graziösen Bewegungen wie dem Ausdruck von Leidenschaft und höchster Tanzesseligkeit zu folgen. Wer noch keinen südländischen Nationaltanz sah, sondern nur die charakterlosen modischen Tänze oder die Abgeschmacktheit der Ballete kennt, erfreut sich an dieser Pantomimik eines lebendigen Tanzes, wie ihn das Volk tanzt. Die gut zustimmende Musik der Mandolinen mit ihren etwas capriciösen, krausen Klängen, das bunte Costüm von Purpur und Gold, von Grün und Rot, die schönen jugendlichen Formen der Tänzer und Tänzerinnen, die edelgebildeten klaren Römergesichter — das alles gibt eine vortreffliche Zusammenwirkung, und oft sind diese verschlungenen Tanzarabesken, dieses Verketten und Auflösen, diese anmutigen Neigungen, dieses Winken, Enteilen, Sichsuchen, dieses Hinschweben mit wechselnder Stellung gleich einem reizenden Figurenrelief anzusehen.

Man tanzt vielerlei Tänze, einheimische wie fremde. Der römische Nationaltanz ist der Saltarello, welcher nur von einem Paar zugleich getanzt wird. Er bewegt sich nicht in großen Linien, sondern in kleinen sehr raschen Schwingungen und wird besonders mit dem Oberkörper getanzt. Er hat eine große pantomimische Lebendigkeit und etwas Bacchantisches, weniger Grazie in der Bewegung als Leidenschaft in den Schwingungen eines hüpfend sich drehenden oder einen Halbbogen beschreibenden Tanzes. Die Mädchen tanzten auch die in aller Welt verbreitete Polka und versuchten sich selbst im Schleifer, welcher ihnen niemals gelang, denn der deutsche Tanz bewegt sich in horizontalen Linien, während das italie-

nische Tanznaturell viel eher die aufhüpfende und sprungweise Bewegung liebt. Der deutsche Tanz ist ein Tanz der Gemeinschaft und des Nebeneinander, der italienische eine Darstellung der schönen Körperform, ein Gegenübertanz und darum dramatisch.

Während also die jungen Römerinnen in einer ihrer schönsten Pantomimen tanzen und eine gelungene Attitude bilden, wollen wir schnell die Girandola aufsteigen lassen, um so auch unsern ganzen bunten Figurentanz, welcher doch mit einem Todtentanz begann, wie sich gebührt, mit einem bengalischen Feuerwerk zu beschließen.

Ehedem stieg die Girandola am Tag nach der Beleuchtung des Sanct Peter vom Mausoleum des Hadrian auf, jetzt aber vom Monte Pincio, über der Piazza del Popolo, gegen welche die Façade dieses herrlichen Spaziergangs gekehrt ist. Man sagt, daß sie auf dem hohen Castell einen weit prächtigern Anblick gewähre, und das ist wol glaublich, weil sie von dort aus gleichsam über die Stadt selbst sich erhob. Indeß macht die Girandola auch auf dem Monte Pincio eine über alles Vorstellen zauberische Wirkung.

Sobald ein Schuß vom Castell das Zeichen gibt, donnern die Kanonenschläge auf dem Pincio, und es schießt, nachdem erst einige Raketen aufgestiegen sind, rauschend und sausend, wie eine vulcanische Eruption, unvermutet und gewaltsam der Feuerstrom der Girandola hinter der Façade des Spaziergangs hervor. Eine Riesengarbe oder eine ungeheuere Palmenkrone sprühenden Feuers fliegt, von der Erde gleichsam ausgestoßen, zischend und knallend auf, breitet sich fächerartig über den Himmel

aus, und scheint ihn halb bedecken zu wollen. Das geblendete Auge hat nicht Zeit, in diesem Stralenphänomen das Spiel der Einzelnheiten zu verfolgen, die ganze erhabene Erscheinung rauscht schon zu Häupten des Betrachtenden, der am Obelisk der Piazza del Popolo steht, und indem sie sich auflöst, scheint der Himmel in Myriaden Sterne zerfahrend niederzuregnen. Es ist kaum ein Betrachten zu nennen, es ist eine urplötzliche Flammenvision, welche dahinfährt und in kürzester Zeit verschwindet; die Erinnerung hält sie nur wie die Magie einer Traumerscheinung fest.

Die Girandola ist verschwunden — der Nachthimmel glänzt wieder von Sternen tief und klar, und die Dampfwolke wallt langsam über die Porta del Popolo. Nun beginnen einzelne Stoß- und Knallraketen hinter den Bäumen des Pincio aufzuplatzen, lichtlos und gleichsam nur als geisterhafte Ankündigungen neuer Erscheinungen. Eine knallt hinter einer der marmornen Sphinxe, welche am Eingange des Monte Pincio liegen, und indem bei diesen heftigen Schlägen einzelne Blitze aus dem Dampfgewölk aufzucken, erscheint die dunkel und geheimnißvoll hingelagerte Sphinx wie ein dämonisches Wesen, das aus der Tiefe heraufbeschworen ist.

Bengalisches Feuer zündet jetzt die Façade einer gothischen Kirche oder eines Tempels an, welcher mit erleuchteten Conturen, als ein Zauberpalast feenhaft über den schwarzen Pinien des Pincio schwebt. Der Tempel verlischt nach und nach; dann fliegen Raketen, Leuchtkugeln, Sterne in blauem, rotem und weißem Licht sonder Aufhören empor und zerplatzen zum Sternregen. Ohne

Ende ziſchen die Feuerſchlangen in den Lüften und erhellen den Platz, und in dem Widerſchein all dieſer ſauſenden Lichter ſteht der Obelisk des Seſoſtris, einſt in dem fernen Heliopolis der Sonne geweiht, fremd und ſeltſam und zeigt die Hieroglyphen ſeiner wunderlichen Bilderſchrift. Es iſt ein trefflicher chaldäiſcher Apparat für die Magie dieſer Feuererſcheinungen, welche die Sphinxe und der Obelisk hergeben, und aus den durchglühten Dampfwolken ragen, zauberiſch beleuchtet, die Pinien und die Cypreſſen und die bunten und bizarren Figuren des Pincio, die Säulen mit den Schiffsſchnäbeln, die melancholiſchen daciſchen Kriegsſklaven mit den phrygiſchen Mützen, die ſpeerhaltende Roma und ſo viele andere im Lichtnebel hervorſchimmernde Marmorfiguren. Nun iſt die Roma ganz von Raketen umrauſcht und von Kanonenſchlägen umdonnert, und ganz übergoſſen mit purpurner Flammenglut, ein ſchönes Bild des ewigen Rom, welches unter allen Kämpfen der Geſchichte in ſeiner Majeſtät ſich behauptet hat, von der erſten Eroberung durch die barbariſchen Gallier bis auf die jüngſte durch ihre Nachkommen.

Ein neuer überraſchender Zauber — Feuercascaden ergießen ſich von den Seiten der Façade den Monte Pincio hinunter, es ſind rauſchende, phosphoreſcirende Wellen, es iſt das wirkliche Getön eines Waſſerfalls, es ſind die Cascaden von Tivoli — wie prächtig und wie natürlich! Auch ſie ſind erloſchen; doch enden nimmer die Sternraketen, welche angenehm unterhalten und das Auge beſchäftigen, und nun folgen wieder Feuerräder, Sprühlichter, Garben; das ſauſt, ziſcht, knallt,

knattert, züngelt, raschelt — die ganze Atmosphäre ist in feurigen Dampf gehüllt, und die Geister des Elements scheinen als Tausende von Feuerkobolden, als geflügelte Lichtdrachen, Feuereidechsen, Feuerfliegen, Leuchtkäfer, Feuerschlangen den tollsten Hexencarneval in den Lüften zu halten, oder auf feurigen Besen durch den Himmel zu fahren.

Nun wieder Stille und Nacht. Auch die Façade der gothischen Kirche ist mit all ihren bunten Lichtarabesken ganz erloschen. Jetzt steigen neue sonderbare Wesen aus den märchenhaft schwankenden Pinien und Cypressen, Lorbern und Blumengebüschen des Monte Pincio auf — es sind leuchtende Geschöpfe, die sich langsam erheben, es sind Fische, die allmälig aufschweben und über die Porta del Popolo den Sternen zuziehen. Diese wunderlichen Luftballons, in denen Lichter brennen, steigen zu dreien, zu fünfen, einzeln, gruppenweise aus dem Gebüsch auf und schweben in verschiedenen Richtungen fort, einige hoch, daß sie Sternen gleichen, andere träg und niedrig; so durchschwimmen sie das smaragdene Luftreich. Hie und da hascht ein Luftgeist einen Fisch und trägt ihn in die Weite; hier wieder fängt einer Feuer und verlodert. Auch diese Erscheinung geht vorüber — die letzte Salve von Kanonenschlägen donnert hinter der Roma, eine kleinere, letzte Girandole von Raketen — ein Kanonenschuß, und Alles ist erloschen.

Aber wer kann nach Hause kehren, in das dumpfe Gemach sich einzusperren, da der Mond in seiner Fülle an diesem transparenten Himmel schwebt und diese ernsten

Rieſenmaſſen der ewigen Stadt mit magiſchem Lichtnebel geiſterhaft beleuchtet!

Man muß Rom im Mondenſchein durchwandern, da beſchwört man die Todten; ſie ſprengen dann ihre Gräber und beginnen alle Ruinen zu beleben und zu umwandeln, Könige und Kaiſer, Helden und Poeten, Päpſte und Tribunen, Cardinäle und Nobili des Mittelalters.

Steigen wir noch auf die Kaiſerpaläſte hinauf, deren gigantiſche Pfeiler, Bogen und Splitter aus dem ſchwankenden Buſchwerk gen Himmel ragen. Zu Füßen liegt im Mondzauber das Coloſſeum, das Symbol der koloſſalen Kaiſergeſchichte, wie eine rieſige Schale von Stein, in welche dieſes Rom das Blut der Welt aufgeſammelt hat, neben ihm der Triumfbogen des Konſtantin, die Grenzmarke zwiſchen Heidentum und Chriſtentum, weiter der Triumfbogen des Titus, der Grenzſtein zwiſchen Judentum und Chriſtentum, und wie weit der Blick dringe, überall tauchen Trümmer der Geſchichte auf — Alles iſt ſtill, wie gebannt und wie gefeit. In den Ruinen der Kaiſerpaläſte ſchreit die Eule. Was geſchah hier im Lauf der Zeit! Wer wandelte hier in dieſen Kaiſerhallen? Auguſtus, Tiberius, Caligula, Nero, Domitian, die Antonine, Heliogobalus — die Götter der Erde und ihre Dämonen. Hier ward aufgeführt jegliches Schauſpiel der Leidenſchaft, Tugend und Laſter, Großmut, Narrheit, Weisheit, teufliſche Bosheit, jede Empfindung, für welche die menſchliche Bruſt Raum enthält, hat hier Geſtalt gewonnen. Hier ward die Welt regiert, verſchwelgt, verpraßt, in einer Nacht vergeudet. Jedes Alter und jedes Geſchlecht hat hier

geherrſcht, Greiſe und Weiber, Männer und Kinder, Sklaven und Eunuchen haben hier Geſetze dictirt. Nun iſt Alles todt und ſtill, bis auf den Klagegeſang der Eule, die um die wüſten Steinbogen flattert. Auf der andern Seite blickt man in die ewige Stadt hinab — tauſend Lichter funkeln in ihr, aber ſie ſchweigt. Hundert Kuppeln, Türme, Säulen, Obelisken ragen aus der blauen Mondnacht gen Himmel — dann und wann regt ſich die Stimme einer Glocke — zauberiſche tiefe Stille, wie als wölbte ſich die Zeit über dieſem Rom in ehrner Ruhe.

Aus dem Labyrint der Häuſer ragen zwei Säulen in die Nacht auf und heben über die Stadt zwei Figuren von Erz, die Herrſchergeſtalten Roms, ſeitdem die Kaiſer todt ſind. Das ſind die Apoſtel Sanct Paul und Sanct Peter, die ſich auf jene kaiſerlichen Säulen des Antonin und des Trajan niedergelaſſen haben, der eine mit dem Schwert in der Hand, als Eroberer der Erde, der andere mit den beiden Schlüſſeln in der Hand, als Eroberer des Himmels, deſſen Pforten er öffnen und ſchließen kann. So ſtehen dieſe beiden Zionswächter Roms in der ſtillen Nacht auf ihren luftigen Höhen, und halten über allen Trümmern und Paläſten der Stadt ihren Dialog.

Vielleicht ſinnen ſie jetzt auf eine feierliche Rede oder einen Marienlobgeſang, denn bald werden ſie nicht mehr allein über Rom wegragen, bald wird ſich vor ihren Augen eine dritte Säule und auf ihr eine dritte Figur erheben, eine ſchöne Jungfrau mit der Stralenkrone über dem halben Monde ſchwebend. Denn ſeht,

auf dem ſpaniſchen Platz liegt ſchon die alte heidniſche Säule, überbaut von einem Bretterhauſe. Schon ſind ihre Fundamente gelegt und feierlich geſegnet; ſchon arbeiten die Künſtler an dem Schaft, ihn zu glätten, und andere in den Werkſtätten an der Figur der Madonna Immaculata, welche Pius IX. auf jene Säule wird erheben laſſen.

Es war am 8. Dec. 1854, als Rom ſich plötzlich in Nicäa verwandelte. Zweihundertfunfzig Biſchöfe und Prälaten, aus allen Ländern der Welt zuſammengeſtrömt, gleichſam ein Volk von Greiſen, eine Verſammlung von Patriarchen katholiſcher Chriſtenheit, Männer gleich Methuſalem und Noah, waren nach Rom gekommen. Und wo man ging und ſtand, wandelte man wie unter wieder aufgeſtandenen Apoſteln, Kirchenvätern, Heiligen und Päpſten. Ja, wer wenige Jahre zuvor die Tricoloren der jungen Freiheit in den Straßen wehen ſah und nun plötzlich in dieſe überall auftauchenden ſteinalten, ſilberhaarigen Meduſenhäupter der Erzbiſchöfe von Portugal und Spanien, von Braſilien und Irland, von Oeſterreich und Indien, von Frankreich und von Schottland blickte, der mußte glauben, ein Zauber ſei ihm angethan, und er ſei plötzlich über viele Jahrhunderte hinweg in ein lateraniſches Concil zurückverſetzt worden.

Da war es am 8. Dec. 1854, daß Pius IX. ein Dogma verkündete, jenes der unbefleckten Marienempfängniß. Dies war der jeſuitiſche Abſchluß der Reformen des einſt geiſtreichen und liberalen Papſts. Ueber dieſen Reformen von 1847 und über der Revolution, welche ſie hervorriefen, wird nun jene Säule und jene Jungfrau

aufsteigen, der Nachwelt zum Denkmal, wie schnell sich im Leben Alles wandelt.

Die Madonna vom Spanischen Platz, vor dem Palast der Propaganda, wird sich bald zu jenen beiden Apostelfiguren gesellen und ihnen viel zu klagen und zu berichten haben. Ist sie doch die jüngste Madonna und gleichsam eine Stieftochter der Revolution. Aber ich vergaß, ihre ältere Schwester steht bereits auf einer der herrlichsten Säulen Roms, fast drittehalb Jahrhunderte lang mit jenen Aposteln befreundet. Das ist die Madonna von Santa Maria Maggiore, auf der großen korinthischen Säule vom alten Friedenstempel. Sie ist die Tochter der Restauration der katholischen Christenheit, aufgerichtet im Jahr 1614, eine stattliche Frau von Erz, die den Dreißigjährigen Krieg gesehen hat. Wie wird sie sich wundern, wenn ihre jüngste Schwester vor ihr aufsteigen wird in einer so schutzflehenden Gestalt!

Ich habe nun mein Versprechen gelöst. Ich versprach meinen Freunden ein buntes Figurenschauspiel Roms in aufsteigender Linie, und siehe da, höher hinauf können wir nicht mehr, oder wir müßten denn mit jenen Männern und Frauen, welche Pius IX. in diesen Jahren selig gesprochen hat, auf Wolken und Engelflügeln gen Himmel steigen. Doch ein solcher Ikarischer Flug ist gefährlich. Darum bleiben wir bei Sanct Peter und Sanct Paul, denn ihr luftiges Reich auf jenen Säulen ist doch immer fester und sicherer, als es Wolken sind.

Aber, so fragte mich ein Freund, was meint ihr wol: wird dereinst eine Zeit erscheinen, wo Sanct Peter und Sanct Paul von ihren Säulen herabsteigen und aus

den Toren Roms entweichen, und wo dann ihnen der Heiland begegnen und zurufen wird: „Domine, quo vadis?“ Welche Torheit, das zu fragen, und welche größere, darauf zu antworten. Denn man muß, ſo ſagte der weiſe Apollonius von Thana, dem Sophokles glauben, der am ſchönſten geſagt hat:

„Nicht älter werden nur die Götter,
Und ſterben nicht, da alles Uebrige
Die allgewalt'ge Zeit verzehrt.“

San Marco in Florenz.

Das Dominicanerkloſter San Marco in Florenz hat außer ſeinem hiſtoriſchen Intereſſe noch ein künſtleriſches in hohem Grade. Das erſte verdankt es Savonarola, das andere zwei vorzüglichen Meiſtern in der Malerei, Fra Beato Angelico von Fieſole und Fra Bartolommeo. Der Platz, auf welchem es liegt, iſt auch noch heute wie zu den Zeiten Lorenzo's von Medici einer der Sammelpunkte des florentiner Kunſtlebens, der dritte neben den Uffizien und dem Palaſt Pitti; denn dort vereinigt ſich die Gallerie der Akademie der ſchönen Künſte mit der berühmten Schule der Kupferſtecher.

Zur Zeit Lorenzo's ſtand in der Gegend von San Marco jener Garten der Medici, in welchem ſich die erſte Sammlung von Antiken befand, unter der Aufſicht des alten Bildhauers Bertoldo. Es verſammelten ſich dort die hervorragendſten Talente von Florenz, und Alles was in Künſten oder Wiſſenſchaften aufſtrebte oder bereits groß war und die Gunſt Lorenzo's genoß. Wie die Maler in die Capelle Brancacci gingen, um nach Maſaccio's Fresken zeichnen zu lernen, ſo kamen die Bildhauer in den Garten

Medici, um die Antiken zu ſtudiren, und mit Angelo Poliziano, mit Pico von Mirandola und Marſilius Ficinus Geſpräche zu führen. Aus dieſem Garten ſah man oftmals Lorenzo, den Perikles von Florenz, in das Kloſter San Marco gehen, um ſich dort in eine der Zellen einzuſchließen und des ſüßen Heidentums zu entnüchtern. Da wurde das geiſtreiche Geſpräch über die Weltſeele Platon's mit einer heuchleriſchen Betrachtung über die Nachfolge Chriſti vertauſcht. Savonarola aber hielt ſich murrend in ſeiner Zelle und kam nicht zum Vorſchein, wenn ihn Lorenzo rief.

Das Kloſter war den Mediceern wert; ſie hatten es eigentlich geſchaffen. Seine Geſchichte iſt in Kürze dieſe. Dominicus, der Gründer des Dominicanerordens, ſchickte im Jahre 1220 zwölf Schüler nach Toscana; von ihnen wurden Conventе errichtet, deren angeſehenſtes das von Fieſole, der alten Mutterſtadt von Florenz, war. Von ihm ſtammt das Dominicanerkloſter San Marco. Urſprünglich war dieſes von Silveſtrianern im Jahr 1299 gegründet worden, aber zur Zeit der großen florentiner Peſt in Verfall geraten. Nach San Marco zogen Dominicaner von Fieſole, und zwar auf Veranlaſſen Coſimo's dei Medici, welcher kurz zuvor aus ſeiner venetianiſchen Verbannung heimgekehrt war. Coſimo rief aus Fieſole den berühmten Prior Antoninus, einen heiligen Mann, ja den größten Heiligen ſeiner Zeit. Antonin war der Sohn des florentiniſchen Advocaten Nicolò Pierozzi, und im Jahr 1389 geboren. Schon in ſeinem ſechzehnten Jahre war er in den Orden der Dominicaner von Fieſole getreten und geraume Zeit darnach Prior geworden. Coſimo

bewog ihn nach San Marco überzusiedeln, was auch im Jahr 1436 geschah, nachdem Michelozzo Michelozzi mit dem Umbau des alten Klosters der Silvestrianer beauftragt worden war. Er riß es fast ganz nieder bis auf das Refectorium und die Kirche, und führte einen stattlichen Neubau auf. Auch für Cosimo wurden hier zwei Zellen eingerichtet wie für einen Mönch; man zeigt sie noch heute wie die Zelle Savonarola's als historische Merkwürdigkeit. „In dieser Einsamkeit", so sagt der Padre Marchese, „ließ Antoninus Pierozzi mit der Freiheit eines Freundes und mit dem Ansehen eines heiligen Lebens den ehrgeizigen Alten jene Wahrheiten hören, welche die Schmeichelei den Mächtigen immer verschweigt; und sicher ist es dem Heiligen zu danken, wenn Cosimo Medici nicht ein gemeiner Despot wurde."

Im Jahre 1443 wurde der Bau beendigt, und Cosimo gründete die berühmte Bibliothek von San Marco. Antoninus wurde drei Jahre später Erzbischof von Florenz. Er starb, von aller Welt wegen seiner Tugenden bewundert, und nachdem er sich um die Reform des Klerus eifrig bemüht hatte, schon im Jahr 1459. Man kann ihn wegen dieser Reform als den Vorgänger Savonarola's ansehen.

Zwei weite Klosterhöfe zieren San Marco. Ihr Lünetten sind al fresco gemalt und enthalten Darstellungen aus dem Leben Antonin's, von Gherardini, Dantini, Poccetti und andern Malern. Doch der größte Schatz des Klosters besteht in den Wandmalereien Fiesole's, des ältesten Meisters aus der Schule von Giotto, eines der liebenswürdigsten der florentinischen Malerei überhaupt.

Fast alle Zellen, der Capitelsaal, die Corridore und einige Lünetten in den Höfen enthalten Gemälde von seiner Hand.

Mit Fra Angelico begannen die merkwürdigen Reactionen, welche das im Reformiren so eifrige Kloster gegen den modernen Geist der classisch-italienischen Malerei unternahm. Die Lebensgeschichte des berühmten Malers ist aus Vasari bekannt. Einsichtiger hat sie Vincenzo Marchese beschrieben, ein Dominicaner von San Marco, und warmer Anhänger Savonarola's. Dieser Gelehrte wurde wegen seiner Schriften, hauptsächlich wegen seines Buchs: „Nicht herausgegebene Briefe des Fra Girolamo Savonarola und Documente denselben betreffend", von einigen inquisitionslustigen Brüdern seines Ordens des Liberalismus angeklagt, und da man ihn nach Rom zu schicken drohte, ging er im Jahr 1851 nach Genua. Seine Schriften zeugen von Bildung und gesundem Urteil, besonders in Beziehung auf die Künste, worin er gründliche Studien gemacht hat. Er steht an der Spitze der Gesellschaft, welche die neue Ausgabe Vasari's in der „Raccolta artistica" besorgt.

Marchese's Hauptwerk erschien im Jahr 1845. Es sind „Die Denkwürdigkeiten der ausgezeichneten Maler, Bildhauer und Architekten der Dominicaner mit Beifügung einiger Schriften, welche die schönen Künste betreffen". Zu diesem Werk gab wahrscheinlich Razzi Veranlassung, Verfasser einer Biographie Savonarola's, im 16. Jahrhundert. Denn schon er schrieb eine Geschichte der berühmten Dominicaner, welche auch das Leben einiger Maler, Bildhauer und Baumeister dieses Ordens enthält.

Marcheſe ſcheint dieſe Idee wieder aufgenommen und ſelbſtändig ausgeführt zu haben. Die Lebensbeſchreibungen, welche er in ſeinem Werk gibt, beginnen mit Fra Riſtoro und Fra Siſto, berühmten Architekten des 13. Jahrhunderts, welche die ſchöne Dominicanerkirche von Santa Maria Novella in Florenz erbauten. Am ausführlichſten hat er das Leben der Maler Fra Angelico und Fra Bartolommeo beſchrieben. Das Werk ſchließt mit einem Capitel über das Unternehmen Savonarola's, die Künſte zu reformiren.

Im Zuſammenhang damit ſteht jenes Prachtwerk der florentiner Kupferſtecherei, unter der Leitung Perfetti's begonnen: „San Marco, Convent der Väter des Predigerordens in Florenz, illuſtrirt und geſtochen, hauptſächlich in den Malereien des Beato Giovanni Angelico mit dem Leben deſſelben Malers und einem hiſtoriſchen Abriß deſſelben Convents vom Padre Vincenzo Marcheſe, Dominicaner" (Florenz, auf Koſten der Artiſtiſchen Geſellſchaft, 1850).

Hier betrachtet Marcheſe Fra Angelico wie einen Propheten, welchem die große Aufgabe geſtellt war, die abſterbende religiöſe Malerei zu regeneriren. Durch ſeine Gemälde ſollte er dieſelbe moraliſche Reform des Menſchengeſchlechts erzielen, welche Antonin und Savonarola durch ihre Schriften und ihr öffentliches Wirken bezweckt haben.

Man weiß nicht genau, wo Fra Angelico geboren war. Marcheſe meint, er ſei beim Caſtell Vicchio im Mugello zu Hauſe geweſen, einige Millien von Veſpignano, dem Vaterlande Giotto's. Er nimmt als Geburtsjahr 1387 an. Sein Name war Guido. Zuerſt lernte er

in Florenz in Miniatur malen, wie sein Bruder Fra Benedetto, welcher in dieser Kunst vorzüglich geschickt war. Sehr bald entwickelte sich bei ihm eine entschieden religiöse Richtung, welche sich im Gegensatz zu den realistischen Bestrebungen der florentiner Kunst immer mehr ausbildete. Marchese vergleicht ihn kühn mit Thales, der durch die Inspiration seiner Verse und Rhythmen Lykurg den Weg zu seiner Gesetzgebung bahnte; denn so habe Fiesole seinem Freunde Antonin durch seine Bilder den Weg zur Reform gebahnt.

Im Jahr 1407 traten beide Brüder in den Dominicanerorden von Fiesole und lebten hier einige Zeit, bis der päpstliche Zwiespalt auch diesen ergriff. Guido oder Fra Giovanni, wie er nun hieß, wanderte deshalb nach Foligno und Cortona, wo er Vieles in der Richtung des Giotto, des Spinello und des Simon von Siena malte. Nach etwa vierjähriger Abwesenheit kehrte er nach Fiesole zurück.

Dann wurde er im Jahr 1436 nach dem neugegründeten Kloster von San Marco gerufen, um dieses mit Malereien auszuschmücken. Das geschah, sagt Marchese, in derselben Zeit, als Masaccio die Kapellen in der Kirche del Carmine malte, als Brunelleschi die Domkuppel baute, Ghiberti die Thüren des Battisteriums fertigte, und Donatello und Luca della Robbia miteinander in der Bildhauerkunst wetteiferten.

Weil Fra Giovanni, obwol er im Malen bereits eine große Fertigkeit hatte, noch Zeichnung, Perspective und Ausbildung im Helldunkel fehlten, studirte auch er zuerst die Malereien Massaccio's und lernte von diesem

genialen Künstler, der um so Vieles jünger war als er selbst.

In diese Zeit fällt das große Wandgemälde, welches er im Capitelsaal von San Marco malte. Es ist eins der herrlichsten, die im 15. Jahrhundert überhaupt gemalt sind, Angelico's Meisterwerk, die letzte Blüte der Schule Giotto's, welche durch ihre tragische Einfalt oft bewundernswürdig groß ist. Der Gegenstand ist die Passion und zu beiden Seiten verehrende Heilige. Ganz trefflich ist die Kunst der Individualisirung, besonders in den beiden Schächern. Der Kopf Christi hat etwas gelitten, und seine Züge sind nicht mehr ganz kenntlich. Seine Gestalt ist streng in dem noch traditionellen Charakter Giotto's gehalten. Zu Füßen des Kreuzes steht links eine Gruppe von der ergreifendsten Erhabenheit: die Mutter, welche in Ohnmacht sinken will, die Arme und das Haupt herunterhängend; Magdalena kniet vor ihr und faßt sie mit beiden Armen um die Brust, die blonden Haare lang aufgelöst über den Rücken. Johannes und eine der Frauen unterstützen Maria. Schwerlich möchte der höchste tragische Affect einfacher dargestellt werden. Das Erhabene wirkt hier unmittelbar durch die Größe der innern Natur. Man findet weder bei Perugino noch bei Francia, Meistern, welche durch tragische Einfalt ihre Nachfolger überragen, eine gleiche Hoheit. Die Alten sind überhaupt darin nicht mehr zu erreichen. Ihre naiv große Auffassung des Seelenlebens ist ihr bleibender Ruhm; sie sind episch und volkstümlich, die spätern musikalisch und dramatisch. Die Darstellung der Leidenschaften wird später immer reicher, aber auch immer heftiger und

einſeitiger. Auch die übrigen Figuren ſind bedeutend; ganz naiv und verbindungslos zu beiden Seiten aufgeſtellt, wirken ſie, ohne Scenerie von Landſchaft oder Staffage, allein durch den perſönlichen Ausdruck. Es ſind Heilige, welche die Paſſion verehren, Kirchenväter und Biſchöfe oder Stifter von Orden, wie Dominicus, Bernard, Franciscus, Ambroſius, Thomas von Aquino, Auguſtin. Die Farbe iſt ſehr geiſtig, wie das der Charakter Angelico's iſt.

Obwol er noch viele andre treffliche Gemälde ausgeführt hat, ſo hat er doch in keinem mehr eine ſolche Größe und Kraft erreicht; denn dieſe fehlt ſeinen Empfindungen, welche durch zu große Zartheit bisweilen ſchwächlich werden. In der Accademia delle belle arti, die eine ſehr beträchtliche Anzahl von Bildern Fieſole's beſitzt, gelten zwei als die vorzüglichſten: die Kreuzesabnahme und das Jüngſte Gericht. Jene iſt herrlich durch Tiefe des Gefühls und Lieblichkeit der Farben, dieſes aber iſt eine nicht bedeutende Compoſition. Am ſchwächſten iſt Angelico in der Darſtellung der Hölle, denn ſeine Natur war zu kindlich, als daß er diaboliſche Geſtalten hätte ſchaffen können. Seine Teufel erregen nur Lachen, nicht Grauen. Er ſtellte die Hölle in ſieben Abteilungen dar nach Dante, und malte auch in der Tiefe Lucifer, welcher mit ſeinen drei Rachen Judas, Brutus und Caſſius zerreißt. Auch Angelico malte noch unter dem Einfluß Dante's, des Genoſſen Giotto's, und des Giotto der Poeſie.

Die „Göttliche Komödie" hat überhaupt alle Maler von Giotto an begeiſtert; ihr Einfluß iſt ſehr groß geweſen. Sie entzündete die Phantaſie der Künſtler und erfüllte ſie mit erhabenen Anſchauungen und dichteriſchen

Gedanken; ihre Gemälde waren schon in den Compositionen des Dante'schen Gedichts vorgezeichnet und jene Scenen der „Hölle", des „Fegefeuers" und des „Paradieses" durften nur in Farben übertragen werden, um wirksame Bilder zu sein. Ich möchte behaupten, daß ohne Dante's Göttliche Komödie die religiöse Malerei Italiens weder so schnell noch zu solcher Höhe sich hätte entwickeln können.

Die Herrschaft dieses Gedichts über die Malerkunst dauerte das ganze 14. und 15. Jahrhundert hindurch, solange als die religiöse Malerei blühte. Auch Michel Angelo, der enthusiastische Bewunderer Dante's, richtete sich nach ihm, wie vor ihm Luca Signorelli in seinem Jüngsten Gericht im Dom zu Orvieto, welches schon Fra Angelico dort zu malen angefangen hatte. Man findet Darstellungen nach Dante von vielen Meistern und in vielen Kirchen, wie namentlich die Hölle und das Paradies Orgagna's, in der Kapelle Strozzi der Santa Maria Novella. Nächst der Göttlichen Komödie haben aber auch die Triumfe Petrarca's einen großen Einfluß auf die Malerei gehabt; das zeigt unter vielen andern Bildern derselbe Orgagna in seinem Triumf des Todes, im Campo Santo zu Pisa.

Fiesole malte in einer Zelle von San Marco auch die Herabkunft Christi in den Limbus, aus welchem er die Patriarchen herausholt, ein Bild von großer Farbenzartheit. Nicht minder merkwürdig ist seine Verehrung der Magier, eins der wenigen Gemälde von ihm, worin er eine gewisse weltliche Heiterkeit und Mannichfaltigkeit entwickelt. Dieser Gegenstand ist unendlich oft und mit der größten Liebe behandelt worden. Es gibt auch für

religiöſe Maler wenige Stoffe, welche ihn an Reiz übertreffen, an Reichtum des poetiſchen Lebens geht er allen vor. Indem er Heiliges und Weltliches vereinigt, befreit er den Betrachter von jenem Widerwärtigen, was das ewige Einerlei der heiligen Familien, der Kreuzigungen und anderer troſtloſer Geſchichten erregen muß. Die Gegenſätze ſind überraſchend, heiter und naiv: das Kind eines Handwerkers in einem Stall, Ochs und Eſel an der Krippe — dieſem Kinde kommen die Herrſcher der Erde zu huldigen, ausgerüſtet mit aller orientaliſchen Fürſtenherrlichkeit, lange, reichgeſchmückte Züge von Trabanten und Edelknappen hinter ſich, welche Gold und Juwelen tragen. Einer dieſer Könige iſt immer ein Greis von ehrwürdigſtem Anſehen, und indem dieſer vor dem kleinen Kinde kniet, wird die Poeſie der Scene noch durch den Contraſt der Lebensalter verſtärkt. Der zweite König hat in der Regel ein Mohrengeſicht, der dritte eine jugendlich ſchöne und ritterliche Geſtalt, ſodaß die alten Maler in allen Dreien die Weltteile repräſentirt zu haben ſcheinen. Dazu kommt die geheimnißvolle Ferne, aus welcher dieſe fabelhaften Könige gekommen ſind, das Dunkel der Nacht, der Stern, welcher oftmals Veranlaſſung gibt, dem Zuge noch ein Paar Aſtronomen hinzuzufügen, die Pracht von goldnen Schalen und Juwelen, und ſo wird das Ganze zu einem phantaſtiſchen Märchen aus dem Orient, an welchem man den Einfluß der Kreuzzüge verſpürt.

Die toscaniſche Malerei iſt reich an Darſtellungen dieſer Art. Zwei ſolche herrliche Bilder ſind von Domenico Ghirlandajo und von Filippino Lippi in den Uffizien; zwei andere, Meiſterwerke von der höchſten Schönheit,

verdanken wir den Schülern Angelico's, Gentile da Fabriano und Benozzo Gozzoli. Das Bild Gentile's befindet sich in der Accademia delle belle arti, das Benozzo's in der Kapelle Medici im Palazzo Riccardi. Dort malte Benozzo Fresken, die neben seinen bewunderten Gemälden im Campo Santo von Pisa zu den besten Leistungen seiner Zeit gehören. Seine seltene Universalität erkennt man schon hier; er umfaßte alle Richtungen der Malerei, Landschaft, Architektur, Genre und Thierleben, was Alles er in seinen Gemälden verbindet. In jener Kapelle Riccardi malte er die prächtigen Züge der Könige; zu Roß, zu Fuß oder auf dem Kameel ziehen sie in unabsehbaren Scharen durch lachende Gefilde, über Berg und Tal.

Fiesole, von welchem Gentile und Benozzo lernten, steht in seinem Bilde hinter ihnen zurück. Es hat nicht jene festliche Pracht und heitere Fülle, welche seine Schüler darzustellen wußten. Doch erfreut es immer das Auge. Viele andere Bilder, welche er in San Marco malte, möchten noch genannt sein wollen, wie sein Gebet im Garten, seine Taufe, seine Krönung der Jungfrau, worin man wieder den Einfluß Dante's erkennt, sein Christus als Pilger; doch mag dessen genug sein. Sie zeigen alle dieselbe Schlichtheit der Mittel, dieselbe Kindlichkeit des Gemüts, die tiefste Religiosität. Man möchte selbst ihre Farben, ein vorherrschendes Weiß, lichtes Blau und sanftes Rot, kindlich nennen. Angelico erfreut sich gern an den bunten blumenhaften Contrasten. Seine reizendsten Bilder sind oft die im Kleinen, fast miniaturartig ausgeführten; sie sind von großer Zierlichkeit und bewundernswürdiger

Feinheit, wie unter andern die Engelgestalten auf einem Altaraufsatz in den Uffizien und die Figuren auf dem Reliquarium in S. Maria Novella zeigen.

Fra Angelico starb in Rom am 18. März 1455; Nicolaus V., der ihn dorthin gerufen hatte, um im Vatican zu malen, ließ ihm ein Monument in der Kirche della Minerva errichten. Die Inschrift vergleicht ihn mit Apelles, mit dem sehr viele Maler verglichen zu sein die Ehre haben. Er war der letzte große Meister aus der Schule Giotto's gewesen. Die Naturalisten Maselino und Masaccio machten dieser ein Ende und schufen die moderne Richtung der Malerei. Die Antike führte zur Darstellung des Nackten und zum Wohlgefallen an den natürlichen Formen der Menschengestalt, die durch Tizian, Giulio Romano, Correggio und Michel Angelo ihren vollendeten Ausdruck finden sollten.

Da ging von demselben Kloster San Marco, welches in Fiesole einen so begeisterten Verfechter der religiösen Malerei gefunden hatte, noch einmal eine Reaction gegen die Modernen aus. Dies geschah durch Savonarola.

Savonarola bekämpfte die Mediceer, welche den Sinn für die Antike mächtig gefördert hatten, gerade mit ihren eigenen Waffen. Sie hatten eben die Platonische Akademie gegründet, und waren voll von Bewunderung des Heidentums, aber auch Savonarola war ein platonischer Mystiker, wie Lorenzo, Pico, Polizianus, Marsilius Ficinus und wie es überhaupt Italien seit Petrarca war. Der Prior von San Marco hielt platonische Predigten über das Wesen des Schönen und donnerte gegen die Nacktheiten der Kunst von jener Kanzel herab, der gegen-

über mm die Grabsteine seiner Freunde liegen, des Pico di Mirandola und des Angelo Poliziano. Marchese führt in dem Capitel seiner Schrift, welches von dem Unternehmen Savonarola's, die Künste zu reformiren, handelt, eine Rede desselben an, worin er das Schöne ganz platonisch als die Seele und die Idee des Guten darstellt. Kraft dieser Theorie erhob er einen fanatischen Krieg gegen die Antike und die auf das Weltliche gerichteten Künste, die nach seiner Meinung das Menschengeschlecht verderben; er schien darauf auszugehen, eine christlich-platonische Republik wiederherzustellen. Die Gewalt seiner Rede beugte viele Künstler, die bisher heitern Mutes gemalt und gemeißelt hatten, und man sah den trefflichen Sandro Botticelli, Cronaca, Robbia, Bartolommeo, Lorenzo di Credi und viele andere reuig zu den Füßen des Priors von San Marco ihr Heidentum abschwören. Nur Mariotto Albertinelli und der bizarre Piero di Cosimo ließen sich's nicht anfechten, sondern blieben Heiden und eifrige Gegner Savonarola's und seiner moralischen Sekte.

Man weiß von der Procession am 21. Februar 1497. Sie war eine fanatische Verirrung des Volkstribunen in Florenz. Da trug man in feierlichem Aufzuge mit Pauken und Trompeten alle Sinnbilder der Weltlust auf den Platz der Stadt. Dort erhob sich ein vielarmiger, pyramidalisch zugespitzter Baum; aufgehängt waren daran die Porträts der schönsten Florentinerinnen, Meisterwerke der Malerei, schöne Nacktheiten, Sculpturen von Göttern und Göttinnen, Notenbücher, Harfen, Lauten, Cymbeln und Geigen, Karten, Kleider von Sammet und von Seide, die köstlichsten Arbeiten von Gold und Elfenbein, auch die

Gedichte Petrarca's und Boccaccio's sah man an den Zweigen hängen. Die Diener jenes jüngsten Gerichts, das hier über die Weltlust ergehen sollte, hatten die Häuser durchsucht, oder man hatte im Eifer, Buße zu thun, Kunstwerke und Kostbarkeiten jeder Art freiwillig ausgeliefert. Ein venetianischer Kaufmann der gerade in Florenz anwesend war und über das moralische Wesen des Schönen niemals nachgedacht hatte, kam auf den vernünftigen Gedanken, daß es besser wäre, diese vortrefflichen Handelsgegenstände zu verkaufen als zu verbrennen. Er bot also für die gesammte Welteitelkeit die mäßige Summe von 20,000 Scudi. Hierauf ließ die Signorie den Mann ohne weiteres ergreifen, auf einen Stul setzen und von einem platonischen Maler abconterfeien; sein Porträt wurde auf die Spitze des Scheiterhaufens gestellt. Also verbrannte man diesen Baum mit allen seinen Schätzen unter dem Jubel des Volks. Das geschah auf demselben Platz, auf welchem der große Schwärmer selbst ein Jahr später verbrannt wurde.

Der Tod Savonarola's machte die Künstler seines Anhangs trostlos. Viele gaben das Malen auf, unter ihnen namentlich Baccio della Porta, welcher aus Gram der Welt entsagte und im Jahr 1500 die Kutte von San Marco anzog. Sechs Jahre lang blieb Baccio oder Fra Bartolommeo, wie er sich nannte, in Schmerz versunken und rührte keinen Pinsel an. Dann ermannte er sich wieder und begann auf das ausdrückliche Zureden seiner Ordensbrüder seine religiösen Malereien. Es war das um die Zeit, als Rafael zum zweiten male nach Florenz kam. Er schloß Freundschaft mit Fra Barto-

lommeo und lernte von ihm Zeichnung und Farbe; unter dessen Einfluß entstand seine nicht vollendete Madonna del Baldachino, welche den Charakter Bartolommeo's deutlich erkennen läßt. Dieser bildete sich besonders nach Michel Angelo und nach Leonardo da Vinci, und weit gefehlt, daß er in der sanften und zärtlichen Art des Fiesole malte, wurde er das gerade Gegenteil seines Vorgängers in San Marco. Denn die Schule Giotto's war überwunden. Bartolommeo zeigt, wie sehr das Studium der Plastik die Malerei beeinflußt hatte; seine Figuren sind oft grandios wie die des Michel Angelo und beinahe statuenhaft, wie namentlich sein Evangelist Marcus in der Gallerie Pitti.

Er starb im Jahr 1517. Das Epigramm auf seinen Tod vergleicht ihn natürlich mit Apelles, in der Farbe wenigstens, mit Buonarotti in der Zeichnung. Er hat uns auch ein Porträt Savonarola's hinterlassen, welches die fanatische Beschränktheit dieses Propheten der Renaissance charakteristisch wiedergibt. Denn einen so hohen Flug auch die Gedanken dieses merkwürdigen Menschen nahmen, blieb er doch stets ein Mönch, und zwar ein Dominicaner.

Zu derselben Zeit, als Fra Bartolommeo in San Marco war, saß dort in einer Klosterzelle ein anderer glühender Verehrer Savonarola's gefangen, der Miniaturmaler Fra Benedetto. Man weiß nichts von den Malereien dieses sonderbaren Menschen; aber er hat uns ein originelles Gedicht hinterlassen, welches er in der Einsamkeit seines Gefängnisses verfaßte. Es ist das älteste epische Gedicht auf Savonarola, dessen Leben und Tod

es erzählt. Sein Titel ist: „Die Ceder des Libanon.“ Marchese hat es neuerdings herausgegeben: „Cedrus Libani, oder Leben des Girolamo Savonarola, geschrieben von Fra Benedetto von Florenz im Jahr 1510.“ „Viele Zeitgenossen“, so sagt Marchese, „haben das Leben Savonarola's beschrieben, wie Burlamacchi und der Graf Francesco di Mirandola; aber obwol sie Savonarola kannten, durften sie doch nicht seinen nächsten Umgang und seine innige Freundschaft genießen, wie sie dem Fra Benedetto in den drei Jahren vergönnt war, die er mit dem Meister in San Marco zubrachte. Savonarola selber hatte ihm das Dominicanerkleid angezogen, und dieser sein Schüler litt und that viel für ihn und vertheidigte ihn nach seinem Ende mit einer Liebe und einer Beharrlichkeit, welche ihm zuerst das Exil und dann viele Jahre der Gefangenschaft in seinem Convent zuzogen — eine merkwürdige Persönlichkeit, deren Typus allein in jenen Paladinen des Mittelalters ohne Furcht und Tadel zu suchen ist, die mit unsterblichen Versen Ariosto und Tasso besungen haben.“

Mit Recht legt Marchese diesem Gedicht eine historische Wichtigkeit bei, weil es die Ereignisse getreu und treuherzig erzählt, deren größten Teil der Dichter mit eigenen Augen gesehen hatte. Ich halte es deshalb der Mühe wert, aus ihm einige Stellen zu übersetzen, will aber zuvor vom Leben des naiven Dichters selbst Kunde geben.

Fra Benedetto war im Jahr 1470 in Florenz geboren. Sein Vater Paola war Goldschmied, seine Mutter, wie er selbst sagt, eine witzige und mutige Frau. An-

fangs führte er ein lockeres Leben, dann wurde er durch Savonarola's Predigten so begeistert, daß er in den Orden von San Marco trat. Savonarola selbst nahm ihn darin auf, im November 1495. Drei Jahre lebte er nun im Kloster, bis sich am 8. April 1498 der wütende Volkssturm gegen den Reformator erhob. Fra Benedetto kämpfte neben andern Mönchen und Anhängern Savonarola's mit großer Tapferkeit. Zufällig befand sich auch Baccio della Porta an jenem Abend im Convent; erschreckt durch das Geschrei des Volks und das Toben des Kampfes versteckte sich dieser in den geheimsten Winkeln des Klosters. Benedetto aber hatte sich auf das Dach der Kirche gestellt, in die man Feuer warf, und schmetterte mit Steinen so viel Feinde zu Boden, als er bezwingen konnte. Savonarola erblickte ihn und rief ihm zu, vom Kampf abzulassen und die Waffen wegzuwerfen; auch als sich der Prophet freiwillig den Feinden ergab, wollte Benedetto mit Gewalt sein Schicksal teilen, doch Girolamo wandte sich zu ihm und sagte ihm: „Bruder Benedetto, aus Gehorsam folge mir nicht, weil ich und Bruder Dominicus zu sterben haben aus Liebe zu Christus. Und in diesem ward er seinen Söhnen aus den Augen gerissen, welche alle weinten; es war schon 9 Uhr in der Nacht."

Nun erzählt Fra Benedetto, daß unter den Anhängern seines Meisters Malatesta Sacromoro da Rimini den Verräter machte. Denn dieser bewog Savonarola sich dem Volk auszuliefern, nachdem jener ihm vergebens geraten hatte, Paulus nachzuahmen, an einem Seil sich herabzulassen, und seine Rettung in der Flucht zu suchen.

Man schleppte Savonarola und Dominicus in den Palast der Signoren, Silvestro aber hatte sich im Kloster verborgen. Aber auch diesen verriet Malatesta am folgenden Tage. Alle Drei wurden am 23. Mai verbrannt. Auf der Stammtafel der berühmtesten Männer des Ordens liest man noch heute in einer Zelle von San Marco die Note: „Im Jahr 1498 am 23. Mai starben die Väter F. Girolamo Savonarola zugleich mit Dominico und Silvestro durch falsche Anklagen unschuldig an einem Galgen in der Stadt Florenz."

Benedetto entwich zuerst nach Viterbo, darauf empfand er Gewissensbisse, Savonarola's Andenken auch nur eine Weile lang verleugnet zu haben; er kam nach Florenz zurück und begann nun den Namen und die Lehren seines unglücklichen Meisters mutig zu verteidigen, obwol er die Rache der Gegenpartei auf sich laden mußte. Er schonte Niemand, selbst den Papst Alexander VI. griff er mit Kühnheit an. Die Folge davon war, daß man ihn zuerst aus dem Kloster stieß und dann wieder darin einkerkerte. Ob er hier bis an sein Lebensende schmachtete, ist ungewiß. Er schrieb im Gefängniß Verteidigungen Savonarola's, theologische Schriften und die „Ceder des Libanon".

Dieses Gedicht ist in Terzinen geschrieben und in elf Capitel geteilt. Man erwarte keine poetischen Schönheiten von ihm; es besitzt eine gewisse burleske Einfalt und große Schlichtheit der Darstellung, welche an alte Chroniken erinnert. Noch merkwürdiger ist es als historisches Document durch die Treue, womit es die Zustände zeichnet und ein Bild des Lebens jener Zeit entwirft.

Die Katastrophe selbst ist lebendig und zweifellos wahr geschildert.

Nach einem gebetartigen Eingange erzählt das erste Capitel die Lebensumstände des Verfassers:

Von nied'rem Stamm und in der Stadt der Blume
Ward ich geboren tausendvierhundertundsiebzig,
Im Viertel della Croce uns'res Herrn.
Mein Vater übte eine heil'ge Kunst,
Metall'ne Vasen schön er machen konnte.
Paul war sein Nam' und Jahre hatt' er achtzig.
Domenica, so hieß die Mutter mein,
War eine Frau von Witz und Mannesmut,
War fromm und haßte alles müß'ge Ding.
Sothaner Baum und sogenannter Stamm
Erzeugeten vollkomm'ner Pflanzen neun,
Die jüngste war ich und die schlechteste.
Natur und Himmel hatten mich erschaffen
Geschickt zur Musica auf Instrumenten,
Im Singen lustig und gewandt im Spielen.
Wollt' ich erzählen nun, wie viel und was
Ich hab' genossen jugendlich Vergnügen
Bei Tanz und Hochzeit und bei Jagd von Thieren,
Mit tausend Worten könnt' ich das nicht sagen.
So war's von aller Art und wenn auch ekel,
Daß tausendmal mein Herz der Welt ich gab;
Zum Dienen flink und scherzig im Gespräch,
Die Lust von Diesem und die Lust von Jenem,
Von Körper klein, doch kühn und wol verwegen.
Mein' Kunst war das Miniiren mit dem Pinsel;
Nicht möcht' ich was die Ordensbrüder schätzen
Und den Religiosen gern mich widersetzen.

Darauf beschreibt Benedetto die Verdorbenheit der Zeit: Friede herrschte in aller Welt, aber der Dämon

säete Uebel aus, das Volk war voll von schändlichen Lastern, Wucher und Gewaltthätigkeit herrschten überall. Es regierte Alexander VI., groß durch Habsucht und Wollust, und jeder Pfaffe nahm ihn zum Muster:

Da hat der Herr in dieser Zeit gesendet
In meine Stadt hin einen treuen Diener,
Von Namen Hieronymus genennet.
So groß war seine Wissenschaft und Liebe,
Daß Jeder blieb nachdenklich im Gemüte,
Und rechtlich wandelte und voller Scham.
Der Mann entsprossen von Ferrara war,
Und war vom Orden der Predicatoren,
Sein Hafen waren Kreuz und Crucifixus.

Der Dichter erzählt weiter, daß ihn eines Tags seine Mutter, von Savonarola's Beredsamkeit ergriffen, aufforderte, dessen Predigten anzuhören. Obwol ihm ein solches Ansinnen hart ankam, gab er doch endlich nach und ging in die Kirche San Marco. Da setzte er sich ganz beschämt und still unter die Zuhörer und erregte die Verwunderung des Volks, welches den lustigen Vogel hier nicht vermutete. Er läßt jetzt Savonarola auftreten und eine Predigt halten, wie Lenau in seinen Savonarola-Romanzen thut.

Als mein Prophet nun kam, Savonarola,
Stieg auf die Kanzel er bescheidentlich,
Und achtsam stund ich da bei seinem Worte.
Der waffnete sein Haupt wol mit dem Kreuz
Und rief: Solang ihr dies habt, sollt ihr wandeln,
In Reue kleide sich nun männiglich.
Doch ihr, die ihr die ganze Welt betrachtet

Und sehet sie in Friedenswonne tronen,
Gebt Acht! auf ihre Ruhe nicht vertrauet.
Denn diese Zeit wird bald der Sturm durchtoben.
Ich seh, Italien, ob deiner Sünden
Auf dich das Wasser und die Pest schon zielen.
O Rom! o Priester ihr voll böser Lust,
Durch dich, o Klerus, kommt der grimme Sturm.
Des Uebels Form, das ist der Mönch und Pfaffe.
Thu' Buße nun, dies fordert jetzt der Herr
Von dir, durch mich des Herren niedern Diener.
Italien schläft und Rom will nicht erwachen.
Erwache denn von meinem großen Schrei'n,
O Sündenmensch — mein Wort ist ohne Trügen,
Nach deinem Wohle dürst' ich wie der Hirsch
Nach Wasser dürstet. Bald siehst du ertränket
All' die Tyrannen, schimpflich bald erobert
Italien, mit Schande, Hohn und Schmach.
O Rom, bald wirst du sein gefangen,
Auf dich seh ich das Rachebeil schon fallen;
Die Zeit ist kurz und flieht mit jedem Tag.
Siehst du dich nicht vom Schwelgen hingezogen,
Habsüchtig Stolze, in den Höllengrund?
So wein' um deine Schuld und seufz' von Herzen!

In diesem Ton geht es weiter fort. Es ist die Predigt über die Arche Noah. Benedetto dringt sie so ins Gewissen, daß er gleich den Weg zwischen die Füße nimmt und an einen von Menschen verlassenen Ort sich begiebt. Da hebt er ein Zwiegespräch mit sich selbst an, welches sehr naive Selbstanklagen enthält —

Und weinend ging ich fort, und wie ein Wind
Nahm ich von mir mein leichthin locker Wesen,
Und warf dahin mein windig Saitenspiel.

Seine bisherigen Spießgesellen verspotten ihn und nennen ihn einen Hypochonder. Sie fordern ihn zu Lustbarkeiten auf, sie zeigen ihm, daß er von aller Welt geliebt sei, viele Freunde habe, und daß ihm zum Leben nichts fehle. Nicht genug, daß seine Kameraden ihn peinigen, da kommen endlich auch seine in Gefahr gebrachten Sinne, welche er als Personen auftreten läßt:

Das Auge sprach: Ich weiß nicht was du denkest;
Zu schweifen frei, so hast du mich gewöhnt,
Und Freiheit will ich, denn die paßt mir wol.
Sprach das Gehör zu mir: Ich bin gewähnet
An Spiel und Sang und lustiges Parliren,
Als wie an süße Düfte dein Geruch.
Drum uns zu lassen ist fürwahr nicht klug.
Geh' besser denn zu Rat mit deinem Sinne,
Gar übel ist's der Knechte Knecht zu werden.
Oft hört' ich sagen den Geschmack zu mir:
Wenn du ein wenig meine Art verstehst,
Wird dir die Möncherei zum Ekel sein.
Sprach das Gefühl: Nicht besser kann ich sein
In Zukunft, als ich bin. Drum laß mich so,
Denn leider ach! ich fühl' mich stets versengt.

Aber Savonarola stärkt Benedetto in seiner Bekehrung. Der macht nun den Anfang eines heiligen Lebenswandels damit, daß er einige Monate lang das Amt des Krankenpflegers und Todtengräbers im Hospital übernimmt. Die Dämonen quälen ihn zwar unausgesetzt, doch bekämpft er sie wacker, und tritt endlich im fünfundzwanzigsten Jahre seines Lebens in den Orden ein.

Wie Bartolommeo Savonarola in Farben gemalt hat, so zeichnet Benedetto seine Gestalt in Versen:

Von Körper war er klein, doch gar gesund,
Von Gliedern war er zart in solchem Maße,
Daß seine heil'ge Hand ihm leuchtend schien;
Stets freundlich war er, nie verstört,
Von wachen Blicken und durchdringend schön,
Das Aug' gesenkt und dunkel angenehm,
Und dunkel war sein Haar, sein Bart war dicht,
Der Mund gar fein und länglich sein Gesicht,
Die Nas' ein wenig ihm gebogen war.

Es folgen die Prädicate seiner Seele, die man sich schon denken kann, und eine kurze Angabe seiner Wirksamkeit; darauf eine ganz Klopstockische Episode, worin der Dichter die Teufel gegen Savonarola sich verschwören läßt:

Der stolze Lucifer, der Fürst der Hölle,
Wie er ersah, was Frucht der Priester fand,
Da bellt er laut als wie ein reißend Thier,
Und brennend in dem grimmen Höllenpfuhle,
Mocht' also gute Werke er nicht leiden,
Und heult' und schrie und sprach gewaltiglich
Also: Auf mein Geheiß sei nun bereit
Vor meinem Blicke schnell jedweder Teufel,
Wenn baldig nicht mein Reich vergehen soll.
Auf dieses Wutgeschrei und diesen Ruf
Die Teufel horchten dem Gebot in Eile,
Und vor ihn tretend sprachen sie: O Herr,
Gehorsam sind wir dir, und sind zur Hand,
So sprich: Wer darf zertrümmern deine Macht?

Lucifer erzählt hierauf, was Alles er seit seinem Sturz aus dem Himmel verübt habe, wie er Adam um das Paradies gebracht und alle Creaturen unter seine Herrschaft gebeugt habe, wie das Volk des Moses auf sein

Veranstalten der Götzendienerei sich ergeben, wie er, nachdem Christus in der Welt erschienen, alle Teufel ausgesendet habe, um den Glauben auszurotten:

Und ihr, o Lügner, schmuz'ge Hundebrut,
Habt mir den Glauben nicht erstickt. Es sagt
Der Ein': heut' thu' ich's noch, der And're morgen!
Nun eben hör' ich, wie man in Florenz
Savonarola glaubt, dem großen Mann,
Der in dem Worte Gottes herrscht und lehrt.
Es war Florenz, ach! unf're Dienerin,
Von Sodom voll, von Wucher und von Spiel,
Nun fliegt's, Dank eurer Wachsamkeit, gen Himmel.
Geht eilig denn, ihr dummen Teufel, hin
Und tilgt mir aus den Priester und sein Licht.

Auf Lucifer's Befehl fahren die Teufel mit erschrecklichem Halloh von dannen. Ihr Werk zeigt sich bald in der Verfolgung des heiligen Mannes, besonders von Seiten der Minoriten von Santa Croce, welche ihm auf jede Weise die Predigt stören und das Volk gegen ihn verhetzen. Darauf beschreibt Benedetto den Sturm auf San Marco am 8. April 1498:

Am heil'gen Sonntag war's, dem Tag Palmarum,
Da hob Florenz sich auf mit wildem Schrei'n,
Zu fah'n den Priester lebend oder todt,
Und mit Gewaffen tobten sie in Wut,
Zum Klostertempel seine Feinde kamen,
Tod dem Verräter! schrieen sie. Viel waren
Der Freund' in diesen Tempel und Convent,
Der heil'gen Pflicht gewohnt, wie stets gekommen,
Die Vesper anzuhören. Kaum erkannten sie
Des Feindes Menge wie sein gräßlich Wüten,
Als Einer hier, der And're dort entfloh.

Ach! alle faſt verließen den Propheten;
Und dieſer war zum Sacrament gegangen
Mit vielen Brüdern. Doch kaum war es Nacht,
Da fiel mit Waffen ein die ganze Schar,
Achthundert, die zu Raub die Schwerter trugen,
Und ihnen folgt' der wilde Pöbel nach,
Der ſackt' ſich ein das beſte Kloſtergut.
Noch ſangen des Propheten treue Kinder
Beim Sacrament getroſt die Litanei,
Erwartend ihren Martertod — und ich,
Beim großen Schreckniß war ich auch zugegen.
Viel eh' wollt' ich den Todesſtoß ertragen,
Konnt' ſich des Tods der Meiſter nur entſchlagen.

Er erzählt weiter, wie nur einige zwanzig Freunde Savonarola's die Anſtürmenden zurückſchlugen, den Führer tödteten und die ganze Rotte drei mal hinauswarfen. Drei mal kehrte das wütende Volk wieder.

Und Feuer legten an der Kirche Pforten
Und an die Kloſterpforten jetzt die Feinde.
Unſchloſſen dicht war der Prophet; umgeben
Von ſeinen Brüdern mit dem Sacrament,
Und jeden zwang das Weh zu bittern Tränen.
Da wandt' er ſich zu den verzagten Seinen
Und ſprach: Zu fürchten wahrlich iſt nicht Not,
Denn Alle wird der Herr uns hier beſchirmen.
Einſtürmt indeß der Schwarm mit Lanz' und Schwertern,
Gewaltſam in die Kirche ſprangen ſie
Den Leuen gleich und grauſam wilden Thieren.
Und ich, mit wenig Andern noch, vom Dache
Hinunter ſtürzten wir das Hochgemäuer,
Und ihr Gewaffen brachen wir und Schilde,
Daß Steine ſchien der Himmel ſelbſt zu regnen,
Und ſo zurücke warfen wir das Volk.

Nicht wußt' der Prieſter, daß ich widerſtand
Den Feinden noch mit der bewehrten Rechten,
Noch daß ich, ihn zu ſchirmen, kühnlich ſtritt.
Hinunter ſtieg ich von dem Dach zu Tale,
Mich ſah der Heil'ge da, der betend ſtund
Und tadelt mich mit ſanftgeſproch'nem Wort.
Mein Sohn, ſo ſprach er, höre mein Gebot,
Nimm du das Kreuz und wirf das Meſſer fort,
Denn ſolches Thun, nicht ſiegt's in meinem Sinn.
Und ich, wie ich die Rede angehört,
Ob jener Feinde, war's mir bitter leid,
Weil ſie ihn ſuchten lebend oder todt.
Da ließ ein Jeder ab von ſeiner Wehre,
Denn Niemand wollt' dem Heil'gen widerſtehn —
Der rief an einen Ort die Brüder alle,
Und ſo verſammelt wie ſie alle waren,
Erhob zu ihnen er die milde Rede.

Es folgt die Troſt- und Ermahnungsrede des Reformators, welcher den Brüdern ankündigt, daß er ſich freiwillig in die Hände ſeiner Feinde geben wolle, nachdem Malateſta da Rimini mit falſchen Worten ihm dazu geraten hatte.

Ich ſah mit eig'nem Aug' wie er ſich gab
Mit dem Genoß Dominicus dem Feinde,
Und wie er freudig ſtand mit ſanfter Miene,
Bedräut vom grimm'gen Volk mit wildem Hohn!
Denn mit Geſchrei ward er hinausgeſtoßen,
Mit Feuerfackeln war er dicht umgeben,
Mit Lichtern, Lanzen, Schwert und Schild und Bogen.
— — — — — — — — — — — —
Nicht weiß ich, ob ſo groß der Hölle Lärmen
Als das war jener Nacht, in welcher man
Ihn führte nach Florenz zur Signorie.
Drauf es geſchah, daß an dem andern Tage

Der Malateſta gab den ſchon geſuchten
Silveſtro auch dem Feinde in die Hände.
Und weil entzündet war der Grimm der Böſen,
Jeronimus, Dominicus, Silveſter
Tortur und Marter mußten ſie erdulden.
Geſtattet hat der himmliſche Regierer,
Daß ſie begriffen nicht des Dieners Rede,
Dem ſie mit Hohn anthaten übles Leid.
Der folgte ganz des Amos Art und Weiſe
Und ſprach, da ihn die Uebelthäter frugen:
Biſt du Prophet? — Prophet, das bin ich nicht.
Von mir iſt ſein Proceß mit Fleiß berichtet
Im Trialog, den ich worldem geſchrieben,
Zehn Jahre ſind's: nun hab' ich ihm erwählt
Zum neuen Titel: Das Nazionale.
Da deckt' ich auf die ungeheuren Lügen,
Und ſo ausführlich bin ich dort geweſen,
Daß mir die Schrift der Qual genug bereitet.
In jenem Büchlein hab ich wollen nennen
Die Böſewichter ſonder Scheu mit Namen,
Denn wiſſen ſoll die Welt von ihrer Tücke.
Und ward ich gleich um dieſer Rede willen
Verfolgt und eingekerkert und verſtoßen,
Doch will, ſolang ich athme, ich nicht ſchweigen.

Nun erzählt Benedetto, wie nach dem Tode Savonarola's ſeine Anhänger ſein Andenken abſchworen und ſchimpflich ſeine Fahne verließen.

Nicht Einer blieb fürwahr in ſeiner Treue,
Ich ſelber auch zu wanken hab' begonnen.
Mein Froſt war kurz und wieder kam die Glut.
Beſtürzt war ich geblieben noch drei Tage,
Dann wie die Droſſel, die dem Hanf entgangen,
Wich gen Viterbo ich mit bitt'rem Schmerz.

Da war zur Ruh' gekommen mein Gemüt,
Und in der Bruſt entglomm ein heftig Feuer,
Das gab der dunkeln Seele wieder Licht.
Und war ich ſonder Wert und ſonder Wiſſen,
Doch für den Meiſter, den ich ſo geliebt,
Setzt' ich entgegen mich gleich ſcharfem Dorn,
Und ſtach die Wölfe jedes Orts und Ranges.
Die haben ſich voll Wut auf mich gekehret
Und Netze viel und Stricke ausgebreitet,
Doch immer biß ich ſie mit meiner Zunge.
Nie konnt' der Feind mein mutig Herz beſiegen,
Doch mit den Martern, die ſie reichlich gaben,
Den Leib zu bänd'gen mocht' ihm wol gelingen.
Der muß durch Schuld von meinem Sündenleben
Verlaſſen nun in Kerkernacht vertrauern,
Dem Ziel der Pfeile iſt er gleich zu achten.
Doch halt' die Wahrheit nimmer ich verborgen,
Und preiſe den Propheten in dem Herrn,
Deß Prophezeien nun ſich klar erfüllet.
Ein jeglich Leid will ich getroſt erdulden
Um meine Schuld und den verbrannten Meiſter.

Das letzte Capitel enthält eine Lamentation über das Ende des Propheten und erzählt die Art ſeines Todes. Dann ſchließt das Gedicht, dem ohne Zweifel noch ein anderer Teil folgte, mit einem Anruf an Savonarola, ſeines Verſprechens ſich zu erinnern und des armen Verfaſſers ſich anzunehmen.

Marcheſe, welchen wir die Herausgabe jenes alten Gedichts verdanken, hat keine beſondere Geſchichte Savonarola's geſchrieben, aber er hat ſein Leben dem ſchon genannten Prachtwerk der Fresken von San Marco beigefügt. Es iſt von Intereſſe, zu wiſſen wie ein heute

lebender Dominicaner von San Marco über den ehemaligen Prior seines Klosters spricht. Er sagt am Anfang: „Der Leser wird sehen, wie ein Mann den schrecklichen Untergang fand, welcher vielleicht der größte seiner Zeit und vieler andern Zeiten war. Er wird erkennen, wie ihn weder der Adel seines Geistes und die Heiligkeit seines Lebens, noch die Hoheit seines Zweckes zu schützen vermochten. Er wird erfahren, welche Hoffnungen mit ihm starben und welches die bittern Früchte seines Todes waren, und wie Galgen und Scheiterhaufen nicht genügten, in den Gegnern den heftigen Durst nach Rache zu löschen, welche noch gegen seinen Leichnam und sein Andenken wütete. Und dennoch leuchtet sein Name heute, da der Neid niedergeschlagen ist, zur Stunde noch in Ehren und ist allen Denen teuer, welche unzaghafte Freunde der Wahrheit sind. Dieser große und unglückliche Mann ist Fra Girolamo Savonarola."

Wichtig als Beitrag zu einer Geschichte Savonarola's sind die von demselben Marchese veröffentlichten Briefe und Documente, welche diesen Reformator betreffen. Man findet darunter einige an seine Mutter, Elena Buonaccorsi, an seinen Freund Dominicus, an seine Schwester Beatrice, an Pico di Mirandola. Unter den Documenten befindet sich auch das Schreiben Ludwig's XII. an die Signorie von Florenz, worin dieser König um Aufschub des über Savonarola verhängten Urteils bittet.

Am Schlusse seiner Einleitung in die Sammlung sagt Marchese: „Hier schließen wir unsere geduldigen Forschungen über das Leben und den Tod Savonarola's mit dem Wunsche, daß endlich ein gewichtiger, fleißiger, maßvoller

und streng katholischer Geschichtschreiber aufstehen möge, welcher frei von allem Unwesen politischer und religiöser Secten, uns einmal das wahre und männliche Angesicht jenes Großen zeigen möge, welcher in einer schwierigen und verderbten Zeit einen Ruhm erlangte, den die Verleumdung von vier Jahrhunderten nicht vermindern konnte."

Der Wunsch Marchese's ist in Erfüllung gegangen, indem Pasquale Villari, Professor der Geschichte in Pisa, sein vortreffliches Werk: „Die Geschichte des Girolamo Savonarola und seiner Zeit" (2 Bde., Florenz 1859 und 1861) veröffentlichte.

Toscanische Melodieen.

(Nach Texten aus dem Volk.)

An ***

dieſe Feldblumen.

Wir ſind Kinder der Secunde,
Und vergehen bald;
Ueber Woche nicht und Stunde
Haben wir Gewalt.

Holde Geiſter ſind wir jener
Freude die erblüht,
Als die längſten Freuden ſchöner,
Wandernd im Gemüt.

In des Lebens Pilgertume,
Seinem Leid und Glück,
Iſt ja auch die ſchönſte Blume
Nur der Augenblick.

Rom, 10. April 1863.

I.

Ich ſchick' dir die Vögel als Boten,
Denn and're Diener hab' ich ja nicht;
Sie ſetzen ſich auf die Bäume und Roſen;
Sie ſind ſo müde von all' dem Fliegen;
Sie ſetzen ſich auf die Bäume von Piſa;
Ich ſchick' dir viel Grüße, du ſchönſte der Roſen;
Sie ſetzen ſich auf die Bäume von Livorno,
Ich laſſe dich grüßen, du Blumengeſicht.

II.

Wenn dein Bildniß wäre gemalet,
Und zum König der Heiden geſandt,
Mit ſeinen Schätzen hätt' er's bezahlet,
Er gäb' dir die Kron' in die Hand;
Und ließe verkünden die Lehren
Vom Herren Jeſu in ſeinem Reich,
Und daß ſie ſich ſollten bekehren,
Und dich lieben zugleich;
Alle Heiden ſich ſollten bekehren,
Und dich lieben zugleich.

III.

O Sonne, o Sonne, du zieheſt
Wol über die Berge und Höh'n,
So grüße mein herziges Liebchen,
Ich hab's heut' nimmer geſeh'n.

O Sonne, dort drüben am Hauſe
Zwei Weiden, zwei Weiden weh'n;
Vor ihrem off'nen Fenſter
Zwei Lorbeerroſen ſteh'n.

O ſcheidende Sonne, du zieheſt
Wol über die Berge und Höh'n,
So grüße mein herziges Liebchen,
Die dunkeln Augen mir ſchön.

IV.

Ich gehe des Nachts, wie der Mond thut geh'n,
Ich ſuche, wo den Geliebten ſie haben;
Da hab' ich den Tod, den finſtern, geſeh'n,
Er ſprach: ſuch' nicht, ich hab' ihn begraben.

V.

Ich bin klein, und hab' noch nicht zehn Jahre,
Bin geſchrieben ſchon in's Buch der Liebe.
Nahmen mir das Kleid, das ſchöne, klare,
Gaben ein braun Kleid mir gar zu trübe;
Dunkles Kleidchen, Gürtelchen von Silber.
So wie meine, gibt's mehr keine Liebe,
Wären gleich von ihr viel hundert Arten.
Dunkles Kleidchen, Gürtelchen von Silber;
So wie meine, gibt's mehr keine Liebe,
Wenn von ihr gleich tauſend Arten wären.

VI.

Ich will ein Haus mir bauen,
Das soll von Seufzern sein;
Den Kalk mit Tränen lösch' ich,
Mit Tränenflut allein.

In's Haus will ich mich schließen,
So lange wohn' ich da,
Bis meine erste Liebe
Ich wiederkommen sah.

Und will in's Haus mich schließen,
Und klagen ungestört,
Will alle Sterne zählen,
Bis Er mir wiederkehrt.

VII.

Liebe Schwalbe, kleine Schwalbe,
Du fliegst auf und singst so früh,
Streuest durch die Himmelsbläue
Deine süße Melodie.

Die da schlafen noch am Morgen,
Alle Liebende in Ruh',
Mit dem zwitschernden Gesange
Die Versunk'nen weckest du.

Auf! nun auf! ihr Liebesschläfer,
Weil die Morgenschwalbe rief;
Denn die Nacht wird den betrügen,
Der den hellen Tag verschlief.

VIII.

Klagen ist der Mond gekommen
Vor der Sonne Angesicht.
Soll ihm noch der Himmel frommen,
Da du Glanz ihm nahmst und Licht?

Seine Sterne ging er zählen,
Und er will vor Leid vergehn:
Zwei der schönsten Sterne fehlen,
Die in Deinem Antlitz stehn.

IX.

Ich sah am Fenster drei Mädchen,
Die Blicke mir zugewandt;
Sie haben mir plötzlich drei Pfeile
Der Liebe hinunter gesandt.

Die eine traf mir die Stirne,
Die and're das Haupt mit Schmerz;
Das allerschönste der Mädchen,
Es traf mich mitten in's Herz.

Einen Glückwunsch send' ich der Guten,
Und schönen Dank zurück;
Der Aeltesten aber der Schwestern
Empfehl' ich mein Herzensgeschick.

X.

O Rose, o Rose, o Rose so klar,
Wie dich so schön doch die Mutter gebar!

Sie gebar dich so schön, sie steckt' dir in's Haar
Eine Blume, und stellt' dich an's Fenster,
An's Fenster, um Liebe zu kosen.
Sie gab dir in's Haar eine Rosen,
Eine Rose in's Haar, und stellt' dich an's Fenster,
Den Bräutigam dir zu erlosen.

XI.

Er.

Sprich, o Mädchen, wer wird erben
Deine Schönheit vor dem Sterben?
Laß mich diesen Schatz erwerben,
Weil ich doch so lieb dich habe.

Sie.

Keiner, keiner soll ihn erben,
Mag die Schönheit nur verderben,
Und zergehn in lauter Scherben,
Will sie tragen bis zum Grabe.

XII.

Eh' du, Liebliche, die Augen
Lachend zu den meinen lenkst,
Eh' du wieder sie mit einmal
Auf den Busen sinnend senkst:
Woll's mit Zeichen mir verkünden,
Daß ich mag mein Herze binden,
Und mit Kraft es zügelnd halten;
Denn es möchte sonst vor Lust,
Vor den großen Liebgewalten
Mir entspringen aus der Brust;
Daß derweil ich's möge binden,
Eh' mir's jauchzend will entschwinden.

XIII.

Ich sah ein lichtes Wölkchen
In blauen Lüften weh'n,
Das that aus Liebe wandern,
Zur Sonne reisen geh'n.

Und seh' ich dich, o Jüngling,
Spazieren dort und hier,
So denk' ich auch, du thust es
Allein aus Lieb' zu mir.

Und trittst du aus dem Hause,
Dann werfen dir im Nu
Die Rosen auf der Straße
Dir Blumenschlingen zu.

XIV.

Willst du todt seh'n deinen Sklaven,
Laß dein Haar unaufgerollt,
Laß es fließen um die Schulter,
Lockenströme wie von Gold.

Goldne Fäden sind die Locken,
Schön das Haar, und wer es trägt,
Goldne Fäden, feine Seiden,
Schön das Haar, und wer es strählt.

XV.

Steht mein Liebster auf dem Hügel,
Komm' ich, bellt sein Hund nach mir;
Hündchen, Hündchen, laß dein Bellen,
Komm' zum Herrn, und nicht zu dir.

Deinen Herren will ich haben,
Liebes Hündchen, sei nur gut;
Haben will ich deinen Herren.
O was bellst du so in Wut!

XVI.

Zwei herbe Limonen hab' ich geseh'n,
Sie reiften durch Liebe der Sonnen;
Zwei Schlangen sah ich durch's Wasser geh'n,
Sie schwammen in Liebe und Wonnen.

Durch's Wasser wollt' ich wol schießen,
Als wie der bewegliche Aal;
Für einen von deinen Grüßen,
Da grüß' ich dich tausend Mal.

XVII.

Und ob du mich ließest
So Nächte wie Tag,
Und ob du mich fliehest,
Ich folge dir nach.

Und ob du auch eilest,
Und wanderst so sehr,
Weit über dem Meere,
Ich folg' dir auf's Meer;

Mit Nöten und Kummer
Durch Meere und Welt,
Durch Welten und Meere,
Wohin dir's gefällt.

XVIII.

Ob du, Täubchen, deinen Flug genommen
Durch die Lüfte, bis zum Himmelszelt;
Ob du schweifest durch die weite Welt,
Mußt doch einmal in die Hand mir kommen.

XIX.

Wenn's die Bäume könnten klagen,
Wenn die Blätter Zungen wären,
Und die Welt Papier zum schreiben,
Tint' das Wasser in den Meeren,
Federn Blumen nicht zu zählen,
Möchte doch manch Blatt mir fehlen,
Meine Liebe dir zu sagen.

XX.

Will dich lehren was von Liebe,
Stehe auf am Morgen früh,
Eine Lilie aus dem Garten
Von dem Stengel breche sie.

Setz' an's Feuer sie ein Stündchen,
Laß sie länger kochen nicht:
Und dann wasche mit den Händchen
Dir dein liebes Angesicht.

XXI.

Junger Knabe, der du gehest
Auf und ab am Fenster hier,
Laß dein Wandern nur, o Knabe,
Denn ich singe nicht zu dir.

Meine Weise gilt dem Liebsten,
Der ist gangen aus dem Tal;
Seine Schönheit blühet schöner,
Als die deine tausend Mal.

Heller blühet seine Farbe,
Als die Au, die er verließ;
Auf die Erde ist er kommen,
Und er kam vom Paradies.

XXII.

Richten will ich Tisch und Gastmal,
Laden die unselig lieben;
Und mein Herz geb' ich zu essen,
Und zu trinken ihnen Tränen.
Seufzer, Klagen sind die Diener,
Die Verliebten zu bedienen;
Und der Schenk soll schwarzer Tod sein;
Weint ihr Steine, seufzt ihr Mauern!
Heil'ger Tod, das soll der Schenk sein;
Steine, seufzt, und rufet Ach! nur.

XXIII.

Die Turteltaube ist blieben allein,
Nun sucht sie den Bulen der Liebe;
Kommt sie an's Bächlein, taucht sie darein,
Ist es ein klares, macht sie es trübe.

Dann schlägt sie das Herz mit den Flügeln,
Und eilet hinweg, und klaget: o Liebe!
Und schlägt sich an's Herz mit den Flügeln,
Und jammert und klagt: unselige Liebe!

XXIV.

Blaues Sternlein, du sollst schweigen,
Das Geheimniß gib nicht kund,
Sollst nicht allen Leuten zeigen
Unsern stillen Liebesbund.

Mögen and're stehn in Schmerzen,
Jeder sage, was er will;
Sind zufrieden unsre Herzen,
Sind wir beide gerne still.

XXV.

Am ersten Tage des Maien
Der Blumen ging ich mich freuen;
Ein Vöglein kam den Busch entlang,
Von Liebe das Vöglein sang.

O Vöglein, du kommst von Firenze,
So sag' mir von Lieb' in dem Lenze:
„Die Liebe beginnt mit Schallen und Tönen,
„Die Liebe, sie endet in Jammer und Thränen."

XXVI.

Streust du Dornen auf die Gassen,
Gehe nicht mit nackten Füßen;
Klagen soll nicht hören lassen,
Wen Verstand und Sinn verließen.

Ist der Winter angekommen,
Tau des Himmels ist gefallen;
Doch mir Armen kann nicht frommen
Keine Jahreszeit von allen.

Erde hat ihn aufgesogen,
Fiel herab der liebe Segen;
Nur für mich kommt nichts geflogen,
Weder Tau, noch Blumenregen.

XXVII.

Fensterlein, Nachts bist du zu,
Thust auf dich am Tag mir zu Leide;
Mit Nelken umringelt bist du;
O öffne dich, Augenweide!

Fenster aus köstlichem Stein,
Drinnen die Sonne, die Sterne da draußen;
O Fensterlein heimlich und klein,
Sonne darinnen und Rosen daraußen.

XXVIII.

Seh' ich die Straße dich kommen, Geliebte,
Deine Schritte dann zähl' ich zumal.
Du machest die Schritte, ich mache die Seufzer,
So Schritte, so Seufzer, und Zahl um Zahl.

Sage, Geliebte, sind ihrer mehre,
Die Schritte der Füßchen, die Seufzer der Brust?
Sage, Geliebte, sind ihrer mehre,
Die Seufzer der Qualen, die Seufzer der Lust?

XXIX.

Briefchen schrieb und warf in den Wind ich,
Sie fielen in's Meer, und sie fielen auf Sand.
Ketten von Schnee und von Eise die bind' ich,
Die Sonne zerschmilzt sie in meiner Hand.

Marie, Marie, du ſollſt es dir merken:
Am Ende gewinnt, wer dauert im Streit;
Marie, Marie, das ſollſt du bedenken:
Es ſiegt wer dauert in Ewigkeit.

XXX.

Selig iſt das Sternlein drüben,
Das dem Mond zur Seite geht;
Wol ein Engel mag es lieben,
Der in ſeinen Dienſten ſteht.

Traurig iſt's, zu ſein geboren
Freudenlos und ohne Glück,
Von den Menſchen nicht erkoren,
Und verſtoßen vom Geſchick.

O du Schickſal: ohne Liebe!
Welche Hand iſt's, die mich hält?
Nicht geliebt von keiner Liebe,
Als vom Unglück in der Welt.

XXXI.

Eine Quelle ſprudelt nicht zwei Flüſſe,
Kann nicht zwei auf einmal machen fließen;
Eine Kerze brennt nicht in zwei Flammen,
Kann nicht zwei auf einmal lodern machen.

Eine Glocke hallt nicht in zwei Klängen,
Kann nicht zwei auf einmal machen klingen;
Eine Schöne brennt nicht mit zwei Herzen,
Kann nicht zwei auf einmal ſelig machen.

Selig machen kann sie zwei Verehrer,
Den durch Worte, diesen durch Gewährung;
O so mache selig denn, Geliebte,
Ihn durch Worte, mich durch die Gewährung.

XXXII.

Liebe Rose, Blume der Rosen,
Willst du mich meiden, so sag' es mir klar;
Dich liebt' ich seit frühesten Tagen,
Ich liebt' dich durch Monden und Jahr.

Ich liebt' dich durch Stunden und Monde,
War es in Trauer, war es in Scherz;
Liebe Rose, Blume der Rosen,
Nun gib mir zurück mein Herz.

Dich liebt' ich durch Monden und Jahre,
Mit Herz, mit Mund und mit Blick;
Liebe Rose, Blume der Rosen,
Nun gib mir die Jahre zurück.

XXXIII.

Amor, Amor, lieber Seemann,
Mir dein Schiffchen leih'st du schon,
Auf die Meerflut muß ich fahren,
Denn mein Mädchen ist entfloh'n.

Wenn ich sie erfegelt habe,
Sie gefangen nehm' ich mir;
Um den Nacken will ich grimmig
Eine Kette binden ihr.

Um den Hals will ich ihr knüpfen
Schöne Dinge hier zur Hand:
Eine Lilie, vier Sterne,
Und ein Kreuzchen von Demant.

XXXIV.

Wenn ich wüßt', du würd'st mein eigen,
Ein Matrose wollt' ich werden,
Wollt' dich malen auf die Segel,
Und dich zeichnen auf mein Schiff.

O was sagten die Matrosen,
Säh'n die Liebe sie des Schiffers
Abgemalt auf allen Segeln?

O was sagten dann die Leute,
Gingen sie vorbei und sähen
Abgemalt des Schiffers Liebe
Auf der dunkeln Segelbarke?

Die Insel Capri.

1853.

Votum fecit, gratiam recepit.

Einen ganzen Sommermonat lebte ich auf dem Eiland Capri und genoß die Fülle zaubervoller Einsamkeit des Meers. Nun möchte ich auch diese märchenhaften Bildererscheinungen festhalten; aber ihre Schönheit, ihre Stille und Heimlichkeit ist mit Worten kaum zu sagen.

Jean Paul hat Capri mit einer Sphinx verglichen; mir kam die schöne Insel, wenn ich sie vom Festland betrachtete, wie ein antiker Sarkophag vor, dessen Seiten schlangenhaarige Eumeniden schmücken; darinnen aber liegt Tiberius. Und so reizte mich dies classisch geformte Eiland immerdar durch seine Gestalt, durch seine Einsamkeit, und die düstern Erinnerungen an jenen Kaiser Roms.

An einem Sonntag, es war die heiterste Frühe, stiegen wir in Sorrento in die Barke und ließen uns nach Capri hinüberrudern. Das Meer war so still wie der Himmel, und Alles in weiter Ferne in träumerischem Duft verloren; aber Capri stand vor uns groß und ernst, klippenstarr und felszackengepanzert, in der melancholischen Wildheit seiner Berge und in der Schroffheit der steilen

Kalkwände von roter Farbe, fürchterlich und lieblich zu gleicher Zeit. Auf den Höhen braune Castelle, nun zerfallen; verlassene Strandschanzen mit verrosteten Kanonen, die schon der Ginsterstrauch mit gelben Blumenästen überdeckt; Klippen, wild und schartig, in den Aeter hinaufgreifend und von Seefalken überflattert, vogelheimisch und sonngewohnt, wie Aeschylus sagt; Hölen tief unten, dämmervoll und märchenhaft; aber oben auf dem gebogenen Rücken des Eilandes ein heiteres Städtchen mit weißen gewölbten Häusern, mit hohen Mauern und einer Kirchenkuppel; unten an der schmalen Marina der Hafen der Fischer und viele aufgereihte Barken.

Die Glocken läuteten eben und verhallten, da wir an den Strand fuhren, auf dem Ufer aber stand ein Fischermädchen, die Holzbank haltend, welche sie gleich in die Wellen hineinschob, als das Boot landete, damit wir trockenen Fußes ans Land kämen. Wie ich ans Ufer sprang, auf dies seltsame Capri, das ich mir im Norden so oft vorgestellt hatte, fühlte ich mich gleich wie zu Hause. Alles war still und verschwiegen, kaum ein Fischer zu sehen, nur ein paar badende Kinder an einer Klippe, ein paar Fischermädchen am Ufer, die Felsen ringsumher ernst und still. In eine wilde und zauberische Einsiedelei war ich eingetreten. Und nun ging es von der Marina gleich aufwärts auf einem steilen und mühsamen Pfade zwischen Gartenmauern nach der Stadt Capri.

Tritt man in dieselbe, über einer hölzernen Brücke und durch das alte Thor, so hat man gleich das originellste Bild von Frieden, Bedürfnißlosigkeit und Kindlich-

keit vor sich. Denn dort sitzen auf den steinernen Stufen der Kirche auf einem ganz kleinen Platze Bürger in ihren Festkleidern und plaudern, hier spielen Kinder mit lärmender Fröhlichkeit, und der Platz selbst sieht aus, als hätten sie ihn im Spiel aufgebaut. Die Häuser sind klein, mit platten und in der Mitte gewölbten Dächern; fast über jedes schlängelt sich ein Rebenstock.

Durch enge Straßen, die niemals ein Wagen befuhr, geht man zur Locanda des Don Michele Pagano, vor welcher ein Palmenbaum seine majestätische Krone erhebt. Auch hier glaubt man in die stillste Einsiedelei einzukehren, in eine Herberge für Pilger mit Stab und Muschelhut.

Kaum waren wir in unser Zimmer eingezogen, als uns ein murmelnder Gesang wieder auf die Gasse trieb. Es war Sonntag, und eine Procession durfte nicht fehlen. Aber wie bizarr und fremd war ihr Anblick! Sie gingen, Männer und Frauen, jene in weißen Kapuzen, diese in weißen Schleiern, hinter dem Kreuz einher. Um die Kapuzen hatten sie einen grünen Kranz aus den Zweigen des Brombeerstrauchs gewunden, und auch der Strick auf der Schulter zeigte, daß es um Pönitenz zu thun war, denn die Procession galt der Traubenkrankheit. So zogen sie mit Gesang durch die Straßen, und so heidnisch sahen diese dornbekränzten Gestalten aus, daß es schien, es sei dies eine Procession von Bacchuspriestern, die zu einem Tempel des Dionysos zogen. Fast alle Männer trugen diese Kränze und auch solche, welche nicht in der Kapuze der Brüderschaft gingen. Vor allen fiel mir der Kopf eines alten Invaliden mit silberweißem Haar und

Bart auf, der unter dem Brombeerkranz ganz und gar wie ein Satyr aussah. Hinter den Männern Frauen und Mädchen in langen Schleiern. Weil nun die Gassen so enge sind, daß nur zwei Menschen nebeneinander Raum haben, so waren sie, wenn die Procession sie durchschritt, von einer Wand bis zur andern erfüllt.

Das war mein Willkomm in Capri. Seitdem lebte ich dort die glücklichsten Tage, und weil ich nun kaum eine andere Stelle in der Welt so eifrig durchwandert und durchklettert habe, in allen Höhen wie in allen zugänglichen Grotten der Tiefe, und weil mir Capri und sein Volk so überaus lieb geworden ist, so will ich es mit diesem Inselbilde machen wie dankbare Schiffer, die eine Votivtafel stiften und darunter schreiben: Votum fecit, gratiam recepit.

Die Insel hieß bei den Griechen und Römern Caprea oder Capreä. Man will den Namen aus dem Lateinischen erklären, wo er Ziegeninsel bedeutet. Andere leiten ihn aus dem Phönizischen ab, wonach Capraim Zweistadt heißen soll. Den Griechen galt die Insel als ein Sireneneiland, und noch heutzutage hat eine Stelle am Ufer den Namen La Sirena beibehalten. Doch liegen die Sireneninseln des Homer, wie man es einmal angenommen hat, Capri gegenüber an der amalfitanischen Seite des Caps der Minerva, und dieses selbst, heute Capo di Campanella genannt, wird auch für die Insel der Circe gehalten. Ringsum also ist fabelhaftes, odysseisches Land, die Heimat der Sirenen, deren Gesang den Schiffer hier berückte, wenn er aus dem Golf

von Posidonia an diesen schroffen Inselklippen vorüberfuhr.

Man weiß nicht, wann Capri seine ersten Bewohner erhielt. Vielleicht waren es oscische Nachbarn vom Festland, die sich hier zuerst niederließen. Daß sich auch Phönizier dort ansiedelten, nimmt man für gewiß an, und ihnen schreibt man die Gründung der beiden Städte zu, denn die von Natur in eine niedere und höhere Hälfte geteilte Insel hatte wol schon vor Zeiten zwei Orte; Strabo sagt: „Capri hatte ehemals zwei kleine Städte, nachher nur eine."

Später kamen Griechen in das schöne Wasserbecken Neapels, den Krater, wie ihn die alten Geographen nennen, und ließen sich an den Küsten und auf den Inseln nieder. Nach Capri aber zogen die Teleboer, Männer akarnanischen Stamms, wie Tacitus und Virgil sagen. Der erste griechische Herrscher der Insel wird Telone genannt.

In jener Periode, etwa im achten Jahrhundert vor Christi Geburt, siedelten sich Griechen an beiden Golfen von Posidonia und Neapel an, sie erbauten Cumä und Neapolis, und bemächtigten sich der Inseln dieses herrlichen Meers. Dem höchstgelegenen Ort in Capri gaben sie den noch dauernden Namen Ana-Capri, oder die Oberstadt. Horcht man auf die Sprache der heutigen Capresen, so möchte man manchen griechischen Laut zu hören meinen, und blickt man in die kleinstirnigen, edelgeschnittenen Gesichter der Weiber, so möchte man hellenische Züge darin erkennen wollen, ein Wahn, der durch die kunstlos ideale Tracht des tief geknoteten Haars noch ver-

stärkt wird. Aber die Griechen, obwol auch noch in nachrömischer Zeit Herren des Eilandes, sind doch sehr ferne Ahnen dieses Inselvolks, in dessen Adern sich das Blut mischte wie in denen der Neapolitaner selbst.

In jener Zeit bauten die Hellenen Tempel auf der Insel, von denen keine Spur blieb. Noch Augustus erfreute sich an den gymnastischen Spielen der Jünglinge Capris, denn zu seiner Zeit hatte diese Insel noch hellenisches Wesen. Er liebte Capri. Er trat den Neapolitanern, welchen sie damals gehörte, das Eiland Ischia ab und tauschte dafür diesen classisch geformten Felsen ein. Als er nämlich einst am Strande Capri's aus dem Schiffe stieg, brachte man ihm als gute Vorbedeutung die Nachricht, daß eine altersdürre Steineiche plötzlich frisch zu grünen begonnen habe. Dies erfreute den Kaiser so, daß er jenen Tausch beschloß.

Die balsamische Luft der kühlen Insel, die seltene Schönheit der Felsformen wie der griechische Charakter des Volks behagten Augustus; er baute sich in Capri eine Villa und Gärten. Dieses Landhaus stand nach dem Glauben der Altertumsforscher auf der Stelle, wo heute die mächtigen Trümmer der Villa di Giove liegen, welche das Volk vorzugsweise Villa des Tiberius nennt.

Ohne Zweifel waren es seine letzten Lebensjahre, in denen Augustus das Eiland besuchte. Kurz vor seinem Tode brachte er hier in Gesellschaft des Tiberius und des Sterndeuters Thrasyll vier heitre Tage zu, wie Sueton erzählt. „Als er zufällig dem Golf von Puteoli vorbeifuhr, war eben ein alexandrinisches Schiff gelandet;

Reisende und Mannschaft legten weiße Gewänder an und bekränzten sich; sie opferten Weihrauch, erhoben sein Lob und wünschten ihm Heil, denn von ihm hätten sie Leben, Schiffahrt, Freiheit und Glücksgüter. Das erfreute ihn so sehr, daß er unter seine Begleiter 400 Goldstücke verteilte; sie mußten ihm zuschwören, dies Geld nicht zu andern Dingen verwenden zu wollen, als von den Alexandrinern Waaren zu kaufen. Aber auch an allen übrigen Tagen verteilte er Geschenke, Togen und Pallien, und befahl, daß die Römer griechisch und die Griechen römisch sich kleiden und sprechen sollten. Beständig sah er den Uebungen der Epheben (in Capri) zu, von denen noch aus dem alten Institut eine Anzahl übrig geblieben war. Er gab ihnen einen Schmaus und erlaubte ihnen Aepfel und Nachtisch und zugeworfene Geschenke scherzend sich aus den Händen zu reißen, einer dem andern. Und keine Art von heiterm Vergnügen schloß er aus. Ein Capri nahe gelegenes Eiland nannte er Apragopolis wegen des Nichtsthuns Derer, die aus seinem Gefolge dahin sich entfernten. Einen von seinen Lieblingen, Masgaba, pflegte er, gleich als wäre er der Gründer des Eilands, Ktistes zu nennen; als er nun von der Tafel aus das Grab dieses Masgaba, welcher ein Jahr zuvor gestorben war, von einem großen Schwarm mit vielen Lichtern besucht sah, sprach er mit lauter Stimme den improvisirten (griechischen) Vers:

«Des Gründers Grab, im Brande seh' ich es.»

Er wandte sich dabei an Thrasyll, den Begleiter des Tiberius, der ihm gegenüberlag, und fragte ihn, von

welchem Dichter er wol glaube, daß der Vers sei. Als dieser stockte, setzte er einen zweiten hinzu:

«Schaust du den Masgaba mit Fackelschein geehrt?»

Auch um diesen Vers fragte er. Jener antwortete nur, die Verse, von wem sie auch seien, wären vortrefflich. Augustus aber brach in ein Gelächter aus und strömte von Scherzen über."

Bald darauf fuhr er nach Neapel, um dann in Nola zu sterben. Dies ist, was Sueton von dem letzten Aufenthalt des Kaisers in Capri erzählt. So wenig es ist, so viel ist es doch wert, dies heitere Bild des greisen Augustus, welcher mit den Bewohnern des Eilands fröhlichen Scherz treibt. Und doppelt anziehend wird diese menschliche Erscheinung durch den Gegensatz zu Tiberius. Denn nun folgt: der greise Tiberius auf Capri.

Die kleine Insel war elf Jahre lang Mittelpunkt der Welt. Die Zeit war grau und greisen geworden wie der Eremit dieser Felsenklippe, die Weltgeschichte nur ein düsterer Monolog dieses schrecklichen Mannes.

Die Erinnerung an ihn lebt noch im Volk. Nicht Jahrtausende verwischen sie, denn das Böse dauert im Gedächtniß der Menschen länger als das Gute. Sie nennen ihn hier Timberio, und nennen Capri Crap; und wo man auf dem Eilande gehen mag, überall sieht man die Tigerspuren des Tiberius. Selbst den ausgezeichneten Wein auf Capri nennt man hier „Tränen des Tiberius", wie jener vom Vesuv „Tränen Christi" heißt. Sehr hoch, so glaube ich, muß im Preise der Natur die Träne stehen, die ein Mann wie Tiberius geweint hat.

Ich begegne hier einem seltsamen Volksglauben, der mich nicht wenig überrascht hat. Das Volk behauptet nämlich, daß tief in dem Berge, worauf die Trümmer der Tiberius-Villa liegen, dieser Kaiser auf einem bronzenen Rosse sitze, er selbst von Erz, mit brillantenen Augen, und auch sein Roß habe Augen von Demant. Ein Jüngling, der in einen Bergspalt gekrochen, habe ihn so sitzen sehen, aber die Spur des Orts bald wieder verloren. Ich hörte diese Sage aus dem Munde des alten Franciscaners, der nun als Eremit auf der Villa einsiedelt, und fand sie auch im Buche Mangone's über Capri. Sie erinnert an den Kaiser Rotbart im Kyffhäuser; aber schwerlich wird das Volk die Wiederkehr des Tiberius ins Leben wünschen.

Er kam auf die Insel im Jahr 26 nach Christi Geburt und lebte hier elf Jahre lang, bis er, bei kurzer Abwesenheit, am Berg Misen erstickt wurde. Er hatte das Eiland zu einem prachtvollen Lustgarten umgestaltet. Seine zwölf den Obergöttern geweihten Villen nebst andern herrlichen Gebäuden müssen Capri in Verbindung mit den großartigen Felsen ein schönes Ansehen gegeben haben. Heute ist die Insel mit Trümmern von Bauten überstreut, und viel birgt noch die Erde unter den Weingärten.

Als Tiberius todt war, blieb das schöne Theater seiner Lüste verödet; die Pracht von Capri verfiel. Das Volk erzählt, daß Römer auf die Insel kamen und ihre Gebäude niederrissen. Zwar weiß die Geschichte nichts davon, aber sie sagt auch nicht, daß die Nachfolger Tiber's Capri besuchten. Caligula war noch mit ihm auf der

Insel gewesen, hatte hier zum ersten mal den Bart abgelegt und die Toga genommen, und sich in der Schule seines Oheims gebildet. Auch der Schwelger Vitellius lebte als Jüngling in Capri. Später duldeten zur Zeit des Commodus Crispina, sein Weib, und seine Schwester Lucilla die Verbannung auf diesem Eiland, wie Dio Cassius erzählt und ein im vorigen Jahrhundert auf Capri gefundenes Relief es bestätigt, welches beide Fürstinnen in der Gestalt schutzflehender Trauer darstellt.

Nachher teilte die Insel das Loos der naheliegenden Küstenländer. Sie geriet nach dem Falle Roms in Besitz erst der Barbaren, dann der Griechen, wie Neapel selbst. Sie wurde Eigentum des griechischen Herzogs von Neapel, und fiel im neunten Jahrhundert an die blühende Republik Amalfi, welche sie als Geschenk vom Kaiser Ludwig erhielt.

Mit dem Beginn der normannischen Herrschaft in Süditalien kam Capri in den Besitz des tapfern Roger von Sicilien, der die Insel den Amalfitanern entriß, und so wurde sie seither von den Normannen, den Hohenstaufen, den Anjous, und Aragoniern besetzt und durch Capitäne regiert.

Im Jahr 1806 entrissen sie die Engländer den Neapolitanern; sie besetzten sie im Namen des Königs Ferdinand von Sicilien, befestigten sie stärker und gaben ihr zum Commandanten jenen Hudson Lowe, welcher später als Kerkermeister von Sanct Helena unsterblich werden sollte. Fast drei Jahre behaupteten die Engländer Capri, bis die Muratisten durch einen kühnen Handstreich sich des Eilands bemächtigten. Es war der Geschichtschreiber Coletta, damals Ingenieur unter Murat, welcher Capri

zuvor auskundschaftete und die Stelle bezeichnete, wo das Felsenufer könnte erstiegen werden. Am 4. October 1808 wurde die Insel nach heftigem Kampf erobert, Hudson Lowe aber als Gefangener nach Neapel abgeführt.

Diese Nachrichten mögen hinreichen, uns über die historischen Schicksale Capris aufzuklären. Eindrucklos, bis auf die letzten Ereignisse, sind sie am Erinnern des Volks vorübergegangen. Es lebt hier allein das Gedächtniß an den grausamen Timberio, und oft war es mir wundersam, den fürchterlichsten Namen der Geschichte aus dem Munde spielender Kinder zu hören. Aller Orten hört man ihn, weil er mit dem Local verwachsen ist. Die Lebensgeschichte dieses einen Mannes hat das Eiland ganz durchdrungen und zu dem Ernst seiner Natur noch den tragischen Hauch der Geschichte gesellt. Dies gibt Capri den Reiz des Schauerlichen für Den, welcher für dunkle Scenen in der Natur und Geschichte empfänglich ist.

Es liegt hier Fürchterliches und Liebliches in einem seltsamen Contrast. Das lachende grüne Tal stößt hart an schroffe Felsenwände, welche das heitere Pflanzenleben zerreißen und nackt und gigantisch in die Wolken ragen; und wiederum findet das tägliche Bild einfacher Naturmenschen, welche Armut und Frömmigkeit verschönert und die Arbeit veredelt, seinen grellsten Gegensatz an der immer wieder sich aufdrängenden Vorstellung des Tiberius, des Menschen der absoluten Unnatur.

Die wunderbare Weise, in welcher die Natur hier Entgegengesetztes zu einem plastischen Ganzen verbunden hat, ist es hauptsächlich, was mein Erstaunen erregt. Es gibt hier so viel wüstes Gestein, daß es auf größern

Flächen den Eindruck trostloser Oede hervorbringen würde; auf Capri aber ist es anders. Die Natur wehrt hier überall dem Wüsten durch Linie und Form, dem Todten durch die Wärme der Farbe, dem Dürren durch das verstreute Grün, und so stellt sie ein Gemälde dar, in welchem das Große groß und das Fürchterliche fürchterlich bleibt, und doch zu gleicher Zeit von der Macht der Form graziös bezwungen ist. Berge, Klippen und Täler umfangen den Sinn mit heimlichem Zauber, sie klausen ihn wie in ein Gitter ein, durch das der schönste Golf der Erde hereinscheint, welchen wiederum traumhaft stille Küsten gefangen halten, und so ist es wahrhaft ein magischer Ring, von dem man sich hier umschlossen fühlt.

Die Aehnlichkeit der Natur Capris mit der von Sicilien ist auffallend. Sie ist wahrlich eine Vorstudie dieses großen Inselandes, nicht allein wegen der Dürre des Bodens, sondern auch durch die glühendrote Farbe des Kalkgesteins, durch die phantastisch-grandiose Form der Klippen, und selbst wegen des Pflanzenwuchses.

Die Vegetation ist hier ganz südlich, aber sie ist spärlich. Zwischen dem roten Gestein, wie in die Falten der Berge hineingesäet, wächst all das balsamische Kraut der südlichsten Inseln Europas, die Luft mit Wolgeruch durchwürzend. Dort findet man die Myrte, den Citisus, die Raute und den Rosmarin, den Mastixstrauch und den Albatro, die schönblumigen Heiden; Brombeeren und Epheuranken, wie die Gewinde der Clematis umschlingen Trümmer und Klippen, und der goldgelbe Ginster hängt in vollen Büschen um alle Höhen. Aber der schönste Strauch Capris, welcher zufällig den Namen der Insel trägt, ist

nicht das Caprifolium oder Geisblatt, sondern der Capernstrauch; er hängt sich an alle Gemäuer und an alle Felsenwände und schmückt sie mit seinen weißen Blumen voll langer lilafarbiger Staubfäden.

Um die Abhänge selbst hat der Mensch mit großer Mühe Terrassen angelegt und, indem er durch Aufmauerung kleine Ebenen gewann, Gärten darauf gebaut. Da gedeiht jegliche Frucht und jeder Baum Campaniens. Reichlich wachsen die Eichen, die Maulbeerbäume in großer Zahl; stark und fruchtgesegnet der Oelbaum; sparsam die Cypresse und die Pinie; groß und mächtig der Johannisbrotbaum; überaus fruchtreich und in Menge die Feige; häufig der Mandelbaum; kärglicher die Kastanie und der Nußbaum, aber reichlich die Orange und die Limone, die man in den Gärten in erstaunlicher Kraft findet, und deren Früchte oft die Größe eines Kindeskopfs erreichen. Die Rebe wächst hier zwar nicht so üppig, wie in Campanien, aber sie trägt schwere Trauben, deren berühmten Feuerwein die Sonnenglut auskocht. Was den Landschaften der kleinen Insel vollends den Charakter Siciliens verleiht, ist die Fülle von Cactusfeigen. Ihre bizarren, afrikanischen Formen stimmen wol zu der Dürre der Felsen und ihrer Farbenglut.

Wie nun die Natur, in Formen und Farben ganz harmonisch, dies Eiland gebildet hat, so scheint sie auch den Menschen gezwungen zu haben, in einem phantastisch-idyllischen Charakter seine Häuser zu bauen. Das Städtchen Capri, welches sich auf dem Bergsattel zwischen den Hügeln San Michele und Castello aufreiht, ist sehr originell. Die Häuser, klein und weiß, haben ein plattes

Dach, das sich in der Mitte aufwölbt; auf ihm stehen Blumen, und dort sitzt man in der Abendkühle und blickt in das rosenfarbene Meer. Alle Zimmer sind gewölbt, wie die Unterbauten der Villen aus der Zeit des Tiberius. Das Haus umläuft entweder eine Terrasse, oder es öffnet sich zu einer gewölbten Loggia oder Veranda, welche sehr freundlich aussieht, da sie in der Regel eine Weinrebe umrankt und die schönsten Blumen, blaue Hortensien, purpurrote Nelken und rosenfarbiger Oleander reich verzieren. Stößt das Haus an den Garten, so befindet sich vor der Thüre die Pergola oder Weinlaube. Sie ist der schönste Schmuck der Inselwohnungen; denn weil sie aus einer Doppelreihe von gemauerten und weißgetünchten Säulen besteht, welche das Weinrebendach tragen, so gibt diese Menge von Säulen auch dem ärmlichsten Hause einen Anstrich von Festlichkeit, seiner Architektur aber etwas Antikes und Ideelles. Diese von der Rebe umschlungenen Säulenreihen sehen oft aus wie Arcaden eines Tempels; sie erinnern mich an die Säulen der Häuser von Pompeji. Hie und da steht in den Gärten eine Palme; die herrlichste erhebt sich im Garten des Gastwirts Pagano, dessen Haus unter den übrigen Capris der Palast zu nennen ist.

Auch außerhalb der kleinen Stadt wohnen Weinbauern zerstreut in ihren Masserien, um die Höhen oder an den Füßen der Felsen. Ein jedes dieser Landhäuser scheint reizend wie das Asyl der Glückseligkeit und des Friedens.

Die Capresen, etwa 2000 an Zahl, sind in der That das friedlichste Volk der Welt, milde von Sitten, bitter arm und emsig thätig. Sie sind Acker- und Weinbauern

oder Fischer, und nur diese besitzen im Allgemeinen ein Eigentum, ihre Barke und den Fisch, den sie fangen. Die Andern sind in der Regel nur Pächter, weil die meisten Masserien Neapolitanern gehören.

Der Pächter zahlt jährlich 80 — 120 neapolitanische Ducaten Zins, die er sammt seinem Unterhalt aus dem Wein, dem Oel und den Früchten erzielen muß. Schlägt die Weinlese fehl, wie nun schon seit drei Jahren, so muß er verarmen, und es ist wahrlich ein Jammer, diese von der Traubenseuche verödeten Weinberge zu sehen und die Klagen der armen Weinbauern anzuhören. Ich fand Frauen, welche mir sagten, daß sie all ihren Halsschmuck, Ringe und Ohrgehänge verkauft hätten, und dies ist das Zeichen sehr großer Not, denn nur äußerste Verzweiflung entreißt dem Weibe seinen Goldschmuck. Sie tragen ihn hier beständig, sodaß es ein auffallender Widerspruch ist, ein Mädchen elende Lastarbeit verrichten zu sehen, welches lange Ohrgehänge von Gold und auf der Brust ein goldenes Herzchen trägt. Das ist ihr Kleinod, oft ihr einziges Vermögen, aber der Schmuck ist weder vom stärksten noch vom feinsten Golde.

Die Viehzucht Capris ist gering, doch werden jährlich mehr als 200 Stück nach dem Festland ausgeführt und auch der Käse der Insel läßt sich rühmen. Im Herbst und im Frühjahr nährt die Inselbewohner die Vogeljagd. Es kommen dann Schwärme von Zugvögeln aus dem Norden rückkehrend oder vom Süden nach dem Norden wandernd, hauptsächlich Wachteln. Die armen Vögel ruhen auf dem ungastlichen Felsen von ihrer Reise aus, und werden dann in Scharen ergriffen oder in

Schlingen gefangen. Capri hat sonst keine Jagd und kein jagbares vierfüßiges Thier, weder Fuchs noch Marder, nur eine große Menge von Kaninchen, welche Nachts aus den Felsenritzen hervorhüpfen und in die Felder laufen, von der Armut des Landbauern ihr ärmlich Teil zu rauben.

Den dauernden Erwerb sichert den Capresen das Meer. Der Fischer fängt hier Fische jeder Art, auch den Thunfisch und den Schwertfisch, die Murena, vor allen die Sardine und den Calamajo oder Tintenfisch. Dieser wird besonders Nachts gefangen. Die Fischer fahren mit der Dunkelheit in See und locken den Fisch durch den Schein einer Fackel an die Oberfläche; das gräuliche, polypenartige Thier krallt sich dann in die vielen Nadeln eines rückwärts widerstachelnden Stabes und wird so heraufgezogen.

Der Fischer liegt die ganze Nacht auf See, er kehrt erst mit der Sonne wieder; dann geht es ans Trocknen der Netze und an das Flicken der Maschen, dann schläft er ein paar Stunden, dann macht er sich frisch wieder zum Fange auf. Es ist ein armseliges und mühevolles Leben, das Meer oft trügerisch, und nicht ein paar Carlin wert, was eine ganze Fischergesellschaft in dem Netze findet.

Das emsige Leben an der Marina grande, dem einzigen Hafen der Insel, wo eine Reihe von Häusern steht, gewährt zu allen Zeiten einen großen Reiz. Der Strand ist hier kurz und schmal, vor dem Wogenschlage nicht sicher, und gibt nicht Raum genug. Deshalb werden

die Barken beim Sturm in gemauerte Schuppen hineingezogen.

Es gibt etwa hundert Barken auf diesem Strande und drei große vermitteln den Verkehr zwischen der Insel und dem Festlande. Jeden Dienstag und Freitag kehren diese aus Neapel zurück, wohin sie Tags zuvor abgegangen waren. Dann gibt es das bunteste Leben auf dem Strande, weil auch Mädchen und Frauen von Ana-Capri die große Felsenstiege herabkommen, um Das in Empfang zu nehmen, was die Barke für sie gebracht hat. Ist das Meer bewegt, so springen, ehe das Boot landet, die jüngsten Fischer in die Wellen; sie stürzen sich kopfüber in das Wasser wie Taucherenten; die in der Barke werfen ihnen Taue und Ruder zu, es vermindert sich die Last des Schiffchens, da Einer nach dem Andern über Bord springt. Jene zu Land ziehen das Fahrzeug mit lautem Geschrei am Tau, und die Stimme des Barkenpatrons übertönt das Rauschen der Brandung und das wilde Rufen aller dieser zur fieberhaftesten Thätigkeit aufgeregten Menschen. Am Strande harren die Weiber auf das Mitgebrachte; es sind Gemüse, Melonen, Zwieback, oder Kleidung und sonstiger Hausbedarf. Auch mancher Blumenstrauß von Napoli wird mitgebracht, und manche neu gedruckte Canzone vom Quai Santa Lucia. Der Fremdling aber setzt sich auf eine der Klippentrümmer am Ufer und erbricht den Brief, der für ihn aus derselben Barke ausgeschifft worden ist.

Fast alle Barken der Marina gehören Fischern von Capri, nur wenige auch Leuten von droben in Ana-Capri. Denn die Natur hat dieses zweite Städtchen der Insel

vom Meere abgesperrt. Dagegen gehen viele junge Männer Ana-Capris und mehr als von Capri in die Fremde auf den Korallenfang. Jährlich verlassen ihre Heimat etwa 200. Für Rechnung der Korallenhändler in Torre del Greco wagen sie sich in ihren Barken in die Meerenge von Bonifazio und an die Küsten Afrikas. Sie gehen im März und kommen im October wieder; dann finden sie, was seitdem das Schicksal in ihrer kleinen Welt zur Freude und zum Leide gereift hat, Treue und Untreue, neues Leben und plötzlichen Tod. Wenn sie hundert Ducaten gewonnen haben, heiraten sie ihren Schatz. Denn in Capri gelten 100 Ducati als Erforderniß zum Heiraten. Mir erzählte ein Maler, daß er mit seinem Jungen, der ihm die Staffelei nachträgt, folgendes Gespräch gehabt habe. Der Junge: Herr, habt Ihr eine Frau? Der Maler: Nein. Der Junge: Habt Ihr denn nicht 100 Ducati? Der Maler: Ja, ich habe 100 Ducaten. Der Junge (höchlichst erstaunt): Wie, Herr, Ihr habt 100 Ducati und heiratet nicht? — Lebhaft wurde ich eines Tags an jene heimatlosen Korallenfischer erinnert, als mir auf der Stiege von Ana-Capri ein junges Mädchen einige arabische Münzen anbot. Ihr Bruder hatte sie ihr verwichenes Jahr mitgebracht als Geschenk von den „Heiden". Ich kaufte sie mir zum Andenken und als Zauberpfennige.

Auch an den Strand von Capri treiben viel Korallenstücke. Die kleinen Fischerkinder und die jungen Mädchen sammeln sie; sie flechten ganz kleine Körbe von Stroh und thun in sie hinein rote Korallen, Seepferdchen und Meersternchen und kleine bunte Muscheln, und wenn du am Strand entlang gehst, vertreten sie dir den Weg und

bieten dir das zierlichste Körbchen mit lachenden Augen zum Kauf an, sodaß du es wol kaufen wirst.

Ja, Alles ist hier graziös, lieblich und klein, und gar reizend die Beschäftigung der Mädchen in den Häusern, wo sie die schöne goldgelbe Seide aufhaspeln oder abspinnen und die bunten Bänder weben. Die Industrie der Frauen besteht hier in etwas Seidencultur, hauptsächlich im Weben von Band, sowol droben in Ana-Capri als drunten. Viele Webstüle sind dort thätig. Die Mädchen sitzen dabei von Sonnenaufgang bis zur Nacht. Die Baumwolle oder die Seide liefert ihnen der Kaufmann von Neapel, der ihre Arbeit dürftig bezahlt. Sie weben Band in allen Farben. Der stillen Homerischen Geschäftigkeit bei so reizend frauenhaftem Thun, in den kleinen gewölbten Gemächern oder auf den Terrassen, unter den blühenden Blumen und bei dem beständigen Anblick des Meeres sieht man gerne zu.

Es gibt in Capri ein einsames Haus auf einem Hügel, darin sitzen vier Mädchen schwesterlich beisammen und weben rastlos Seide und Stroh zu Damenhüten. Diese vier Mädchen sind die Elite der jungfräulichen Welt von Capri, ihr Stübchen ist der Gesellschaftssalon der Insel. Fremde führen sich dort selbst ein. Die Künstler nennen sie die vier Altäre, weil vor ihnen beständig geopfert wird, mein Wirt aber nennt sie die vier Jahreszeiten. Als ich eines Tags bei ihnen saß, fiel mir ein Blatt ins Auge, welches eine der Schwestern sorgsam an ihren Webstul geheftet hatte. Es war eine Epheuranke darauf gemalt und der Vers des Sophokles darein geschrieben, mit welchem der „Oedipus Tyrannos" beginnt:

„Ω τεκνα Καδμου του παλαι νεα τροφη"
(O Kinder ihr, des alten Kadmos junge Brut).

Die Weberin bat mich, ihr zu erklären, was die fremde Schrift sage, denn ein Engländer wäre da gewesen, der hätte das aufgeschrieben. Ich sagte ihr, die Worte hießen also: „O Kind, du bist am Tag mein Basilicum, und des Nachts bist du mein Stern." Sie lächelte und war zufrieden.

Ich habe mich oft in Gebirgen Italiens an der Naivetät des Volks erfreut, aber mich dünkt, nirgends ein naiveres gefunden zu haben als hier. Die Abgeschiedenheit von der Welt hat die Milde seiner Sitte bewahrt und den Zauber der Natur erhalten. Man weiß hier nichts von den Verbrechen der Civilisation, es gibt nur Frieden, Armut und Thätigkeit. Der Fremde wird wie ein Bekannter empfangen und fühlt sich gleich heimisch, und wahrlich, einen grellern Gegensatz als den zwischen der Welt von Capri und jener von Neapel kann es nimmer geben.

Die Mädchen von Capri sind weniger schön als graziös. Ihre Züge haben oft etwas Fremdartiges. Die Linien der auffallend kurzstirnigen Gesichter sind regelmäßig und manchmal sehr edel geschnitten; das Auge ist von einem glühenden Schwarz oder von einem schwülen Grau. Die braune Farbe, das schwarze Haar, das umgeschlungene Kopftuch, die Korallen und die goldenen Ohrgehänge geben dem Antlitz etwas Orientalisches. Ich sah oft, besonders aber in dem ganz verlassenen Ana-Capri, Gesichter von einer wilden, seltsamen Schönheit, und

blickte ein solches, die Haare verwirrt, die Augenbrauen schwarz und scharf gezogen und die wetterleuchtenden Augen groß aufgeschlagen, vom Webstul in der dunkeln Kammer empor, so war es, wie ich mir das Antlitz einer Danaide denke. In Capri dagegen sieht man auch Gesichter, welche denen der Gestalten Perugino's und Pinturicchio's ähneln, und oft von einem auffallend schwärmerischen Ausdrucke sind. Sie tragen die Haare kunstlos schön, am schönsten in Ana-Capri, tief herabgeknotet, einen silbernen Pfeil hindurchgesteckt. Manchmal binden sie den Mucadore wie einen Feß auf, und gleichen dann wahrlich den Frauen einer fernen Zone. Ein ganz allgemeiner Schmuck der Weiber Capris und köstlicher als Gold sind ihre Zähne. Ich glaube, die Menschen von Capri haben so herrliche Zähne, weil sie nichts zu beißen haben.

Man muß diese zierlichen Gestalten in Gruppen vereinigt sehen, oder sie betrachten, wenn sie bergauf kommen, die antik geformten Wasserkrüge, oder Körbe voll Erde, oder Steine auf den Köpfen tragend. Weil sie arm sind, erwerben sie sich durch Lastträgerdienste kümmerlichen Lohn. Das Mädchen von Capri ist das eigentliche Lastthier der Insel. Man sieht die lieblichsten Kinder von 14 bis 20 Jahren, Gabriele, Costanziella, Mari Antonia, Concetta, Teresa, und so viele andere, deren Köpfe draußen in England, in Frankreich und Deutschland auf manchem Gemälde bewundert werden, vom Meeresstrand aufwärts Lasten, kaum für Männerstärke zwingbar scheinend, auf eben diesen Köpfchen tragen.

Es kam vor 14 Tagen ein neapolitanisches Schiff

und lud auf der Marine eine Fracht von Tuffsteinen aus, welche zum Ausbau des alten Klosters dienen sollten. Diese Steine wurden sämmtlich innerhalb fünf Tagen auf Mädchenköpfen nach dem Kloster befördert. Der Weg ist so steil, daß ich ihn täglich verwünschte, wenn ich vom Bade frisch und unversehrt zurückkehrte, weil man oben ganz erschöpft anlangt. Aber fünf Tage hindurch schleppten Mädchen, etwa 30 an der Zahl, die Steine diesen Weg aufwärts. Sie trugen zwei übereinander, die schwächern nur einen. Mich von dem Gewicht zu überzeugen, hob ich einen dieser Steine, und mit aller Kraft beider Arme gelang es mir, ihn so hoch zu erheben, daß ich einen dieser reizenden Köpfe belasten konnte, und das dünkte mich ein sehr unritterlicher Dienst zu sein.

Es bitten diese naiven Kinder, wenn sie am Wege ausruhen, den Vorübergehenden oft, ihnen mit den Steinen aufzuhelfen. Sie gingen an diese Sisyphusarbeit vor der Sonne und endeten, wenn sie in ihrer vollen Purpurglut hinter der fernen Ponzainsel versank. Täglich stiegen sie in der Hitze des August sechzehn mal also belastet den Berg empor. Nahmen sie die Steine an der Marina auf, so stand ein Schreiber dabei und notirte, und oben an der Certosa stand wieder einer, der schrieb es ernsthaft in ein Buch: Gabriele hat zweimal zehn Steine im Brett des Schicksals, aber die schöne Costanziella ach! nur zehn. — Ihr Lohn war 10 Groschen für den Tag. In ihrer Einfalt hatten die Kinder mit dem Unternehmer nicht einmal Contract gemacht, sondern wenn man sie fragte, was sie für so große Mühsal erhalten würden,

so sagten sie: „Wir glauben, einen Carlin täglich, oder Brot von Castellamare für ebenso viel. Sonntag wird die Zahlung sein."

In jenen Tagen gewährte also, das Eiland einen seltsam schönen Anblick, und die Maler versäumten nicht, diese Gestalten zu zeichnen. Da nun der Tuff von Herculanum von schöner grauer Farbe ist, so machte er mit den jugendlichen Köpfen und auf dem roten Mucadore, von einem oder beiden Armen festgehalten, das reizendste Bild. Diese Reihen der armen wandelnden Steinträgerinnen schienen mir die antiken Figuren der Kanephoren auf neue originelle Weise zu vermehren; sie glichen Töchtern Aegyptens, welche Steine zum Pyramidenbau tragen. Und wahrlich, ich konnte sie nie ohne Bewunderung und ohne Rührung betrachten. Sie scherzten noch unter ihrer Last und waren heiter und graziös wie immer. Mich dünkte, nie ein schöneres Bild menschlicher Armut gesehen zu haben. Um die Mittagszeit sah ich dieselben Mädchen in einem Kreise auf dem Boden sitzen, im Schatten eines Johannisbrotbaums ihre Malzeit haltend; sie bestand aus halbreifen Pflaumen und trockenem Brot, und wenn sie diese kärgliche Kost verzehrt hatten, standen sie plaudernd und lachend auf und schritten wieder flink wie Gazellen die Treppen hinunter, an ihre Tageslast.

Wenn ich die Armut in dem friedlichsten und heitersten Bilde malen sollte, so würde ich sie darstellen in der Gestalt der schönen Costanziella. Wenn sie den heißen Tag hindurch eine Pyramide von Steinen auf ihrem Köpfchen nach dem alten malerischen Kloster befördert hat, dann lehnt sie des Abends in der kleinen Thür ihres

Hauses und ergötzt sich mit der schönsten Musik. Denn sie ist eine vollendete Virtuosin auf der Maultrommel oder dem Brummeisen. Sie hat mir manches reizende Stück darauf vorgespielt, mit einer unnachahmlichen Kunst und Grazie, allerlei Meerphantasien, Sirenencantaten aus der blauen Grotte, Lieder ohne Worte, wunderbare Arien, die kein Sterblicher gehört hat noch zu benennen weiß. Das Alles spielte sie meisterhaft, wobei ihre schwarzen Augen wie Sirenen lächerten, und die schwarzen krausen Haare um die Stirn sich ringelten, als tanzten sie vor Seligkeit. Wenn Costanziella ihr Concert ausgespielt hatte, so lud sie mich mit den feinsten Manieren zum Abendessen ein, oben auf dem Dach bei ihrer Mutter; da gab es reife indianische Feigen von dem einzigen Cactusbaum, der vor dem Hause stand, welche sie sehr geschickt mit dem Messer abzureißen wußte, ohne sich die kleinen Finger mit den Stacheln zu verletzen. Ihre Mutter war eine Frau zum Malen, wie man sagt, und unterhielt sich am liebsten mit Nahrungsmitteln. Costanziella aß niemals Fleisch, sie trug nur Steine und spielte des Abends die Maultrommel, dazwischen aber aß sie trockenes Brot und Pataten mit Salz und Oel. Sie lachte einmal laut auf, als ich sie fragte, ob sie schon einmal im Leben Braten gegessen habe. Frischer aber und blühender und ringellockiger war weder Hebe im Olymp, noch Circe, noch die delische Diana, und keine war heiterer und mit dem Brummeisen verständiger.

Allgemein ist in Capri das Bitten um einen „Gran" oder Bajocco oder la Butiglia, wie sie sagen. Es sind besonders Kinder und Mädchen, welche so bitten, ich will

nicht sagen betteln, denn es geschieht in keiner bettelhaften Weise. Weil sie arm sind, so ist es natürlich, daß ihnen andere geben, welche haben, und gibt man ihnen nichts, so machen sie doch ein fröhliches Gesicht und sagen: „Addi Signoria.“ Auf jedem Schritt und Tritt wird man angesprochen. Als ich eines Tags in die Schule von Ana-Capri trat, rief die ganze Schuljugend von den Bänken: „Signore, la butiglia“, und es fehlte wenig, so hätte es auch der Schulmeister selbst gerufen. Geht man in ein Haus, so ist man sicher, daß ein Mädchen eine Blume Basilicum oder eine Nelke entgegenbringt. Dafür muß man etwas geben. Es ist ein Betteln durch die Blume, doch nicht immer, denn auch ohne dies bitten sie sich frank und frei den Gran aus. Man kann sie glücklich machen, wenn man ihnen bei Gelegenheit von einem Hausirer Kleinigkeiten kauft, sie freuen sich über bunte Dinge wie Kinder; und hier wünscht man die Schätze nur eines Freigelassenen des Tiberius, um sie unter dieses freundliche und dankbare Volk zu verteilen.

Gegenwärtig macht eine Heirat viel von sich reden. Ein reicher Engländer verliebte sich in ein armes Mädchen von Capri so sterblich, daß er um ihretwillen katholisch geworden ist. Das schöne Kind befindet sich in einem Kloster Neapels; im Herbst aber kehrt sie als große Dame zurück in ihr neu aufgebautes Haus am Berge Tuoro. Das Glück der schönen Annarella erregt keinen Neid, noch erscheint es hier als etwas Außerordentliches. Es hat sich auf Capri bereits ein anderer Engländer niedergelassen, welcher seine Heimat aufgab, um in diesen Bergen zu einsiedeln.

Capri ist fürwahr ein rechter Ruheort für lebensmüde Menschen, und ich wüßte keine andere Stelle in der Welt, wo Jemand, der im Leben Schiffbruch gelitten, seine Tage so wol beschließen könnte. Das lehren auch die Invaliden, welche hier leben.

Dreihundert verstümmelte oder altersschwache Soldaten wohnen nämlich in ihrem Quartier am Ende der Stadt. Sie geben der Insel vollends den Charakter eines Asyls, weil man sie überall sitzen oder herumwandern sieht und ihre Lieder hört. Einige sind noch Veteranen Napoleonischer Zeit, andere datiren ihr Schicksal von den Revolutionskämpfen des Jahres 1848. Es sind Menschen aus allen Provinzen des Königreichs. Die meisten sind blind. Weil es nun auf der Insel nicht Lastthiere noch Wagen gibt, so laufen die Blinden keine Gefahr. Ohne Führer gehen sie in den Straßen umher, den Weg mit einem Stab sich erfühlend; ja kaum merkt man, daß sie erblindet sind. Beim Fest der heiligen Anna sah ich ihrer eine Schar die Procession eröffnen; aneinandergereiht wankten sie in die Kirche, und mir fiel bei ihrem Anblick der Bibelvers ein: „Selig sind, die da nicht sehen und doch glauben.“ Am Abend aber genossen sie das Feuerwerk auf dem kleinen Platz, indem sie die Raketen und Schwärmer wenigstens prasseln hörten. Welch ein Loos, auf Capri blind zu sein, wo das entzückendste Gemälde der Welt in wunderbarem Farbenspiel rings verbreitet liegt! Hier ohne Sehkraft spazieren zu gehen, ist eine bittere Ironie. Und doch spazieren die armen Blinden viel und gern; sie haben auch einen Lieblingsspaziergang, den einzigen, welcher etwas eben ist,

nämlich den schönen Feldweg am Rand des Tals Tragara unter den Olivenbäumen. Gern sitzen diese Alten auf den steinernen Bänken innerhalb des Tors, den Schritt der Hereinkommenden behorchend, oder draußen vor dem Tor selbst, wo der Blick auf den Golf, auf das ferne Neapel und den Vesuv bezaubernd schön ist.

Auch Musik machen die Blinden gern; alle Abend geben sie ihr Concert. Es sitzen dann zwei Invaliden auf der Terrasse des Soldatenquartiers; der eine spielt die Guitarre, der andere bläst dazu auf dem Kamm. Wahrlich, es ist die sonderbarste Musik, die man hören mag, sie schallt hell und fremdartig in die Nacht hinaus, oft von den melancholischen Klagetönen einer Arie begleitet. Mit derselben Musik ziehen die Invaliden auch des Morgens auf den Platz, Blinde und Sehende, Krumme und Gerade, alle vergnüglich hinter ihrer Regimentsmusik her, nämlich hinter dem Guitarrenspieler und dem Kammbläser. Und so erscheint auf dem harmlosen Eiland sogar das physische Unglück wie die Armut heiter ergeben und schicksalversöhnt.

Alles trägt hier einen Zug von Kindlichkeit, und selbst in den schönen Greisengesichtern mancher Männer und Frauen kann man diesen Zug kindlicher Einfalt wiederfinden. Unter den Kindern gibt es viel bildschöne Mädchen und Buben, und obwol sie wild und kaum unterrichtet aufwachsen, setzt ihre Fassungskraft doch in Erstaunen. Alle tragen ein Amulett am Halse, die ganz kleinen geweihte Hörnchen gegen den bösen Blick, die größern eine Marienmünze oder ein kleines auf Zeug gesticktes Bild der Madonna del Carmine.

Ich sah einmal die Leiche eines Kindes in der Kirche ausgestellt. Sie lag unter einem weißen Schleier, mit Blumen und gezuckerten Mandeln überstreut; schwerlich hatte das Kind im Leben solches Naschwerk gekostet, man gibt es den armen Fischerkindern zum Spielen erst, wenn sie todt sind. Man trug das Kind ohne Ceremonie in die Kirchengewölbe, wo hier noch alle Todten nach alter Sitte begraben werden. Nur wer kein Cristiano, das heißt kein Katholik gewesen, bekommt ein einsames Grab an irgend einer schönen Stelle über dem Meer.

So also ist das Volk von Capri, und weil der enge Raum Alles zusammenhält, dringt der Fremde schon nach wenig Tagen in die Verhältnisse der Bewohner ein und wird mit ihnen bekannt und vertraut. Es schwindet so sehr alles Gefühl der Fremde, daß man sich gewöhnt, sich als Mitglied dieser kleinen Volksgemeinde zu betrachten. Auf dem Platz am Tor drängt sich alles Oeffentliche zusammen, der Verkauf von Handelsartikeln, die ganz der Bedürfnißlosigkeit dieser Menschen entsprechen, wie das Festleben an Kirchentagen und das tägliche Vergnügen der Muße und des Geplauders nach der Arbeit. Dann und wann unterbricht die beschauliche Einsamkeit die Ankunft von Fremden, welche im Gasthause Don Michele's einkehren, die Merkwürdigkeiten der Insel zu besehen und gleich wieder zu verschwinden. Aber es bildet sich ein Stamm von Gästen, die zusammen an einer Tafel speisen; meistens sind es Maler von verschiedenen Nationen, und diese Künstler werden bald zu einer charakteristischen Staffage der Insel, denn überall sieht man sie sitzen und malen, bald eines jener reizenden Häuschen

mit der Weinlaube, bald einen Felsen, bald eine Baumgruppe oder eine Uferansicht.

Es gibt nichts Herrlicheres, als auf dieser schönen Scholle umherzuschlendern, an den Klippen entlang zu klettern, oder am Meer zu spazieren, wo die Wellen wolig rauschen und das ausatmende Seegras diesen scharfen, fast betäubenden Meeresgeruch verbreitet. Die stillste Einsamkeit und die Weite des Golfs mit seinen fernen Inseln und Küsten ist ganz wunderbar ergreifend, und wol kann man stundenlang auf dem Felsen sitzen und dem Farbenspiel auf den Küsten und über dem Meere zuschauen.

Ich nun führe euch allerwegen auf der Insel umher, denn gar wol bin ich dort zu Hause. Zuerst gehen wir nach der Stelle, wo einst das alte Capri lag, welches jetzt verschwunden ist, seit es die Sarazenen zerstörten. Aber dort, wo die schroffen Felsen von Ana-Capri plötzlich emporsteigen, liegt in den Gärten noch der letzte Ueberrest der alten Stadt, die Kirche San Costanzo. Sie war die Parochie der Insel und Sitz des Bischofs; denn Capri war seit dem zehnten Jahrhundert ein Bistum unter der Hoheit des Erzbischofs von Amalfi, und blieb es bis auf das Jahr 1799; seitdem wurde der bischöfliche Stul nicht mehr besetzt, sondern die Kirche von Capri als Collegiat unter das Erzbistum von Sorrent gestellt.

San Costanzo ist klein, plump und ganz dörflich. Um sie her sieht man altes Gemäuer im Boden stecken. Man fand dort viele Graburnen, Reliefs und Münzen, und noch heute zeigt man in einem Weingarten einen

großen Marmorsarkophag, welcher vor Jahren dort ausgegraben wurde. Seit man die Altertümer der Inseln überhaupt durchsuchte, wurden Statuen, Reliefs, Mosaiken, Urnen und Säulenüberreste teils von den Bauern um ein Spottgeld verschleudert, teils von Agenten an Privatpersonen fortgegeben, teils heimlich bei Seite gebracht. Vieles raubten die Engländer während ihrer dreijährigen Anwesenheit, und nur das Wenigste hat man nach Neapel für das Museum gerettet. Nirgends in der Welt, so scheint es, ging man mit Altertümern so liederlich um als in Neapel.

Erst die Ausgrabungen von Pompeji lenkten die Aufmerksamkeit der Archäologen auch auf Capri. Der Erste, welcher die Insel durchsuchte, war, soviel ich weiß, Luigi Giraldi von Ferrara im Jahr 1777, dann folgten ihm Hadrawa, und im Anfang dieses Jahrhunderts Romanelli, dann Giuseppe Maria Secondo und der Graf della Torre Rezzonico, welche Alle Schriften über Capri veröffentlicht haben. Noch 1830 wurde Feola mit Ausgrabungen auf der Insel beauftragt und lebte daselbst längere Zeit. Man deckte also die Trümmer auf und fand an vielen Orten noch ziemlich erhaltene Gemächer und manches Kunstwerk aus der besten römischen Epoche. Aber weil der Insulaner den Boden brauchte, warf er die Ausgrabungen wieder zu, verwischte ihre Spuren und pflanzte über den Altertümern seine Gärten. Auch birgt an manchem Ort die Erde, was noch nicht ans Tageslicht gezogen ist. Viel Marmor sieht man im Pflaster der Wege Capris und in Ana-Capri auf der Ebene Damecuta. Auch findet sich hie und da eine Marmorplatte mit zer-

störter Inschrift als Schwelle an Hausthüren benutzt. Fundamente alter Gebäude aber gibt es viel, und wo man wandern mag, unterbricht Träumerei und Nachdenken irgend ein antiker Ueberrest.

Nicht weit von San Costanzo stand eine der alten Villen des Tiberius hart am Meer. Hadrawa ließ sie im Jahr 1790 ausgraben, fand ihren größten Teil bereits verwüstet, aber doch noch immer ansehnliche Reste, darunter zwei schöne Säulen von Cipollino, zwei von Porta Santa, ein herrliches korinthisches Capitäl, welches heute im Museum von Neapel steht, zwei prächtige Fußböden, von denen einer an einen Engländer, der andere an die Gräfin Woronzow kam, endlich einen Altar der Cybele, welchen der Ritter Hamilton an das britische Museum zu bringen wußte. Heute ist der Palast das Bild der wüstesten Zerstörung. Große Massen von Gemäuer sind ins Meer gestürzt, andere bedecken den Küstenabhang, doch erkennt man noch eine Reihe von Gemächern und einen gemauerten Halbcirkel, vielleicht einst der Tempel der Gottheit, welcher die Villa geweiht gewesen. Eine zerbrochene Säule von orientalischem Granit ragt aus dem Schutt hervor.

Noch dürftiger sind die Reste der Villa, die einst jenen schönen Hügel Castello krönte, der sich hart über der Stadt am südlichen Ufer erhebt. Von der Seeseite zeigt er sich als schroffe Felsenwand, welche mittendurch eine Grotte zerreißt. Nach der Landseite zu umgeben ihn Weingärten, oben aber trägt er das am besten erhaltene Castell Capris, ein kleines Fort mit crenelirten Mauern und Türmen, welches der Insel einen mittel-

alterlichen Charakter gibt. Dort grub Hadrawa im Jahr 1786 nach und entdeckte Bäder und Kammern in großer Zahl, doch schon verwüstet, und fand Pavimente, Bildsäulen, eine schöne Vase von weißem Marmor, ein Relief, das den Tiberius opfernd vorstellt, eine Gemme mit dem Bild des Germanicus und andere Figuren von Marmor und von Stuck. Man verschleuderte auch diese Gegenstände an Hamilton, an den Maler Tischbein, an den Fürsten Schwarzenberg, an unbekannte Russen und Engländer. Im Jahr 1791 schüttete man die Ausgrabungen wieder zu. Doch was sind alle Raritäten des Altertums gegen diesen Blick vom Hügel Castello in das Meer Siciliens, in den blauen Golf von Neapel, und auf die majestätische Felsenbildung Ana-Capris. Auch die schroffsten Abstürze des südlichen Ufers übersieht man hier und jene drei hochragenden Klippen, welche Faraglioni heißen.

Dem Hügel zu Füßen liegt eine der märchenhaftesten Stellen des Eilands, die kleine Marina, ein winziger Strand auf der südlichen Seite, in wüstes Gestein eingebogen, dessen schwarze Blöcke das Ufer bedecken und im Meer eine kleine Halbinsel bilden. Zwei Fischerhäuser sind dort wie Klausen ins Gestein gebaut, welches für ein paar Barken notdürftigen Schutz gewährt. Der Strand ist ein bizarres Spielwerk der Natur und der einzige auf der ganzen Südküste Capris. Wenn man dort sitzt, ist man ganz aus der Welt verloren. Der Golf von Neapel mit seinen Inseln, Küsten und Segeln ist entschwunden, und vor dem Blick dehnt sich die uferlose See aus, weit in die Ferne, wo Sikelia und Afrika

beisammen liegen. Dort sitzt man und blickt in die endlosen Wasser und läßt Phantasieschiffchen nach Palermo und Cagliari und nach Karthago abschwimmen, eins nach dem andern. Wild und schauerlich ist Alles umher, eine öde Felsenwüste, zu beiden Seiten gewaltige Hölen hoch im Ufer selbst, zur Rechten das Cap Marcellino, eine kolossale braune Bergmasse, ins Meer hineingelagert, zur Linken gezackt und gezinnt wie ein Schloß das Cap Tragara, und neben ihm die seltsamen Klippenkegel Faraglioni, über hundert Fuß hohe, unersteigliche Riffe, welche mitten in den Meereswellen stehen gleich Pyramiden im See von Möris. Sie sind konisch, die eine wie von Menschenhand abgeglättet, die andere phantastisch ausgezackt. Ihr dunkler Schatten wallt auf der Flut und macht sie melancholisch, aber die Mitte der einen Klippe durchbricht eine Höle in prächtiger Bogenform, so daß die Barke hindurchfahren kann. Auf ihren Spitzen schwanken im Seewind Zwergbäume und verwilderte Gräser, und es sitzt dort die Möve oder umflattert sie, ihre junge Brut im Fluge übend.

Wenn du hier sitzest, so wird dir die Stelle aus dem „Gefesselten Prometheus" des Aeschylus einfallen, wo er, an die Klippe geschmiedet, plötzlich den heranwitternden Flügelschlag der Okeaniden und ihren Chorgesang vernimmt. Ich habe den Seevögeln an jenen Klippen oft am Morgen zugehört, wenn sie in der heiligen Frühe, da das Meer zu schimmern beginnt, von den Felsen stürzen, in die Wellen hineinjauchzend mit langen Flügelschlägen, oder am Abend, wenn es still wird, wo sie gern einsamlich auf den Faraglioni stehen und verlorene, harfenstim-

mige Laute ausstoßen, die man nicht hören kann, ohne in eine märchenhafte, elementarische Stimmung zu geraten. Denn der Gesang der Meervögel ist liedlos wie das Geräusch der Wellen und erweckt wie die verschwebenden Accorde der Aeolsharfen eine unbestimmte Sehnsucht in die Ferne.

Es waren auf den Faraglioni, wie ich wol weiß, auch Möven zum Besuch aus der Insel Ustica und von der Grotte Alghero aus Sardinien; wenn ich nun noch zwanzig Jahre jünger gewesen wäre, so hätten sie mir den Gefallen gethan, mich über Meer nach jener seltsamen Grotte zu tragen, oder in den schönen Orangenwald von Milis auf Sardinien, wo 500000 Orangenbäume beisammen stehen und ihre Millionen Blüten und Goldfrüchte tragen, und die Nachtigallen alle diese Blüten und Goldfrüchte Tag und Nacht besingen. Dort hätten sie mich eines Morgens abgesetzt unter dem größten Orangenbaum Europas, der so groß ist wie eine Eiche, und unter welchem der Marchese Boyl seine Gäste zu Nektar und Ambrosia einladet.

Siehe da, ein Phantasieschiffchen, welches abgeschwommen ist!

Aber in Wahrheit, wer kann an der kleinen Marina von Capri liegen ohne solche Träumereien? Die Wildheit dieser Uferscenen und ihre Verlassenheit ist gar zu zauberhaft, und vollends im Mondlicht oder bei wogender See, wenn die Hölen schlürfend Welle um Welle hinunterziehen, oder in der Stille der Nacht, wenn um die Riffe und die dunkeln Caps Lichter aufblitzen, Fackeln der Fischer, die sternengleich und wie Meteore in den Wellen bald

verschwinden, bald wieder aufglänzen, eins und das andere, das dritte und das vierte und hier noch eins und dort am Cap wieder eins um das andere.

Man sieht hier Fischer auf den weißen Kieseln des Sandes sitzen, ihre Netze ausbessernd, und mitten in dieser klippenstarren Oede hat ihre stille Geschäftigkeit etwas Seltsames. Sie scheinen geheimnißvoll, als wüßten sie wunderliche Dinge von der Tiefe und den Sirenen, die dort wohnen. Ein schroffer Fels über dem kleinen Strand heißt auch die Klippe der Sirenen. Die Phantasie des Volks wählt immer die passendsten Bezeichnungen für ein Local, und keins in Capri ist so sirenisch als dieses.

Man kann hier wol stundenlang, wie vom Meeresduft betäubt, auf den Klippen liegen und das grüngoldene Wasser ansehen; das wogt und wallt unten, flimmert und atmet, saust von Fittigen in stiller Luft, und unausgesetzt tönt das sommerliche Singen der Cicade, deren Lieder die Luft zu durchschillern scheinen, wie fliegende Sonnenstäubchen und wie das Flimmern der Hitze um die Felsen. Luft, Licht und Duft durchdringen alle Sinne.

Zwischen den Faraglioni und der kleinen Marina wölbt sich über Kalksteinblöcken eine der geräumigsten Grotten dieser an Hölenbildungen so überaus reichen Seeküste. Sie heißt La grotta dell' arsenale. Das Wasser bedeckt sie nicht, sie ist eine Erdhöle. An ihren Wänden klebt noch römisches Mauerwerk, und es zeigen sich auch Spuren von Kammern. Nun lehrt der Name der Höle wol richtig, daß sie einst ein Vorratshaus für die Marine war, wenn nicht auch eine Schiffswerft für

die Galeeren des Tiberius, denn sie ist hoch genug, und an ihrem Eingang sieht man auch manche Spur des Eisens, welches das Gestein bearbeitet hat. Der Ort heißt L'unghia marina. Manche Reste alter Gemäuer zeigen sich hier, am steinigen Ufer wie auf der Höhe. Auch am Cap Tragara, um welches die Faraglioni und die Klippe Monacone im Wasser stehen, erblickt man antikes Gemäuer. Wol befand sich hier zur Zeit des Tiberius ein kleiner Port. Vielleicht führte ein bedeckter Gang von der darüber gelegenen Villa des Bergs Tuoro zu dem Hafen, wo für Fälle der Not gerüstete Galeeren lagen. Denn auch auf dieser Inselscholle schwebte der Tyrann in steter Furcht und hatte alle Anstalten getroffen, daß er zu jeder Zeit seewärts entfliehen konnte.

Man kann am Cap Tragara aus der Barke steigen und zum Hügel Tuoro grande hinaufklimmen. Da oben ist es schön wie auf jedem Gipfel Capris. Es sitzt aber dort über altem Gemäuer ein Telegraph. Fürwahr, es ist seltsam, daß fast auf jeder Bergspitze des Eremitenlandes ein Einsiedel wohnt, sei es ein Klausner oder ein Telegraphenwächter. Der vom Tuoro grande sitzt in einem weißen Häuschen. Sein Zimmer hat zwei kleine Fenster, in dem einen steckt ein Fernrohr und in dem andern auch eins. Nun sitzt der Telegraphos, ein ganz kleiner altertümlicher Mensch, dem vom vielen Gucken die Augen zwinkern, zwischen beiden Fenstern an einem Tisch vor einem großen Register; alle Augenblicke springt er an das Fenster links und guckt durch das Fernrohr, an das Fenster rechts und guckt auch da durch das Fernrohr, dann setzt er sich wieder mit philosophischer Seelen-

ruhe an das Register, sitzt ein Weilchen und läuft wieder an die Fenster und vor die Fernröhre, und so geht es vom Morgen bis zum Abend fort. Sein Hund aber sitzt vor der Thüre aufrecht und sieht ohne Ferngläser auch in das Meer. Dies verhält sich nun so. Oben über Ana-Capri sitzt der Telegraph auf dem Gipfel Solaro in seinem Hause und späht in das Meer von Sicilien, ob und welche „segelbeschwingte" Schiffe einlaufen. Sieht er nun etwas Merkwürdiges, so sendet er dem Telegraphen auf dem Berg Tuoro eine Botschaft; der schickt sie flugs weiter über die Meerenge von Capri zu dem Telegraphen von Massa, der über dem Vorgebirg der Minerva sitzt, ein Meereswächter schlummerlos; der wirft die luftige Kunde flügelschnell weiter nach Castellamare zum zeichenkundigen, luftpostdeutenden Späher; der aber schleudert die Botschaft machtvoll weiter nach dem Castell Sant Elmo oberhalb Neapel; der Späher nun von Sant Elmo befördert die Kunde in das königliche Schloß zu Neapolis. Und so fängt der auf dem Solaro an und ist der eigentliche Urheber von all dieser luftdurchwandernden Botenjagd. Als mir dies der Telegraph sehr deutlich auseinandergesetzt hatte, fiel mir sofort der Anfang des „Agamemnon" von Aeschylus ein, wo der Wächter auf dem Atreusschloß nach dem Feuertelegraphen späht, welcher die Einnahme von Troja melden soll:

Θεοὺς μὲν αἰτῶ τῶνδ' ἀπαλλαγὴν πόνων

(Die Götter fleh' ich an ums Ende meiner Müh'n) — und ferner die Verse der Klytämnestra, welche in einer staunenswürdigen Malerei die wandernde Flammenpost

beschreiben. Sie steigt auf vom Berge Ida, dann eilt sie zum hermischen Lemnosfelsen, der schickt die Flammenbotschaft auf das Athosgebirge des Zeus, das sendet den goldighellen Freudenstral wie eine Sonne auf die Warte von Makistos, und so weiter eilt der Feuerstral über die Wogen des Euripos, erweckt die Wächter von Mesapios, fliegt vorwärts über die Flur Asopos, fällt wie der Mondenstral auf den Felsen von Kithäron, sendet den Schein über den Gorgopissee, gelangt zum Gipfel Aigiplanktos, bis er dann über das Saronische Meer zum Felsen Arachnaios und endlich in die Burg der Atriden kommt.

Hätten nun die Griechen von Troja einen unterseeischen elektrischen Telegraphen gelegt, so wären wir um diese schöne Stelle im Aeschylus gekommen, welche überhaupt eine der am meisten malerischen Schilderungen ist, die gedichtet worden sind.

Es war nun Abend geworden. Der Hochwächter vom Solaro gab plötzlich ein Zeichen, der vom Tuoro schickte es nach Massa. Ich fragte den fernspähenden Mann, was er gemeldet habe. „Heute nichts Neues", sagte er vergnügt und zwinkerte mit den Augen, dann packte er seine sieben Sachen zusammen, winkte seinem Hunde und stolperte den Berg hinunter. Er wohnt aber hoch oben in Ana-Capri, und jeden Abend muß er die 560 Stufen der Felsenstiege hinaufklettern. Des Morgens kommt er wieder 560 Stufen herabgestiegen, und weil er nun schon seit zehn Jahren alle Tage bis auf einen Feiertag zu Ostern seine einsame Kunst betreibt, so kann man es mathematisch berechnen, daß dieser merk-

würdige Mann schon hundertfache Chimborassohöhen erstiegen hat. Dreißig Groschen aber bekommt er täglich.

Außer diesem Aeschyleischen Wächter habe ich gar keine Altertümer auf dem Berg Tuoro gefunden. Doch hat auch auf ihm eine Villa des Tiberius gestanden. Nun senkt sich zwischen dem Tuoro und dem Castello zum Meer das Tal Tragara, welches von Reben und Oelbäumen grünt. Auf seinem Rande steht der schönste mittelalterliche Bau der Insel, die Certosa, ein nun verlaßnes Kloster. Es nimmt einen großen Raum ein; seine originelle Architektur, seine Arcaden, geschnörkelten Glockenstüle und Terrassen, und die Reihe von gewölbten Dächern heben sich aus dem Grün und auf dem Hintergrund des blauen Meers so grotesk hervor, daß dieser Anblik zu dem Reizvollsten gehört, was die Insel besitzt. Das schlanke turmlose Schiff der Kirche ist zugleich das einzige Gebäude Capris, welches ein gothisches und mit roten Ziegeln gedecktes Dach hat. Tritt man in den Kreuzgang, so erfreut man sich an dem großen, von Arcaden umschlossenen Raum. Die Zellen nun gar, die kleinern Höfe und die verwilderten Gärten, welche die üppigste Vegetation bedeckt, machen dieses öde Kloster zu einem romantischen Labyrint.

Die Certosa wurde im Jahr 1363 von einem edeln Capresen, Giacomo Arcucci, gegründet. Sein Weib war unfruchtbar geblieben wie Sara; er aber hatte ein Kloster zu bauen gelobt, wenn ihm der Himmel zu einem Sohn verhelfen würde. Eilig that dies der Himmel und nahm den Mann beim Wort; da baute er ein Gotteshaus nach dem Plan jener herrlichen Certosa San Mar-

beschreiben. Sie steigt auf vom Berge Ida, dann eilt sie zum hermischen Lemnosfelsen, der schickt die Flammenbotschaft auf das Athosgebirge des Zeus, das sendet den goldighellen Freudenstral wie eine Sonne auf die Warte von Makistos, und so weiter eilt der Feuerstral über die Wogen des Euripos, erweckt die Wächter von Mesapios, fliegt vorwärts über die Flur Asopos, fällt wie der Mondenstral auf den Felsen von Kithäron, sendet den Schein über den Gorgopissee, gelangt zum Gipfel Aigiplanktos, bis er dann über das Saronische Meer zum Felsen Arachnaios und endlich in die Burg der Atriden kommt.

Hätten nun die Griechen von Troja einen unterseeischen elektrischen Telegraphen gelegt, so wären wir um diese schöne Stelle im Aeschylus gekommen, welche überhaupt eine der am meisten malerischen Schilderungen ist, die gedichtet worden sind.

Es war nun Abend geworden. Der Hochwächter vom Solaro gab plötzlich ein Zeichen, der vom Tuoro schickte es nach Massa. Ich fragte den fernspähenden Mann, was er gemeldet habe. „Heute nichts Neues", sagte er vergnügt und zwinkerte mit den Augen, dann packte er seine sieben Sachen zusammen, winkte seinem Hunde und stolperte den Berg hinunter. Er wohnt aber hoch oben in Ana-Capri, und jeden Abend muß er die 560 Stufen der Felsenstiege hinaufklettern. Des Morgens kommt er wieder 560 Stufen herabgestiegen, und weil er nun schon seit zehn Jahren alle Tage bis auf einen Feiertag zu Ostern seine einsame Kunst betreibt, so kann man es mathematisch berechnen, daß dieser merk-

würdige Mann schon hundertfache Chimborassohöhen erstiegen hat. Dreißig Groschen aber bekommt er täglich.

Außer diesem Aeschyleischen Wächter habe ich gar keine Altertümer auf dem Berg Tuoro gefunden. Doch hat auch auf ihm eine Villa des Tiberius gestanden. Nun senkt sich zwischen dem Tuoro und dem Castello zum Meer das Tal Tragara, welches von Reben und Oelbäumen grünt. Auf seinem Rande steht der schönste mittelalterliche Bau der Insel, die Certosa, ein nun verlaßnes Kloster. Es nimmt einen großen Raum ein; seine originelle Architektur, seine Arcaden, geschnörkelten Glockenstüle und Terrassen, und die Reihe von gewölbten Dächern heben sich aus dem Grün und auf dem Hintergrund des blauen Meers so grotesk hervor, daß dieser Anblik zu dem Reizvollsten gehört, was die Insel besitzt. Das schlanke turmlose Schiff der Kirche ist zugleich das einzige Gebäude Capris, welches ein gothisches und mit roten Ziegeln gedecktes Dach hat. Tritt man in den Kreuzgang, so erfreut man sich an dem großen, von Arcaden umschlossenen Raum. Die Zellen nun gar, die kleinern Höfe und die verwilderten Gärten, welche die üppigste Vegetation bedeckt, machen dieses öde Kloster zu einem romantischen Labyrint.

Die Certosa wurde im Jahr 1363 von einem edeln Capresen, Giacomo Arcucci, gegründet. Sein Weib war unfruchtbar geblieben wie Sara; er aber hatte ein Kloster zu bauen gelobt, wenn ihm der Himmel zu einem Sohn verhelfen würde. Eilig that dies der Himmel und nahm den Mann beim Wort; da baute er ein Gotteshaus nach dem Plan jener herrlichen Certosa San Mar-

tino, welche auf dem Vomero von Neapel steht. Mit der Zeit wurde dies Kloster reich, die besten Aecker Capris fielen ihm zu. Aber die Parthenopeische Republik hob dasselbe und noch zwei andere Klöster in Capri auf, und ihre Güter fielen an den Fiscus. Heute sind sie der Kathedrale von Ischia zugewiesen, und so erleidet die arme Bevölkerung Capris das große Unrecht, daß ihre besten Ländereien ihr entzogen sind, um die faule Priesterschaft einer fremden Insel zu nähren. Zur Zeit der englischen Besetzung Capris war das Kloster das Hauptquartier Hudson Lowe's und auch unter der Herrschaft der Franzosen zu militärischen Zwecken eingerichtet; man baut es gegenwärtig zu einem Militärlazareth aus.

Auch im Tal Tragara sieht man antikes Mauerwerk, und hier wollen die Archäologen die Stelle der alten Ephebenschule und die Fundamente der Villia Julia erkennen, welche Augustus zu Ehren seiner verliebten Tochter soll gebaut haben. Auch die Sellaria des Tiberius verlegt man hierher, jenes schändliche Lusthaus, von welchem Sueton erzählt, daß es mit den frivolsten Bildern ausgestattet war. Indeß was jene Trümmer waren weiß man nicht, und selbst von den großen Mauerresten, die über der Tragara bis Tuoro grande in einer gebogenen Linie fortlaufen, kennt man die ehemalige Bestimmung nicht. Man nennt diese Mauer Camerelle, wie einen ähnlichen Ueberrest in der Hadrianischen Villa zu Tivoli. Sie ist teils aus Kalkstein, teils aus Ziegeln fest und stark aufgebaut und zeigt an ihrer Außenseite nebeneinander gereihte Kammern, deren Wölbungen noch zu erkennen sind. Die Meinung Rosario's Mangone, diese

Camerelle hätten eine Straße getragen, die zur Villa Tiber's hinaufführte, mag wol richtig sein. Die Straße teilte sich dreifach; die eine wird nach dem Berg Tuoro, die andere nach der Villa auf San Michele, die dritte zu der des Zeus geführt haben.

Ueber den Camerelle erhebt sich der schöngeformte Hügel San Michele, eine der reizvollsten Höhen des Eilandes, von der man die herrlichste Ansicht auch der unten liegenden Stadt genießt. Ueber sie ragt das Fort Castello, hoch über diesem stehen die schroffen Felsen des Solaro, zu beiden Seiten grüne Täler und das blaue Meer. Daß auf dem Gipfel von San Michele einer der schönsten Paläste des Tiberius stand, sagt schon die Lage dieses Orts. Man sieht schon am Fuß des Berges mächtige Trümmer, Reihen von gewölbten Kammern, ohne Zweifel die Unterbauten der sanft ansteigenden Straße. Oben auf dem Plateau stehen Gärten und Vignenhäuser auf holem Boden, der unter den Füßen klingt und anzeigt, daß unten Gewölbe liegen. Man sieht auch römische Mauerungen in Netzarbeit und mehrere alte Gemächer. Das eine zeigt Spuren einer Kapelle, die dem heiligen Michael geweiht war, und von ihm hat der Berg den Namen. Heute steht ein Kirchlein dieses Heiligen ganz einsam am Berge und zieht durch seine originelle Architektur den Blick auf sich.

Man grub auch auf San Michele Manches aus, betrieb jedoch die Nachforschungen hier nicht so eifrig. Der Bauer hat den ganzen Berg nach der Landseite zu terrassirt und mit Oelbäumen bepflanzt; es stoßen aber die Häuser der Stadt hart an die Felsen, sodaß man

vom Berge auf die Dächer steigen kann. Eines Abends nahm ich auch so meinen Rückweg in die Stadt, denn mir selber einen Pfad suchend, stieg ich zuletzt von dem Berg auf ein Dach, vom Dach durch das Zimmer auf die Straße.

Die nahe Ostküste der Insel steigt zur Höhe von 970 Fuß auf, und stürzt senkrecht ins Meer, sodaß auf dem höchsten Uferrand die Villa des Zeus liegt. Hier ist das ganze Ufer von furchterregender Wildheit. Geht man vom Tuoro grande zuerst durch das kleine Tal Matromania nach der südöstlichen Seite, so gelangt man an eine Stelle, wo sich die Küste in einem Winkel von den steilsten Linien zusammenzieht. Da blickt man in einen phantastischen Wald von Felszinken, die das Ufer in gräulicher Verwirrung umstarren. Mitten dazwischen öffnet sich ein Fels zu dem prachtvollsten Bogen, dem sogenannten Arco naturale. Nächst der blauen Grotte ist er die überraschendste Einzelmerkwürdigkeit der Insel. Tief unten das Meer, schwarz verschattet, hoch oben der Himmel, rings rotbraune Klippen, über dem Meer der magische Anblick des Caps der Minerva und der Küstenberge von Amalfi und Salerno.

Hier führt eine schroffe Stiege hinab, wo mitten im Ufer eine tiefe, schöne Grotte sich aufthut, die rätselhafte Matromania. Sie hat ungefähr 55 Fuß Breite und 100 Fuß Tiefe. Ein Werk der Natur, wurde sie doch von Menschenhand erweitert; schon am Eingange sieht man römisches Gemäuer, und im Innern klebt noch Mauerwerk an den Wänden. In der Tiefe erheben sich im Halbkreise zwei Aufmauerungen gleich Sitzen über-

einander; mitten hindurch führten Stufen, wahrscheinlich zu der Nische des Gottes, dessen Bildsäule hier aufgestellt war. Alles spricht dafür, daß man die Zelle eines Tempels vor sich habe.

Der Name Matromania, den die Grotte führt und das Volk in bewußtloser Ironie zu Matrimonio verdreht hat, als ob Tiberius hier seine Hochzeiten vollzogen hätte, wird erklärt aus Magnae Matris Antrum oder aus Magnum Mithrae Antrum. Dies Heiligtum war dem Mithras geweiht; denn man fand in der Grotte eins jener zahllosen Reliefs, welche das Mithrasopfer darstellen. In den Studien zu Neapel sah ich zwei dieser Vorstellungen; das eine Relief wurde in der Grotte des Posilip gefunden, das andere in der Matromania. Sie stellen Mithras in persischer Tracht vor, knieend auf dem Stier, in dessen Hals er das Opfermesser stößt, während Schlange, Skorpion und Hund den Stier verwunden. Zu dem mystischen Sonnendienst war diese Grotte Capris wol geeignet; sie schaut gen Osten, und wer aus ihrer Tiefe Helios aufsteigen sieht und das Purpurglühen der Berge und des Meeres betrachtet, der wird hier wahrlich zum Sonnenanbeter.

In dieser Höle machte man einen geheimnißvollen Fund, eine Marmortafel mit griechischer Grabinschrift, welche also lautet:

Die ihr das stygische Land, ihr guten Dämonen, bewohnet,
Nehmt auch mich nun auf, den Unseligen nehmt in den Hades,

Den nicht Moira's Gebot fortraffte, die Herrschergewalt nur
Jählings traf mit dem Tod, da schuldlos nimmer ich's ahnte.
Eben noch häuft' auf mich der Geschenke so manches der Cäsar,
Aber er hat nun mir, und den Aeltern vernichtet die Hoffnung.
Noch nicht funfzehn hab' ich erreicht, nicht zwanzig der Jahre,
Ach! und ich schaue das Licht nicht mehr des erleuchtenden Tages.
Hypatos bin ich genannt; dich ruf' ich noch an, mein Bruder,
Aeltern, ich flehe zu euch: O weint nicht länger, ihr Armen!

Von welcher schrecklichen That spricht in so mysteriösen Worten diese Grabschrift eines Knaben? Hier ist ein Roman von Capri angedeutet. Des armen Hypatos Loos ist verschollen, doch ich weiß es. In einer dämonischen Stunde opferte Tiberius seinen Lieblingsknaben der Sonne, hier in dieser Höle, hier vor dieser Zelle. So opferte später Hadrian den schönen Antonius dem Nil. Denn damals waren Menschenopfer, wenn auch nicht häufig, so doch immer noch in der Gewohnheit, und am meisten brachte man sie dem Mithras dar.

Ja, könnte diese Höle den Mund aufthun, und wollten diese starren Klippen zu reden anfangen, grause Fabeln des Altertums würden sie zu berichten haben.

Die Ueberlieferung hat auf dieses wilde Ufer überhaupt den Wohnsitz des Tiberius verlegt. Es ist die schauerlichste Stelle auf der Insel. Geht man am Südostrand höher hinauf, so kommt man an einen Ort, welcher Salto di Tiberio, Sprung des Tiber, genannt wird. Das Ufer fällt hier mehr als 800 Fuß tief ganz senkrecht in die See. Von diesem Punkt, so sagt die Ueberlieferung, stürzte der Kaiser seine Opfer hinab, und daß es eben derselbe Ort sei, den man schon zur Zeit Sueton's als Merkwürdigkeit auf der Insel zeigte, unterliegt kaum einem Zweifel. Bei Sueton heißt es: „In Capri wird der Ort seiner Mordlust gezeigt, wo er die Verurteilten nach langen und ausgesuchten Martern in seiner Gegenwart ins Meer stürzen ließ. Sie fing unten ein Schwarm von Matrosen auf, um die Körper mit Segelstangen und Rudern zu zerschlagen, auf daß in keinem ein Lebenshauch überbliebe." Es ist wahrlich ein diabolisches Vergnügen von diesem schroffen Absturz Steine rollen zu lassen, welche in entsetzten Sprüngen von Zacken zu Zacken sich fortschnellen und die Felsen vom Donner ihres Falls widerhallen machen.

Zwei Schritte weit von dem grausigen Salto liegt jetzt ein kleines Haus, über dessen Thüre das Wort Restaurant zu lesen ist. Im Zimmer steht zu jeder Stunde ein gedeckter Tisch, beladen mit Früchten, mit Brot und mit Flaschen voll Tränen des Tiberius. Derselbe Wirt, der dies Tischchendeckedich eingerichtet hat, ließ auch den schmalen Rand des Salto mit einer kleinen Mauer einfassen, und so bietet er dem Fremden das Gräßliche gleichsam auf einem Präsentirteller dar.

Man geht durch dieses Haus, um zu dem alten Faro von Capri zu gelangen, welcher kaum 30 Schritte vom Salto entfernt steht. Bis auf die mächtigen Unterbauten aus gebranntem Stein ist er zerfallen, auch schlug vor einigen Jahren der Blitz den obern Teil der Trümmer herunter. Rings umher liegen Stücke des Gemäuers, und weit bis in die Weinberge hinein bedecken sie den Boden. Sie und die noch stehenden Reste, welche auch Spuren von gewölbten Gemächern sehen lassen, bezeugen es, daß der Leuchtturm einst ein großartiger Bau war. Er wetteiferte mit dem Faro von Alexandria, mit den Türmen von Ravenna und von Puteoli. Der Dichter Statius nennt ihn in einem Verse den Nebenbuler des nachtdurchschweifenden Mondes. Nach Sueton stürzte derselbe Faro wenige Tage vor der Ermordung des Tiberius ein, erschüttert durch ein Erdbeben, doch wurde er wieder aufgerichtet, sonst hätte ihn Statius nicht preisen können. Seine heutige Höhe beträgt kaum 60 Fuß. Im Jahr 1804 veranstaltete Hadrawa auch neben dem Faro Ausgrabungen; er fand dort Spuren einer unterirdischen Stiege, vielerlei Marmor und auch jenes Relief, welches die flehenden Gestalten der Crispina und Lucilla darstellt.

Nun aber gelangen wir mit wenigen Schritten, aufwärts steigend, zu der berühmten Villa des Zeus. Nach Sueton war sie der eigentliche Wohnsitz des Tiberius, und ausdrücklich sagt er, daß der Tyrann nach der Hinrichtung Sejan's aus Furcht vor einer Verschwörung neun Monate lang sich darin eingeschlossen hielt. Es ist zweifellos, daß die Reste auf dem höchsten Nordostufer

der Insel, dem Capo, zu jener Villa gehören. Denn dafür spricht die Bestimmtheit der Ueberlieferung, der die Insel beherrschende Ort, mehr noch die Ausdehnung des Palasts, dessen Ruinen die größten Capris sind und überhaupt zu dem Ansehnlichsten gehören, was sich von römischen Lustbauten erhalten hat. Man irrt dort in einem Labyrint von Gewölben, Galerien und Gemächern, welche jetzt zum Teil zu Weingärten oder zu Viehstallen benutzt werden. Capitäler, Vasen, Säulenstümpfe, Marmorschwellen liegen noch umher; einzelne Kammern haben noch Reste ihres Stucks, und man erkennt selbst die Malereien in tiefem Gelb oder in dem Dunkelrot von Pompeji. Einige Böden haben noch ihre Mosaik von weißen Marmorstücken mit schwarzer Einfassung, und hie und da sind die Stiegen zu den untern Sälen noch wol erhalten.

Die Villa scheint mehrere Stockwerke gehabt zu haben; das unterste steckt noch unausgegraben im Boden. Der oberste Teil überrascht durch den noch ganz erhaltenen Plan seiner Gemächer, welche nach der Seite des Ufers ein Halbkreis umgibt, vielleicht ein Theater; Nischen und Rundmauern lassen weiter auf einen Tempel schließen. Alles, was zur überschwänglichen Pracht des fürstlichen Lebens gehörte, hat diese Villa vereinigt, und weil sie so lange Zeit Kaisersitz war, muß sie, ehe Nero und Hadrian bauten, alle andern Villen Roms an Herrlichkeit übertroffen haben. Dazu kommt die unvergleichliche Lage über der Meerenge, wo zwei Golfe dem Blicke frei liegen. Von hier aus sah Tiberius Alles, was auf der Insel vorging, und sah auch die Schiffe, welche von

Hellas, von Asien und Afrika in den Golf einliefen, oder die von Rom herabkamen. Schön aber muß auf der See selbst der Anblick gewesen sein, segelte man zwischen Capri und dem Minervacap und betrachtete man dort die Marmorschlösser und den Faro, hier die Tempel. Denn Tiberius sah auf jenem Vorgebirg, dessen Spitze heute ein Turm krönt, noch die weitberühmten Tempel der Minerva und der Sirenen, und den des Herakles.

Ich saß manche Stunde lang auf den Trümmern und baute mir Capri wieder auf. Welch ein Anblick, denkt man sich alle diese Gipfel mit Marmorpalästen geschmückt und das Eiland bedeckt mit Tempeln, Arcaden Statuen, Theatern, mit Lusthainen und Straßen. Und welch ein Bild würde es sein, sähe man alles dies von dem Hof eines Kaisers belebt.

Man sieht in Neapel schöne Büsten und Kolossalfiguren von Tiberius, die trefflichsten aber besitzt das vaticanische Museum. Ich habe bemerkt, daß jene in Neapel ihn eher im Alter, diese in Rom in jüngern Jahren vorstellen, wahrscheinlich weil die meisten Büsten des Kaisers, welche in Herculanum und Pompeji ausgegraben wurden, seiner capriischen Periode angehören. Im Vatican steht seine kolossale Figur, die in Veji gefunden wurde, aufgestellt in der Gallerie Chiaramonti; sie stellt ihn in idealer Jugendlichkeit als Heros dar, mit porträtgetreuen Zügen. Sein Kopf ist geistvoll und edel geformt, der Mund fein und schön; in jugendlicher Erscheinung sind seine Züge dionysisch, und auch die Fülle des Körpers ist wollüstig, ja weibisch zu nennen.

Dies moralische Ungeheuer war, wie Cäsar Borgia

zu seiner Zeit, der schönste Mann unter den Lebenden; von allen Kaisern Roms übertrifft ihn nur Augustus an classischer Schönheit. Man vergißt den Kopf des Tiberius nicht mehr, wenn man ihn einmal sah; man erwartete das verzerrte Antlitz eines Dämons zu erblicken und ist überrascht von der Feinheit seiner Züge, die einem Sardanapal so wol entsprechn würden. Nur im Alter zieht sich um den Mund ein schneidend scharfer Zug von Hohn und Skepsis, und der Ausdruck bekommt etwas widerwärtig Starres, hartherzig Verschlossenes, selbst Gemeines. So zeigt ihn der kolossale Kopf in Neapel, und so ihn seine Büste im Capitol.

Tiberius war der erste eigentliche Monarch nach August, der noch in den Formen der Republik regiert hatte. Er erbte eine schon sklavisch gewordene Menschheit. An der Schlechtigkeit der Welt ging er selbst zu Grunde. Caligula wurde bei dem Gedanken wahnsinnig, Herrscher der Erde zu sein, und dauerte nur wenig Jahre. Das ist kein Wunder. Denn diesen Menschen warf eines Tags der Zufall die Welt mit allen ihren Genüssen vor die Füße; sie wurden darüber sinnlos, sie hätten die Erde auf einmal ausschlürfen mögen wie ein Ei. Nach den Bürgerkriegen und nach Augustus trat eine Stille in der Weltgeschichte ein, die wüsteste Pause im Leben der Menschheit, da die alte Welt unaufhaltsam verrottete. Augustus war groß und glücklich, weil er seine Herrschaft errungen hatte; seine Nachfolger waren elend, weil sie nichts zu erstreben hatten. Auf einmal in den Besitz eines schon längst eroberten Weltreichs gesetzt, wußten sie nicht, womit sie ihre Tage hinbringen sollten, denn

auch der Genuß wird unerträglich, wenn ihn nicht Mühe würzt und Entbehrung unterbricht. Caligula überbrückte im Wahnsinn das Meer, Claudius ward ein Bücherwurm, Nero steckte Rom in Brand und spielte dazu die Zither, er machte Verse und wollte wenigstens als Wagenlenker und Komödiant etwas gelten. In jener Periode der Welterschlaffung finden wir hintereinander Tiberius, Caligula, Claudius und Nero, Dämonen und Verrückte, weil das Räderwerk der Geschichte stille hielt. Beispiellos teuflisch wäre die Natur, schaffte sie solche Ungeheuer nacheinander, grundlos und als ein abgeschmackter Zufall.

Aber man würde dem Charakter des Tiberius Unrecht thun, würfe man ihn mit seinen Nachfolgern zusammen. Diese waren plumpe, nackte Bösewichte, die ihre bestialische Natur offen zur Schau stellten. Tiberius, seiner Zeit an Geist überlegen, war ein feiner Kopf, ein vollendeter Diplomat aus der Schule des Heuchlers August. So fein, verhüllt, still herauslauernd und vorsichtig spähend ist auch sein Antlitz, zumal der jesuitische Zug um den Mund, und schwerlich hat die Natur einen vollkommenern Diplomatenmund geschaffen. Scharf geschlossen sagt er das Wort Talleyrand's, daß die Sprache dazu da sei, die Gedanken zu verbergen. Wir aber wissen aus dem Tacitus, welcher Art die Kunst des Tiberius im Sprechen war. Die Grammatik und Logik der Diplomaten hat Tiberius erschaffen. Dieser Mann versprach nicht, noch schwor er, noch log er, der eine fortwährende Lüge war. Wie plump erscheinen gegen diesen feinen, classischen Despoten Herrscher der neuern Ge-

schichte, Abenteurer, die sich auf einen Tron hinaufgelogen, und Könige, welche offenbar die Eidschwüre brachen. Tiberius würde sie unter seine Freigelassenen verweisen, mit verächtlichem Lächeln. Dieser Mann ließ niemals ahnen, was er thun würde, denn auch das Gegenteil war gewiß. Er schlug nie den Dingen geradezu und mit der brutalen Gewalt der sogenannten Staatsstreiche auf den Kopf, er umschlich sie. Sein Wille und seine Absicht waren wie Helldunkel zweifelhaft. Man lese nur die meisterhafte Geschichte vom Sturze des Sejan.

Der Mann von Elba hat einst den Charakter des Tiberius warm verteidigt und gegen die Urteile des Tacitus und der Geschichte in Schutz genommen.

Nachdem nun Tiberius die Diplomatie Auguſt's zu dem System des Jesuitismus verfeinert hatte, zog er sich in diese Villa zurück, um lebensekel sich im Genusse zu betäuben. Er erschöpfte jede Wollust, aber die menschliche Natur ist so dürftig organisirt, daß sie nur einen winzigen Teil von Lust genießen kann. Das lehrt die Felsenscholle Capri und diese Villa des Zeus, in welche sich der Herrscher der Welt verbannte, der diese selbst nur als ein Exil zu betrachten gelernt hatte.

Innerhalb derselben Wände, die einst widerhallten von lydischen Flöten und von dem Lachen der schönsten Weiber, wohnt jetzt das Vieh der armen Bauern; und dies ist heute die Ausstattung der Säle des Tiberius: Epheu, wilde Feigenbäume, Malven, Rosen, Cinerarien, Granatenbäume, das wuchert in diesen zerstörten Zimmern durcheinander, und im Winde tanzen die Reben, die Enkel des alten capräischen Bacchus, als wären sie die

Geister jener Hetären, welche einst hier den Cancan um Tiberius getanzt haben.

Oben steht eine Kapelle, Santa Maria del Soccorso, auf der höchsten Höhe der Villa und über ihren Ruinen. Dort wohnt ein Eremit. Kein Ort in der Welt ist zum Büßen so passend als die Ruine dieser Villa des Tiberius, unter dessen Regierung und während dessen Aufenthalt in Capri Christus ans Kreuz geschlagen wurde. Die Kapelle steht hier wie das Christentum selbst auf den Trümmern der heidnischen Welt, deren Buße es war. Dies Zusammentreffen ist seltsam, und ich meine, hier ist eine der tiefsinnigsten Stellen, an denen man verweilen mag. Denn hier steigen vor dem Blick zwei ungewöhnliche Gestalten auf, Zeitgenossen, Repräsentanten zweier Weltperioden: hier im Westen der greise Dämon Tiberius, der Beherrscher der Erde, der Repräsentant der untergehenden heidnischen Welt und das Ebenbild ihres sittlichen Elends; dort im Osten der junge ideale Mensch Jesus, an das Kreuz geschlagen, aber umringt von begeisterten Propheten eines neuen Erdenfrühlings. Diese beiden Gestalten stehen sich gegenüber wie Ahriman und Ormuzd, der Gott des Lichts, und der Finsterniß.

In solchen Betrachtungen über die Jugend des ersten Christentums stand ich auf diesen Trümmern, und siehe, da trat mir plötzlich die historische Erscheinung jener idealen Religion entgegen, in der Gestalt des schmuzigen Franciscanereremiten, und fast wich ich vor dem Mann zurück: ein alter Mönch mit langem weißen Bart, in schwarzer Kutte, ein Klumpfuß, hinkend, häßlich, mit habgierigen Augen. Da war es mir, als sah ich Tibe-

rius als Mephistopheles vor mir, und mit satirischem Lachen hörte ich ihn sagen: „Dies ist die Geschichte des Christentums!“

Der Klumpfuß hinkte mir voran in seine Zelle. Ich suchte unter seinen Büchern und las auf deren einem diesen Titel: „Legendarium der heiligen Jungfrauen, welche für unsern Herrn Jesus Christus sterben wollten.“ Auch der Eremit Tiberius las auf derselben Stelle Bücher von Jungfrauen, aber nicht von solchen, die für seinen Zeitgenossen sterben wollten, sondern es waren die Schriften der griechischen Hetäre Elephantis, welche die Kunst der Wollust behandelten und damals in Rom Mode waren. Sueton erzählt, daß er diese Bücher in Capri bei sich gehabt habe. Indeß auch Lascivitäten fand ich bei dem jetzigen Einsiedler. Er zeigte mir die Copie eines Reliefs, welches man im Museum zu Neapel sehen kann. Es stellt einen ältlichen nackten Mann zu Roß dar; vor ihm sitzt auf dem Sattel ein nacktes Mädchen mit einer Fackel, ein nackter Jüngling führt das Roß gegen die Statue eines Gottes. Die Aehnlichkeit des Reiters mit Tiberius ist so auffallend, daß man glaubt, jenes Relief stelle eine nächtliche Scene aus seinem Leben in Capri dar, etwa ein Opfer vor dem Priap; aber die Halskette, welche die Gestalt trägt, ist genau dieselbe, die der sterbende Fechter und andere Gallier zu tragen pflegen, sie paßt also nicht für Tiberius. Der Eremit hatte das Relief in Wasserfarben mit sichtbarem Behagen am Nackten copirt; es gehört nämlich zu seinem Local, weil es unter den Trümmern der Villa ausgegraben wurde.

Zwei mal wurden diese durchsucht, doch jedesmal un-

vollständig, im Jahr 1804 von Hadrawa, von Feola 1827. Man fand schöne Pavimente von Marmor, wovon eins sich in der Hauptkirche Capris vor den Altar gerettet hat, auch viele köstliche Säulen, darunter eine kleine von Lapis Lazuli, welche ein Engländer erstand, Bildsäulen, die man verschleuderte, Mosaiken, welche das Museum von Neapel aufbewahrt.

Kein Kaiser in der Welt kann sich rühmen, im Besitz eines Hauses von gleich schöner Aussicht zu sein, als dem Eremiten seine merkwürdige Klause gewährt. Aus seinen Fenstern überschaut er die Golfe von Neapel und Salerno und die schönsten Küsten und Inseln Italiens. Nichts gleicht dem Blick auf das nahe Vorgebirg der Minerva, dessen Formen von der herrlichsten Plastik sind; hinter ihm sieht man die Bergreihen des Sant Angelo und des ganzen Ufers von Amalfi und Salerno in der Verkürzung aufgereiht, wie Couliſſen eines ungeheuern Theaters. In klarer Luft sah ich Päſtum weit über Meer, dann das Castell Baro und die Punta Licosa in meilenweiter Ferne. Bei Sonnenuntergang ist das Irisspiel der Farben über den Bergen hinreißend wie eine Phantasmagorie, und oft war es mir, als wäre, was ich sah, nicht Wirklichkeit, sondern das stralende Bild einer Vision.

Eines Abends saß ich auf den Ruinen der Villa und weidete mich an dem großen Anblick jenes Caps, da fiel mein Blick auf die silberweiße Haut einer Schlange, die, jüngst abgestreift, mir zu Füßen lag. Ich nahm sie auf wie ein göttliches Geschenk, das für mich selbst mit vergangenen Tagen in einer gewissen ominösen Ver-

bindung stand. Mir fiel aber auch ein, daß Tiberius hier eine Lieblingsschlange gehalten hatte, die er fütterte und mit der er zu spielen pflegte. Ich stieg mit meinem Fund den Berg hinunter. Da kam mir Mephistopheles auf einem Esel nachgeritten. Ich zeigte dem Mönch die Schlangenhaut und erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß dieser geheimnißvolle Mensch auch Schlangenzauberer sei. Er erzählte mir, daß er Schlangen fange und zwar lebendige, zu jeder Zeit und jede, welche er wolle. Ich fragte ihn hierauf, wie er das mache. „Ich greife sie", sagte er, „wenn ich ihnen befohlen habe, stille zu liegen; sie wickeln sich sogleich um meinen Arm, dann sperre ich sie in ein Gefäß und schicke sie nach Neapel zum Apotheker." — „Wie aber könnt Ihr ihnen befehlen, stille zu liegen?" Er antwortete mit einem satanischen Lächeln: „Ich sage ihnen einen Spruch vor und den Namen Sanct Paul, dann liegen sie gleich still." — „Könnt Ihr mir den Spruch nicht geben", fragte ich, „damit ich auch den Schlangen befehlen könne?" — „Nein", sagte er, „ich habe ihn von einem andern Einsiedler und dem mit heiligem Schwur gelobt, ihn nicht wegzugeben."

Als ich fragte, warum im Spruch der Name Sanct Paul vorkomme, so entgegnete er, daß der heilige Paulus der Patron der Schlangen sei, und daß alle Thiere ihre Patrone hätten. Wie mir nun der Mönch das gesagt hatte, so fragte ich ihn nach den Patronen von Allem, was da kreucht und fleucht. Von den Eidechsen ist die Patronin die heilige Gertrude; dies nimmt mich für sie ein, denn die Eidechsen liebe ich gar sehr; sie haben etwas Graziöses und Mädchenhaftes, auch lispeln sie mit dem

Zünglein auf die allerliebste Weise. Sanct Antonius ist der Patron der Fische, die heilige Agathe die Patronin der Löwen, die heilige Agnes die der Lämmer.

So hatte ich also richtig geahnt, daß dieser Eremit ein Schwarzkünstler sei, und ich glaube, er treibt noch andere dunkle Sachen im Mondschein auf den Ruinen und an den Klippen mit Kräutern, Wurzeln und schädlichem Gewürm.

Wir haben wahrlich vergessen, daß es auf dem Eiland noch ein zweites Städtchen, Ana-Capri, gibt. Dies ist kein Wunder, denn wer auf Unter-Capri lebt, hört und sieht von jenem Orte nichts. So sehr hat ihn die Natur von allem Verkehr abgeschieden. Man sieht eben nur die steile Felsenstiege, welche dort hinaufführt und deren Beschwerlichkeit nicht zum Steigen reizt; und so möchte es nicht leicht irgendwo die gleiche Sonderbarkeit geben, daß zwei Städte auf einem und demselben Eiland, deren Entfernung auf ebenem Boden wenig mehr als eine Viertelstunde betragen würde, so gänzlich voneinander gesondert sind, daß ihre Bewohner nur selten miteinander verkehren, an ihren Festen selten teilnehmen und selbst einen verschiedenen Dialekt reden.

Die Liebe, so erzählt die Sage, war die Gründerin von Ana-Capri. Ein junges Paar entfloh in alten Tagen aus der Unterstadt, erstieg die schroffen Felsen der obern Insel und baute sich dort im Gebüsch hoch oben am Fuße des Solaro eine Einsiedelei. Seitdem folgten andere Verliebte, und so entstand mit der Zeit dieser Colonie der Liebesgötter, welche jetzt Ana-Capri heißt.

Und auch heute fliegt der beschwingte Amor wie ein Bergfalke herüber und hinüber von Capri nach Ana-Capri und leiht dem Jüngling seine Flügel, welcher eins jener wilden und schönen Mädchen liebt, die oben in ihrem kleinen Hause unter Rebenranken am Webstule sitzen, seidene Bänder weben und Lieder singen, wie Circe in der Odyssee.

So ist also Ana-Capri von der untern Insel geschieden, daß nirgends ein Weg nach oben führt, als jene 560 Stufen hohe Jakobsleiter. Denn plötzlich steigen die Felsenwände, steil und senkrecht wie Mauern, in den wildesten Formen über dem untern Capri auf und bilden gleichsam die gigantische Wand, über welcher, dem Dach einer Basilika gleich, der Berg Solaro sich lagert und auf seiner Senkung das weltabgeschiedene Volk und die Stadt Ana-Capri trägt, gleichsam ein Volk von Eremiten. Im Zickzack führt die in den lebenden Stein gehauene Stiege an dem scharfen Felsenrand aufwärts und endet oben an der Plattform. Man schreibt dies sonderbare Werk den ältesten Zeiten zu, als Phönizier oder Griechen die Oberstadt anlegten, denn nur auf dieser Stelle ist eine Verbindung mit der Unterstadt möglich. Man sieht auch noch Spuren der ältesten Stiege. Auf der Hälfte dieses Wegs steht heute die kleine Kapelle des heiligen Antonius, wo man Odem schöpfen kann, denn man erreicht die Höhe nicht, ohne entatmet zu sein. Aber die unvergleichliche Fernsicht von der Plattform, Capo di Monte genannt, belohnt die Mühe reichlich, da man den ungeheuern Fels mit seiner breiten Brust und den schwebenden Bäumen, welche hängenden Gärten der

Semiramis gleichen, frei in die Luft ragen sieht, und unter sich den Anblick von ganz Nieder-Capri und den Prospect in beide Meere hat. Hoch über der Plattform steigt der Solaro, von wüstem grauen Gestein überdeckt, noch einige Hundert Fuß empor, und trägt auf einer scharfen Kante die schönen Ruinen des Castells Barbarossa, welches seinen Namen von dem berühmten Korsaren führt, der einst Capri zerstörte.

Sobald man wenige Schritte auf der Plattform weiter geht, breitet sich vor den Augen eine neue und fremde Welt aus. Der Berg Solaro, das Ebenbild des Monte Pellegrino von Palermo, gipfelt sich hier steil empor; er ist ganz öde, und mit zahllosen Felsblöcken wie mit Trümmern bedeckt. Gegen Westen und Norden senkt er sich zur größten Ebene nieder, welche die Insel besitzt, und auf diesem schrägen Abhange liegt hoch über dem Meer, unter grünen Bäumen und blühenden Gebüschen, Ana-Capri.

Die kleinen, originell gebauten Häuser dieses Städtchens liegen in Gärten zerstreut; und hier gibt es viel Oelbäume und sehr viel Reben, die sich nach campanischer Art um die Bäume ranken. Die Luft ist rein und balsamisch, aber die Sonnenglut wirkt um so stärker auf der schiefen Ebene. Blickt man auf diesen malerischen Ort, auf diese seltsame sonnverbrannte Felsenöde über ihm, in die grenzenlose Stille des blauen Meers in allen Fernen, so möchte man hier den Wanderstab in die Erde stecken und der Welt Lebewol sagend seine Eremitenzelle bauen.

Hier ist es noch stiller als in Capri. Man sieht

nur Menschen, welche singend arbeiten, vor der Thüre am Webestul sitzen oder die Spindel mit der gelben Seide drehen, oder im Garten graben und die Maulbeerblätter für den Seidenwurm abpflücken, oder solche, die mit dem Wasserkrug auf dem Kopf daherkommen. Weil die Männer draußen sind und, da es Sommer ist, viele Jünglinge auf den Korallenfang nach Afrika oder Corsica gezogen sind, sieht man hier fast nur Frauen. Es scheint, wir seien zu den Weibern von Lemnos gekommen, welche männerlos auf ihrem Felsen sitzen, endlose Gewebe webend.

An den Tagen und Stunden, wo die Barken von Neapel heimkommen, fand ich bisweilen über der Stiege eine Schar von Mädchen sitzen, oft mehr als dreißig, viele von seltner Schönheit. Plaudernd saßen sie um die Felsen und spähten den nahenden Segeln entgegen, um dann an den Strand hinabzusteigen. Ich setzte mich unter sie und blickte nicht minder sehnsüchtig über den Golf auf das weiße Schiff, ob es mir einen Brief in diese Einsamkeit herüberbrächte. Fast alle hatten sie einen Strauß in der Hand oder einen Zweig Basilicum, durch die Blume zu bitten; Antoniella aber hielt den prächtigsten Strauß vor sich von Basilicum, Nelken, purpurroten Rosen und Myrten, mit einem bunten Band kunstvoll in Schleifen zugebunden. Dieser Strauß wurde das Sinnbild unserer Freundschaft und der Schlüssel zu dem reizendsten Weberhäuschen von Ana-Capri, wo ich manche Stunde mit den naivsten Naturkindern verbracht habe.

Antoniella webte in einer Gartenkammer, ganz im Grün unter Weinlaub und blühenden Oleandern, und

sie war flink und geschickt wie die Spinnerin Arachne; ihre ältere Schwester webte neben ihr weißes Baumwollenband, sie aber ein buntgemustertes. Sie verstand nicht auf der Maultrommel zu spielen, aber desto geübter schlug sie die Handpauke. Ihre Brüder waren draußen auf dem Meer.

Der Fleiß dieser Mädchen, die alle mit der Weberei beschäftigt sind, ist erstaunlich, denn schon mit Sonnenaufgang setzen sie sich an den Webestul, und mit wenig Unterbrechung weben sie bis zum Sonnenuntergang, und so das ganze Jahr hindurch. Freilich sind sie nicht zu jenem Lasttragen verdammt, wie ihre Schwestern in Capri; nur wenn das Regenwasser in den Cisternen ausgeht, müssen sie die Treppe hinuntersteigen und in Krügen das Wasser von Capri holen, wo vier dürftige Quellen fließen. Goldnes Geschmeide und Korallenschmuck, auch silberne Pfeile in den Haaren tragen sie alle, und das Mädchen würde unglücklich sein, welches solchen Schmuck nicht besäße.

Es gibt im Ort einen Campo Santo, voll von Cypressen und Blumen; der größte Stolz der Ana-Capreser aber ist das sogenannte irdische Paradies, nämlich der Fußboden ihrer Kirche, auf dessen Fliesen in Smalto das Paradies dargestellt ist, eine Arbeit aus dem 17. Jahrhundert. Auch hier ist die Architektur bizarr und maurisch. Es gibt Masserien, die mit ihrer Pergola reizend genug aussehen.

Wenig tiberische Ruinen sind in Ana-Capri aufzufinden; der Weinbauer hat sie hinweggetilgt, auch standen hier weniger Gebäude als auf Capri. Die meisten Reste

von Altertümern hat die Ebene Damecuta, ein fruchtbares Land, welches zur Küste sanft niedersteigt und in dessen Ufer die blaue Grotte liegt. Es ist eigentümlich, daß Ober-Capri trotz seiner Höhe doch niedrigere Küsten besitzt als Unter-Capri; denn der hohe Berg senkt sich lang hingestreckt nach Westen wie nach Norden in's Meer, aber dennoch ist das Ufer weder der Barke noch dem Menschenfuß zugänglich, strandlos, hafenlos und dem Schiffbrüchigen Verderben bringend.

Der Turm von Damecuta bezeichnet ungefähr die Stelle, wo unten am Ufer die nun weltberühmte blaue Grotte liegt, das Wunder Capris, doch nicht das einzige dieser sirenischen Insel. Von dem Tage, da sie entdeckt wurde, erzählte mir mein Wirt Michele ausführlich. Er machte damals die Unternehmung als Knabe mit. Es waren sein verstorbener Vater Giuseppe, August Kopisch, der Maler Fries und der Schiffer Angelo Ferraro, welche es wagten, in diese Grotte einzudringen. Alle sind sie nun todt, nur Michele weiß von der Entdeckung zu erzählen. Ein Onkel Pagano's, Priester auf Capri, ermahnte die Gesellschaft, von dem Versuch abzustehen, denn die Höle sei der Aufenthalt böser Geister und viele Seeungeheuer hausten in ihr. Auch war das Eindringen schwierig, weil es vor der Entdeckung keine einzige kleine Barke auf der Insel gab. Es drang also Angelo auf einer Wanne ein, Kopisch und Fries schwammen. Mein Wirt beschrieb mir lebhaft das Jauchzen beider Maler, als sie nun in der Grotte waren, und zumal, sagte er, war Fries wie von Sinnen, er schwamm bald heraus, bald hinein, und immer mit Jubeln und

mit Jauchzen. August Kopisch hatte keine Ruhe, er eilte sofort nach Neapel und holte seine Freunde, und so that er ab und zu. Pagano bewahrt ein altes Fremdenbuch wie eine Reliquie; darin hat Kopisch unter dem 17. August 1826 folgendes Entdeckungsdocument hineingeschrieben:

„Freunde wunderbarer Naturschönheiten mache ich auf eine von mir nach den Angaben unsers Wirts Giuseppe Pagano mit ihm und Herrn Fries entdeckte Grotte aufmerksam, welche furchtsamer Aberglaube Jahrhunderte lang nicht zu besuchen wagte. Bis jetzt ist sie nur für gute Schwimmer zugänglich; wenn das Meer ganz ruhig ist, gelingt es auch wol, mit einem kleinen Nachen einzudringen, doch ist dies gefährlich, weil die geringste sich erhebende Luft das Wiederherauskommen unmöglich machen würde. Wir benannten diese Grotte die blaue (la grotta azurra), weil das Licht aus der Tiefe des Meeres ihren weiten Raum blau erleuchtet. Man wird sich sonderbar überrascht finden, das Wasser blauem Feuer ähnlich die Grotte erfüllen zu sehen; jede Welle scheint eine Flamme. Im Hintergrund führt ein alter Weg in den Felsen, vielleicht nach dem darüber gelegenen Damecuta, wo der Sage nach Tiber Mädchen verschlossen haben soll, und es ist möglich, daß diese Höle sein heimlicher Landungsplatz war. Bis jetzt ist nur ein Marinaro und ein Eseltreiber so herzhaft, diese Unternehmung mit zu wagen, weil allerhand Fabeln von dieser Höle in Umlauf sind. Ich rate aber Jedem, sich vorher mit diesen beiden des Preises wegen zu verständigen. Der Wirt, welchen ich seiner Kenntniß der Insel wegen empfehle, will einen ganz kleinen schmalen Nachen bauen

lassen, womit dann bequemer hineingefahren werden könnte. Bis jetzt will ich es nur guten Schwimmern raten. Sie ist des Morgens am schönsten, weil Nachmittags das Tageslicht stärker und störender hineinfällt und der wunderbare Zauber dadurch gemindert wird. Der malerische Eindruck wird noch erhöht, wenn man, wie wir, mit flammenden Pechpfannen hinein schwimmt."

Der treffliche Kopisch hat sich auf diesem Eiland ein herrliches Denkmal entdeckt, und mir ist es, als wäre die wunderbare Grotte deutsches Eigentum und deutsches Symbol. An dieser Stelle verweben sich mit jenem Dichtermaler viel Erinnerungen auch an Tieck, an Novalis, an Fouqué, an Arnim, an Brentano, die nun Alle heimgegangen sind bis auf Eichendorff, und bis auf Heine, den letzten verwunschenen Prinzen dieser Dichterschule. Wir wollen denn als Grabesspender aus dem blauen Feuerwasser von Capri einen Weiheguß auf die Gräber jener todten Dichter gießen. Denn von dieser Grotte haben sie alle geträumt, und wahrlich, es konnte der Preis ihrer Auffindung auch nur einem Maler und Dichter zukommen, aus der Zeit Derer, welche die blaue Wunderblume der Poesie suchten bei den Undinen in der Tiefe, bei der Frau Venus im Berge und in den unterirdischen Grotten der Isis. Sie waren alle liebenswürdige kleine und große Kinder, Knaben mit dem Wunderhorn. Ihr Hoherpriester Novalis sieht aus wie ein schöner, bleicher Knabe, der sich in das lange Predigergewand seines todten Urgroßvaters gesteckt hat und mystische Weisheit redet, von der Niemand weiß, wie das

Kind dazu gekommen sei. Ihre Muse aber ist eine Sirene. Sie wohnt in der blauen Grotte von Capri, der Insel des grausamen Wollüstlings Tiberius. Sie haben alle ihren herzbewegenden Gesang gehört, und keiner hat sie gefunden, sie haben sie alle gesucht und sind vor Sehnsucht nach der blauen Wunderblume alle gestorben. Goethe hat es ihnen prophezeit in dem „Fischer": „Halb zog sie ihn, halb sank er hin und ward nicht mehr gesehn." Und nun, da die blaue Wunderblume, nämlich die blaue Wundergrotte, denn das war das unbekannte Mysterium, gefunden ist, ward der Zauber gelöst, und kein Lied der Romantiker wird mehr gehört werden in deutschen Landen.

Als ich in die Grotte einfuhr, war es mir, als wäre ich in eins jener Märchen zurückgekehrt, in die man sich als Kind hineinlebt. Welt und Tag sind auf einmal verschwunden, und da ist man in der wölbenden Erde und in einem Dämmer von blauem Feuerlicht. Die Wellen atmen still und perlen Funken empor, wie als sproßten aus den Tiefen blitzende Smaragde und rote Rubinen und tausend Karfunkelsteine auf. Geisterhaft blau sind die Wände und mysteriös anzusehen, wie Paläste von Feen. Es ist Schein von fremdem Wesen und von fremdem Geist, ganz wunderbar, heimlich und unheimlich zugleich. Alles ist still wie in einer Schattenwelt, da Niemand auch nur reden mag. Du jauchzest zuerst auf, dann bist du still, und es schallt nur das plätschernde Ruder oder das Kichern der Wellen, welche Phosphorkränze um die Felsenwände schlingen. Das blaue magische Wasser lockt unwiderstehlich. Man muß

hinabspringen, und man taucht sich wie in ein Lichtmeer nieder.

Ja, ich glaube wol, daß Tiberius hier badete und unter den schönen Mädchen seines Harems umherschwamm, wie Sueton erzählt. In dieser wollüstig strömenden Phosphorflut glühten dann die Mädchenleiber wie strahlende Leiber von Meerfeien, und nicht hat hier Sirenengesang und Flötenspiel gefehlt, um solches Bad zu einem unsagbaren Wollustbade zu machen. Ich sah auf einer griechischen Vase eine Sirene gemalt, ein wunderliebliches Wesen, das hebt beide lilienweiße Arme auf, kichert und schlägt zwei blitzende Erzbecken zusammen. So kommen hier die Sirenen aus der blauen Feuerflut herauf, schlagen die Erzbecken zusammen, kichern und tauchen auf und unter. Aber nur Sonntagsmenschen sehen sie und kleine Kinder.

Man muß über den Reichtum dieses Eilands an Grotten sich verwundern. Erdgrotten und Meergrotten, seltsam geformt und alle schön, gibt es hier so viele, daß man nicht alle kennen lernen kann. Ich bin in mehr als funfzehn dieser Grotten eingedrungen und habe darunter auf der südlichen Seite eine kleine gefunden, welche genau die blauen Lichteffecte der Grotta azurra zeigt. In andern findet man grüne Lichter, je nach der Beschaffenheit des Grundes, in weißlichem Feuer phosphoreścirend, zumal in der Grotta verde, der herrlichsten Capris durch ihre prächtig gewölbte Architektur und die Umfassung grandioser Felsenzinnen. Sie ist nicht ganz unterirdisch bedeckt, sondern hat eine Felsendurchfahrt von einer Seite zur andern.

Einige dieser Grotten haben Namen, wie die Marmolata, die Marinella, andere sind namenlos. Ich machte mir das Vergnügen, alle die namenlosen, die ich besuchte, zu benennen, ohne den Ruhm eines Hölenentdeckers zu beanspruchen. Und so weiß ich nur allein, wie schön es ist in der Grotte Stella di Mare, in der meerblumengeschmückten Grotte Euphorion, in der Grotte der Meerspinne, deren Wände gelb sind und deren Gestein, wo es die Welle benetzt, rosig, sammtgrün und weißlich schimmert. In einer Grotte war es ein Wogenschlürfen und ein anapästisches Wellenschlagen, sodaß ich sie den Eumeniden geweiht habe. Alle liegen sie vom Ufer des Solaro bis hinaus über die Faraglioni, unscheinbar außen, da ihre Mündung oft dem oberflächlichen Blick entgeht, drinnen hochwölbig, dunkel, wellenstill, von Meerspinnen, Seeigeln, Meersternen bewohnt, eine zauberische Geistereinsiedelei.

Es ist höchst belohnend, die ganze Insel zu umfahren. Man braucht dazu drei Stunden und kann in dieser Zeit auch einige Grotten besuchen. Die Westküste hat die Hölenbildung nicht, denn hier sinkt das Ufer vom Solaro nieder zwischen beiden Caps Punta di Vitareto und Punta di Carena. Es sendet dort drei niedrige, doch schroffe Spitzen aus, Campetiello, Pino und Orica, welche mit Schanzen bewehrt sind. Und hier war auch die Stelle, wo die Muratisten bei Nacht die Felsen erklimmten. Rudert man aber um die Carena, so wird das Südufer plötzlich Furcht erregend hoch und steil; die gigantischen Felsen steigen senkrecht vom Wasserspiegel auf bis in das Gewölk, welches ihre Gipfel umspinnt. So

geht die Südküste fort bis zur Punta Tragara, und nicht minder erhaben, bizarr und wild zugleich ist die ganze Ostküste bis zum Lo Capo, dem Nordostcap der Insel. Hier ist das Ufer voll von stalaktitischen Hölenbildungen.

Nun noch hinauf zum Gipfel der Insel, zum Solaro. Steigt man über Ana-Capri auf pfadlosen Felsen mühsam empor, so gelangt man zum Kamm des Berges. Form und Anblick ist überraschend, weil der Solaro auf der Höhe selbst sich tief einsenkt und eine dürre braune Fläche darbietet, das Dach jener Felsenwände, die nach Capri abstürzen. Auf braunem Haideland geht man fort zwischen starren Kalksteinblöcken, und jeder Schritt stört Schwärme von Heuschrecken auf, welche in unglaublicher Zahl den Boden bedecken. Am Rand dieser Fläche aber hängt an schauerlichen Felsen hoch über dem Meer die Klause des Eremiten von Ana-Capri, und nimmer sah ich noch eine Eremitage, die es so ganz gewesen. Ich fand alle Thüren offen und den Siedler nicht daheim. Seine Kutte hing über der Mauer seines Felsengärtchens, über seinem Bette der heilige Antonius von Padua, ein geweihter Oelzweig und ein Rosenkranz; in seiner Vorratskammer die Madonna doloroſa, grade über einem Häuflein Zwiebeln, und da standen umher ein Korb voll Brot und ein paar leere Teller.

Ich sah im Campo Santo zu Pisa jenes phantasiereiche Frescogemälde von Ambrogio und Piero Lorenzetti, welches das Leben heiliger Eremiten in der Wüste darstellt, und fand einen Zug daraus hier lebend wieder. Ich glaube, der alte Eremit predigt hier jeden Freitag den Fischen, gleich dem heiligen Antonius, den man auf

einem Bilde in Rom sehen kann, wie er auf einer Felsenklippe steht und in das Meer hinunterpredigt. Es strecken aber die dummen Fische ihre Köpfe heraus und sperren alle die Mäuler weit auf. Wie ich nun in der Klause umherging, kam der Alte, ein Laienbruder. Er trug ein Bündel Reisig auf der Schulter. Sehr froh einen Gast zu finden, entschuldigte er sich, daß er keinen Wein habe. Schon 32 Jahre klaust er oben in der Felsenwüste, und auch er hinkt vom Klettern, doch nicht mephistophelisch wie der Tiberius-Eremit, sondern nur sanft wie Heilige und wie die indischen Götter, wenn sie die Erde der Sterblichen berühren.

Ueber seiner schwindelnden Klause steht der Gipfel des Solaro, die Spitze Capris und, wie ich schon sagte, die Warte eines Telegraphen. Hat man sich dort hinaufgearbeitet, so genießt man endlich den Lohn des Hercules. Denn hier liegt zu Füßen hingebreitet das ganze Eiland und ein Kosmos wunderbarer Schönheit.

Dies ist der Horizont, den hier das Auge umfaßt: südwärts endloses Meer, nach West und Nord die Ponzainseln, Ischia, das Eiland Vivara, Procida, hinter ihnen traumhaft und weit die Berge von Gaëta und Terracina mit dem Cap der Circe, weiter die Bergpyramide des Misen, an deren Fuß Tiberius ermordet wurde, die elyseischen Ufer und die der Kimmerier, die blauen Küsten von Bajä und von Puteoli, Cumä, mit dem Berge Gaurus und der Solfatara, das schloßgekrönte Eiland Nisita, der schlanke Posilip, die Spitze der Camaldoli, ferne Berge von Capua, dann das Ufer von Neapel, ein langer Kranz von Städten bis nach Torre del Greco;

der rauchende Vesuv über Pompeji, hinter ihm hervor die Berge von Sarno und Nocera, vielgegliedert und reichgefaltet; ostwärts das braune, scharfgemeißelte Ufer von Massa mit dem Cap von Sorrento und dem der Minerva, dahinter der hohe Sant Angelo, weiterhin die sirenusischen Klippen und die Golfe von Amalfi und Salerno, endlich weit hinaus in der Ferne die bleichen Berge von Calabrien, der Ufersaum von Pästum und Cap Licosa in Lucanien.

Auf solcher Höhe und in solcher Weite des Gesichtskreises fühlt man einmal auch Sonnenweiten menschlicher Existenz. Denn fürchterlich eng ist das Menschenleben, und es rücken die Dinge hart auf den Leib, welcherlei Namen sie haben, sodaß es ein ewiger kleinlicher, peinlicher Kampf ist um größern Horizont. So ist auch alle Bildung Horizontvergrößerung; ihr herrlichster Lohn ein Blick von Höhen der Cultur, wo sich die Künste und Wissenschaften, alles Geschaute, Gedachte und Gelebte in göttlicher Ordnung, schön und weit zu einem kosmischen Ringe schließen.

Auf dem Gipfel des Solaro dachte ich an Humboldt. Ich glaube, um dessen Geist liegt die Welt so schön und klar gegliedert; und auch an Plinius dachte ich hier, den Humboldt der Römer, wie ich den Berg Misen und den Vesuv sah; und an Aristoteles, den wahrhaft kosmischen Geist und Ordner des menschlichen Wissens.

Doch wir, schon zufrieden, nur mit dem leiblichen Auge eine so große Ordnung der Natur einmal angeschaut zu haben, steigen jetzt herab; denn es sinkt die Sonne hinter Ischia. Schon glüht das weite Meer im

Westen von dunklem Purpur, und der Fels von Ponza, der sich aus der Flut emporhebt, schön und fern, als läge er in einer andern Sphäre des Raums und Lichts, ist ganz durchglüht und erschimmert in durchsichtigem Purpurbrande. Also lebe wol, du schönes Eremiteneiland Capri!

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.